Dietrich Wilhelm Landfermann

Göttingen 1820.

Julius Klinkhardt, Leipzig.

Dietrich Wilhelm [illegible]

[illegible] Leben

Leipzig
Verlag von Karl [illegible]
1890

Julius Klinkhardt, Leipzig.

Dietrich Wilhelm Landfermann

Erinnerungen aus seinem Leben

Leipzig
Verlag von Karl Bädeker
1890

Die Grundlage des vorliegenden Buches bildet ein von einem Familiengliede zusammengestelltes Manuscript, dessen Inhalt fast durchweg auf eigenhändigen Aufzeichnungen, Briefen, Entwürfen des Verewigten, sowie auf persönlichen Mittheilungen der Seinigen beruht. Zunächst für die Familie und für die Freunde des Hauses bestimmt, schienen diese „Erinnerungen", als Lebensbild eines zu seiner Zeit von Vielen hochgeschätzten Schulmannes, doch auch für weitere Kreise, insbesondere für die Lehrer der Rheinprovinz, von Interesse. Von Freundeshand überarbeitet, werden sie hiermit der Öffentlichkeit übergeben.

Inhalt

I. Kindheit und Jugend. Soest.

Gebrochne Thürme, grüne Bäume,
Mahnend an Altes, Künft'ges auch,
Umhegten meiner Kindheit Träume,
Des Vaterhauses treuen Brauch.

Dietrich Wilhelm Landfermann wurde am 28. August 1800 zu Soest geboren. Sein Vater war der Pfarrer Johann Wilhelm Landfermann, seine Mutter Anna Elisabeth, geb. Stuve. Außer einem früh verstorbenen Sohn waren noch zwei Töchter diesem Bunde entsprossen, beide älter als Dietrich Wilhelm. Der Vater war um das Jahr 1762 geboren, hatte nach Ablauf seiner Studienzeit eine Hauslehrerstelle angetreten und später am Soester Gymnasium unterrichtet. Auch als er dann die Pfarre zu Sankt Georgen erhielt, blieb er der geringen Einkünfte wegen im Lehramt und war noch eine Reihe von Jahren als Konrektor am Gymnasium thätig. Später wurde er Prediger an der Wiesenkirche. Nach den noch handschriftlich vorhandenen Ausarbeitungen, Reden u.s.w. zu schließen, stand der streng rechtliche Mann, wenn auch eine etwas nüchterne Natur, mit tiefem Ernst in seinem Beruf. Dankbare Erinnerung an sein Wirken lebte in der Gemeinde und bei alten Schülern lange fort. Seine Gattin Anna Elisabeth war eine Frau von exemplarischer Frömmigkeit und guter alter Sitte. Früh schon hatte die harte Zeit des siebenjährigen Kriegs, in welche ihre Kindheit fiel, in ihr Leben eingegriffen. Ihr Vater, ein wohlhabender Landwirth und Kaufmann, fand einst vom Felde zurückkehrend seine junge Frau von der Zudringlichkeit französischer Einquartirung bedroht. Der Vater ergreift eine Mistgabel und ersticht den Franzosen. Er wird ins Gefängnis geworfen. Als die Magd mit dem

kleinen Kinde auf dem Arme ihm dorthin das Essen bringt, fangen Kind und Vater, der hinter den Gitterfenstern sitzt, und bald alle Umstehenden schmerzlich zu weinen an. Ein französischer Officier, bewegt von dem Anblick und die Schuld des Gefangenen in milderem Lichte betrachtend, giebt den Rath, da am anderen Morgen der Aufbruch stattfinden solle, möge er zu entweichen suchen, weil man ihn sonst auf dem Rückzug wohl erschießen würde. Als der Ausmarsch beginnt, verbirgt der Gefangene sich, als Rathsherr im Hause bekannt, indem er auf dem heimlichen Ort in die Grube steigt. Die Schildwache, ungeduldig, sucht vergeblich; der Gefangene hält aus, bis die Franzosen abmarschirt waren, und ist gerettet. Das Kind, dessen Thränen die Veranlassung zur Rettung seines Vaters wurden, war die Mutter unseres Landfermann.

Zwischen den beiden älteren Schwestern wuchs er heran und verlebte eine mehr träumerische als fröhliche Kindheit, wie es die ängstliche Sorgfalt der Eltern, ihn vor Unfällen und schädlichen Einflüssen zu bewahren, aber auch die Noth jener Tage mit sich brachte. Die Stadt Soest hatte außer ihren Bauwerken kaum noch eine Erinnerung au die frühere Bedeutung bewahrt; sie hieß nicht umsonst das große Dorf Westfalens, Landfermann bezeichnet sie einmal als eine Ruine. Die Beamten zeigten dort den gleichen Dünkel, der Soldatenstand die gleiche Anmaßung und Brutalität wie überall in Preußen vor der Katastrophe von Jena, um sich nach dieser an Gesinnungs- und Kopflosigkeit zu überbieten. Das geistige Leben war dem entsprechend. Der Rationalismus, welchen die lutherische Geistlichkeit der Stadt in Halle eingesogen hatte, fand sein Spiegelbild in der Frivolität der breiteren Schichten der Bevölkerung. Zu den wenigen Häusern aber, welche ernste Frömmigkeit und lebhaften preußischen Nationalsinn pflegten, gehörte das Landfermann'sche. Namentlich die Mutter muß es verstanden haben, durch Erzählungen mit festem historischen Hintergrund den vaterländischen Sinn frühzeitig in den Kindern zu wecken. Ihr

verdankte Landfermann nach seinem eigenen Urtheil „manches vom Besten, was er in Geist und Gemüth besaß". Eine der Erinnerungen aus ihrem Elternhause hatte sich dem Knaben besonders tief eingeprägt. Ein französischer Officier stand vor der Roßbacher Schlacht im großväterlichen Hause vor dem Bilde Friedrichs II. Höhnend rief er: „Das ist der Konik von Preißen, dem wolle wir die Krone abreißen." Nach der Schlacht auf eiligem Rückzug lag er in Soest in demselben Quartier; da zog er mit Ehrerbietung den Hut vor dem Bilde ab und sagte: „Ah! kroßer Konik, kroßer Monark!"

Zu den frühesten eigenen Erinnerungen Landfermann's gehörte ein Spießruthenlaufen, dem er als Kind auf dem Arme der Magd beigewohnt hatte. Der Delinquent hatte sich durch Selbstmord seinem Soldaten-Elend entziehen wollen. Seine Wunde — er hatte sich einen Kinnbacken weggeschossen — wurde geheilt; er mußte durch die Gasse laufen. Eine andere Erinnerung war die, wie der Minister von Hertzberg die Seidenraupenzucht befördern wollte durch Anpflanzung von Maulbeerbäumen, welche 1809 unter Darmstädter Regierung bei eingetretenem Holzmangel von der Stadt gefällt wurden. Ferner erinnerte er sich, daß der preußische Kommandant die Bürger zwang, im Herrendienst auf Leitern Steinchen auf die Stadtmauer zu tragen, um das Desertiren über die Mauern zu verhindern, und von den acht Stadtthoren sechs geschlossen hielt, nur zwei für die Post von Berlin nach Wesel offen lassend, um weniger Wachen gegen Desertion zu bedürfen und von den Landeskindern mehr beurlauben zu können, deren Traktament für diese Zeit er und der Kompagniechef behalten durften. Trotzdem blieb der preußische Sinn kräftig: Ich weiß noch, wie ich im Bette jubelte (1806), als mein Vater erzählte, rothe Husaren hätten Franzosen, von denen es damals im Darmstädtischen (d. h. Arnsbergischen) wimmelte und die in Soest Arznei holten, erwischt und durchgehauen. Als die Nachricht kam, Prinz Louis Ferdinand

sei geblieben, sank die Mutter mit dem Schrei „o Gott, o Gott!“ vom Stuhl; der Knabe verstand noch nicht, daß geblieben nicht heiße übrig geblieben, sondern gefallen.

Preußische Soldaten, erzählte Landfermann, habe ich damals kaum gesehen außer den Schildwachen, als mir mein Vater auf dem Pollhof die damals (bei der Infanterie) üblichen Regimentskanonen zeigte, auch Franzosen nicht, erfuhr aber, daß mein Vater einen starken Beitrag von 56 Thlr. zur französischen Kontribution zahlen, ein altes Gewehr abliefern und ein Paar feine Schuhe stellen mußte, die er selten und nur zu seidenen Strümpfen trug. Die Mutter kam zornig aus einem Kafee, der, wie sie erst dort erfahren, der Dame (?) des französischen Kommandanten zu Ehren geladen war. — Von Präsident Regenherz hörte ich erzählen, er habe einen Bürger aufgefordert, das preußische Herz aufzugeben. — Ein Knabe erschien unter seinen Kameraden mit einer preußischen Soldatenkappe, die vorn das Bild einer Gans trug, und versicherte uns hartnäckig, das echte preußische Wappen sei eine Gans ohne Fittiche, was Erwachsene dem Kinde eingeredet haben mußten. — Um 1810 hörte ich einen der Pfarre pachtpflichtigen Bauer wegen Bauten auf dem Hof mit dem Vater berathen; der Bauer meinte, er wolle damit warten, bis sie wieder preußisch wären, worauf der Vater sagte, dazu müsse Jeder helfen. Der Bauer meinte, er wolle dafür seinen besten Ochsen geben, schauderte aber, als er hörte, er müsse dafür selbst das Gewehr auf die Schulter nehmen. Er mochte an das Elend der früheren preußischen Soldaten denken. — Der napoleonische König Hieronymus bot oft Gelegenheit, das französische Wesen lächerlich zu machen. Den sonst in Soest beliebten Rothwein wollte Niemand mehr trinken, weil Jerome Rothweinbäder zur Stärkung nahm und den gebrauchten Wein durch seine Kammerdiener verkaufen ließ. Seine beiden deutschen Phrasen: „Morken wieder lustik“ und „Ik werde euch swingen mir su lieben,“ welche letztere er Deputationen gegen-

über und bei Empfängen auf Durchreisen zu gebrauchen pflegte, zugleich seine ganze Kenntnis der deutschen Sprache ausmachend, vermehrten die allgemeine Verachtung. Zur Schilderung seiner gemeinen Habsucht erzählte Landfermann gerne folgenden Zug. Bei einer Durchreise im hannöverschen Städtchen Melle sollte der Bürgermeister ihm auf geliehenem silbernen Teller ein Gedicht überreichen; es war ihm aber eingeschärft, den Teller ja sich nicht entreißen zu lassen. Jerome greift nach dem Teller, findet Widerstand, zerrt hin und her und läßt schließlich so plötzlich los, daß der Bürgermeister rückwärts — es war regnerisches Wetter — in den Dreck fällt, aber mit dem jubelnden Ausruf: „Ik hew' ihm noch!"

Die lebendigsten Erinnerungen aber blieben ihm an die Zeit der Erhebung; noch im hohen Alter flossen ihm die Thränen, wenn er erzählte, daß er habe zurückbleiben müssen, als so viele Mitschüler als freiwillige Jäger mit vor Paris zogen. Doch konnte er helfen, die durchziehenden befreundeten Truppen zu verpflegen. Mit welchem Jubel wurde die erste Patrouille Kosaken begrüßt, die gleich hinter den abziehenden Franzosen auf kleinen struppigen Pferden mit langem Spieß und spitzem Bart in die Stadt sprengten, laut fragend: „Nix Franzuß, nix Franzuß?" Von ihrem Lieblingsgericht, Sauerkraut mit Schinken, wurde eine solche Menge, auch im Pfarrhause, gekocht, daß, als die erwarteten Massen-Einquartierungen ausblieben, die ganze Stadt, so zu sagen, längere Zeit nur von Sauerkraut lebte. An der Hand des Vaters besuchte er später das vor der Stadt errichtete Lager. Da das Pfarrhaus geräumig war, so wurden dort stets Officiere einquartiert. Die Russen bekamen grundsätzlich nur alte Betten: ein russischer Officier hatte sich mit Stiefeln und Sporen in das Federbett gelegt; ein anderer beschäftigte sich in seinem Quartier des Nachts damit, sich das Ungeziefer abzusuchen, was der Knabe durch die mit Glas versehene Zwischenthür aus seiner dunklen Schlafkammer sehen konnte. Längere Zeit waren schwedische Soldaten im Quartier in Soest,

da ihr Anführer Bernadotte bekanntlich nicht eilte. Die feierliche Begrüßung beim Appell jeden Morgen („Grüß euch Gott, Vater!" „Dank euch, Kinder!"), daß sie im Freien dann die altbekannten Choräle angestimmt, — diese Verbindung von Fremdländischem und doch heimisch Bekanntem prägte sich dem empfänglichen Knaben tief ein.

Frühzeitig begannen für Landfermann die Lehrjahre. Den ersten Unterricht ertheilte der Vater selbst, der dem Lehrberuf, wie der Sohn später bezeugt, mit ausgezeichnetem Eifer und Glück oblag. Vom achten Jahre an besuchte der Knabe das Gymnasium. Daneben erhielt er Privatunterricht im Rechnen, Schreiben, Zeichnen und im Französischen; auch Musikstunden und Tanzkurse fehlten nicht. Das große Bilderwerk von Bertuch und eine für die damalige Zeit und die Verhältnisse ungewöhnlich ausgedehnte Büchersammlung boten weitere geistige Anregung, wie überhaupt der Vater mit seltener Treue dem einzigen Sohne was er vermochte bot, um ihn geistig und leiblich wohl ausgerüstet ins Leben einzuführen.

Das Soester Gymnasium war zur Reformationszeit von den Bürgern der Stadt nach einem von Melanchthon entworfenen Plane gegründet worden. Lange erfreute sich diese Schule eines wohlverdienten Rufes, allein im Anfang des Jahrhunderts litt sie unter ungünstigen Verhältnissen. Unter mancherlei Nothständen war die Bürgerschaft verringert, der Muth schwand, Mittel, die Lehrerstellen ordentlich zu besetzen, waren nicht vorhanden. Junge Leute, die eben erst die Schulbank verlassen, traten als Lehrer auf, um zu gleicher Zeit nach besseren Stellungen auszuspähen. Auch die Basedow'schen Wirren hatten die Anstalt ergriffen; das Alte hörte fast plötzlich auf, das Neue hatte sich noch nicht befestigt, die Mißlichkeiten der Übergangszeit traten grell hervor. Der Tag von Jena sollte noch weiteren Schaden bringen. Der Realismus bedrängte den Humanismus auch in den Schulen. „Die Schulen,

welche nicht sowohl den gewöhnlichen Nutzen als vielmehr nach väterlicher Sitte die schönen Künste pflegen müßten und wollten, wurden entweder gänzlich vernachlässigt oder sogar zu Grunde gerichtet."

Mit dreizehn Jahren wurde der Knabe in die Prima versetzt. In dieser Klasse hatte der damalige Rektor Seidenstücker*) fast den gesammten Unterricht. Er scheint einen bedeutenden Einfluß auf alle Schüler ausgeübt zu haben. „Der sehr hervorragende Mann, dessen Gedächtnis alle, die jemals seine Schüler waren, aufs dankbarste bewahrt haben, hat sich auch um mich aufs beste verdient gemacht," schreibt Landfermann. Nur beklagt er, daß Seidenstücker allen Fleiß zu ausschließlich auf Schärfung des Urtheils und Geistes verwandt habe, so daß es oft an dem Unterbau sicherer und gewisser Kenntnisse gefehlt hätte; auch er selbst habe noch später dafür büßen müssen.

Des Vaters Wunsch und die Rücksicht auf die häuslichen Verhältnisse hielten ihn länger im Schoß seiner Familie zurück, als unter jetzigen Verhältnissen denkbar wäre, und so verbrachte er fast sieben Jahre in Prima, den gewöhnlichen Kursus stets wiederholend. Die sehr zahlreichen Mußestunden wurden mit Lektüre, vorzüglich alter Schriftsteller, unter der trefflichen Leitung Seidenstücker's ausgefüllt. Nach dessen frühem Tode übernahm der Rektor Johann Friedrich Reinert die Leitung der Schule (Sommer 1819). Auch er wurde nach wenigen Monaten (1820) bereits diesem Amte durch den Tod entrissen. Der Einfluß dieser Männer war es, der den Jüngling für das Studium des klassischen Alterthums bestimmte. Mit Reinert's Berufung nach Soest kam dort

*) Mag. Joh. Sch. Phil. Seidenstücker aus dem Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen, zuerst Rektor zu Lippstadt, am 8. Oktober 1810 als Rektor zu Soest eingeführt, legte den Grund zu einer förmlichen Schulbibliothek, erhielt als Anerkennung seines verdienstvollen Wirkens 1815 den Titel eines Schuldirektors; † 1817, 23. Mai.

die preußische Gymnasialordnung erst zur Durchführung. Nur so erklärt sich, wie für Landfermann ein fast siebenjähriger Aufenthalt in Prima möglich war. Einige Angaben aus dem Lehrplan des Schulprogramms von 1816 mögen das erläutern. Derselbe weist für Prima außer 8 St. Latein, 5 St. Griechisch, 4 St. Französisch (drei Sprechen, in der vierten Aufsätze und theilweise Lektüre der Rhetorik von Doculuty), 2 St. Hebräisch, 2 St. Englisch, 2 St. Italiänisch auf; in letzteren wurden z. B. die Novellen des Boccaccio gelesen. In der Ordnung der Redenden bei der Prüfung und Redeübung ist aufgeführt unter Nr. 5: Landfermann, „Blühdorn, der Prediger als Vaterlandsvertheidiger". Für seinen Privatfleiß in jener Zeit nur ein Beispiel. In den drei ersten Wochen des August 1817 las er kursorisch die ganze Ilias. Am 22. August begann er die Lektüre des Froschmäusekriegs. Die homerischen Hymnen (in der Ausgabe von Wolf, Leipzig 1807) begann er am 15. des „6. oder Rettungsmonats" 1818. Auf die eigenthümliche Stellung des langjährigen Primaners nahm Reinert besondere Rücksicht. Er leitete namentlich seine Privatlektüre, so daß er als Gymnasiast wohl schon mehr alte Klassiker gelesen hatte, wie mancher Philolog am Schlusse seiner Studienzeit. Überhaupt gewannen diese letzten Monate der Gymnasialzeit durch Reinert's Persönlichkeit besondere Anziehung. Er kam aus Detmold und Lemgo und mit ihm eine ganze Schar seiner bisherigen Schüler, die nicht von ihm lassen wollten, unter denen auch Landfermann manchen treuen Freund fand. Äußerlich anscheinend ein unbedeutender, schwächlicher Mann, imponirte der Rektor seinen Schülern doch gewaltig, und mit Freuden hörten und erzählten sie weiter, wie er auch den Bürgern Achtung einzuflößen wisse. Ein Schüler sollte wegen wiederholter grober Diebereien entfernt werden. Der Vater, ein angesehener wohlhabender Mann, glaubte dem unscheinbaren, fast ängstlich aussehenden Rektor gegenüber die Gefahr mit einer Bestechung abwenden zu können. Aber wie

machte er sich eilend davon, als der kleine Mann in seiner sittlichen Hoheit ihm entgegentrat und ihm den Standpunkt klar machte. Auch menschlich wußte Reinert seinen Schülern nahe zu treten und ihnen den Weg zu zeigen. Auf einem Spaziergange hatten Primaner einen verkommenen Menschen auf der Landstraße gefunden, der es verstand, als angeblicher Märtyrer für die Sache des Vaterlandes ihre besondere Theilnahme zu erwecken. Er wurde von den jungen Leuten reichlich unterstützt und ausgestattet, erwies sich aber später als gemeiner Betrüger. Da sagte, als die Sache ruchbar geworden, der Rektor zu ihnen: „Ich höre, ihr seid in so schmerzlicher Weise betrogen worden; nun ich hoffe und wünsche, daß es nicht das letzte Mal gewesen ist."

Während eben dieses langen Aufenthaltes in Prima absolvirte er noch seinen einjährigen Militärdienst; am 7. Januar 1819 trat er bei der 12. Kompagnie des 13. Infanterie-Regiments ein. Unter dem 6. December 1819 wird ihm bescheinigt, daß er sich „vermöge seiner erworbenen Dienstkenntnisse und seines bewiesenen anständigen und guten Betragens zur Würde eines Officiers bei der Landwehr" eigne. Auch erwies er sich, wie ein späteres Zeugnis besagt, dem Bataillon dadurch nützlich, daß er in einer Klasse der Bataillonsschule Unterricht ertheilte. Sein Verhältnis zum Gymnasium blieb unverändert: kam er des Morgens vom Exerzieren oder den Schießübungen zurück, so durfte er mit Sack und Pack in seine Klasse gehen, stellte sein Gewehr in die Ecke und setzte sich auf die Schülerbank.

So kam der Herbst 1820 heran, in dem der Jüngling das Gymnasium verlassen sollte, um zunächst in Göttingen Philologie zu studiren. Sein Zeugnis ist vorzüglich: es wird ihm bezeugt betreffs seiner Aufführung, daß er stets die Liebe und Freundschaft seiner Mitschüler besessen, sich stets als folgsamer Schüler betragen und sich der Liebe seiner Lehrer erfreut habe; „er hat immer einen ausgezeichneten Fleiß gezeigt und ganz vorzügliche Kenntnisse in

den alten Sprachen einschließlich der hebräischen und ausgezeichnete Kenntnisse in der Mathematik, Algebra, Geometrie, Trigonometrie und in der Physik bei der Prüfung an den Tag gelegt; so wie auch seine schriftlichen Arbeiten bewährten, daß er richtig und fehlerlos Latein und Griechisch schreiben könne und er sich bereits einen guten deutschen Stil angeeignet habe. Die alte Geschichte und Geographie war ihm sehr bekannt und in der deutschen Litteraturgeschichte zeigte er gute Kenntnisse."

Von seiner nicht gewöhnlichen sittlichen Reife zeugen auch seine Valediktionsrede und eine Ansprache, die er kurz darauf bei der Jahresfeier der Leipziger Schlacht am 18. Oktober 1820 hielt. Ungeachtet des jugendlichen Überwiegens des Gefühls, das sich unbedenklich allen die Zeit bewegenden Strömungen hingiebt, spricht aus ihr eine sittlich ernste Gesinnung und warme patriotische Begeisterung. Wir lassen sie hier folgen.

„Meine Brüder!

„Was uns hierher versammelt hat, den Geist, der unsre Herzen erfüllt, den Gedanken, der vor unsrer Seele schwebt, indem wir diese Feier begehen, den will ich, aufgefordert von euch, ehrlich und einfältig, wie es sich geziemt für einen Tag wie der heutige, in Worte fassen. Ihr kennt den Willen; lasset ihn für die That gelten.

„Zuerst denn, was uns dieser Tag gebracht hat, und dann was wir von ihm erwarten. — Soll ich hier des Elends gedenken, das die Fremden über uns geführt und von dem er uns befreit hat? wie unsre Väter, unsre Brüder ihr Blut vergießen mußten im Dienste des Unrechts für Zwecke, die ihnen fremd waren? wie Ketten und Tod der freien Rede sicherer Lohn waren? wie von oben herab bis zu dem untersten Staatsdiener nur ein Geist der Lüge, der Frechheit, der Willkür, der Menschen- und Gottes-Verachtung, der Verspottung alles Geistigen waltete? wie

das allein in Ehren stand, was dienen konnte, das Zwingherrnreich zu befestigen? wie nur solchem das Mark der Länder geopfert ward? — Ach, die Tage unsrer Kindheit sind ja in jenen jammervollen Zeitraum gefallen, und nicht einmal auf ihre harmlosen Spiele blieb das allgemeine Elend ohne Einfluß. Darum bedarf ja keiner von uns der ausführlichern Erinnerung an jene Jahre, um mit heißem Danke den Tag zu feiern, der so wie die Macht des Zwingherrn, so auch seine Schöpfung untergrub.

„Und was haben ferner diese Siegestage gebracht? wofür haben sich die theuren Opfer in den Tod gegeben? Nicht ist etwa ein Herr um einige Morgen Landes reicher geworden, um die der andere ärmer ward: das erbärmliche Ende gewöhnlicher Fürstenhändel! Wahrlich etwas Höheres haben die Waffen und die Gesinnung der Völker errungen. Eine neue Gestalt der Dinge ist aus dem kostbaren Blute erwachsen, anerkannt ist es, daß Recht und Gesetz der Grundsatz des Staatslebens wie des Bürgerlebens sein muß, und ein mächtiges Streben hat sich durch ganz Europa erhoben, zu trachten, wie man echte Bürgerfreiheit erwirbt auf unblutigem Wege.

„Und nun das Dritte. Was Jahrhunderte in Deutschland nicht gesehen, ein freies Zusammentreten aller Gaue, ein inniges Übereinstimmen des gesammten Volkswillens und des Fürstenwillens, ein treues festes Zusammenhalten bis ans Ende, das war die Saat, die, zur Zeit der Trübsal in Thränen gesäet, bei Leipzig in Freuden geerntet wurde. Dieses unvergeßliche Beispiel für uns und für die Nachbarvölker, was unser Volk vermag in Einigkeit und Treue, wäre wahrlich allein schon nicht zu theuer erkauft mit allen jenen Opfern! Wieder haben wir einen Tag, der eine lange Nacht zu erhellen vermag, einen Ehrentag, der tausend andere aufwiegt!

„Lasset mich nun unsrer Erwartungen von diesem Tage gedenken.

„Hohe Hoffnungen hatten jedes Herz erfüllt, als die Kunde von diesem Tage durch die Länder flog, und als der erste Jahrtag kam, da standen auf allen Höhen freudige Haufen, wie wir heute, um die Flammen. Aber die sind erloschen. Kein Siegesfeuer sehen wir das unsrige begrüßen, einsam steht es, und dunkel sind die Höhen rings umher, und ein Fürst, dem der Abglanz dieser Feuer aus der Verbannung heimgeleuchtet in die Burg seiner Väter, der hat in diesen jüngsten Tagen ihre Erneuerung verboten. Möchte das jedoch sein. Nicht jeden Geist spricht sie an, unsre herzliche Feier. Aber auch die Erinnerung beginnt zu welken. Nicht oft mehr werden die theuren Namen genannt. Vergeblich haben unsre Sänger sie gesungen. Ihre Lieder sind nicht mehr lebendig. Noch sind sie nicht vermodert, die treuen Todten, und fast sind sie vergessen.

„Wie deuten wir uns dieses Zeichen? — Die Menge, die nur sich allein, nicht sich in dem Ganzen sieht und liebt, vermochte es nicht, den Sieg des Geistes in dem Siege körperlicher Kräfte zu erblicken und wie seine rechte Frucht nur geistig sein müsse. Sie hatte Überfluß nach dem Mangel, Ungebundenheit nach den Lasten erwartet. Das aber konnte die schwere Zeit nicht geben, und so verschwand, da der Genuß nicht erschien, auch die Bewunderung der großen Zeit.

„Doch ihnen ist Recht widerfahren. Denn sie haben auf das Fleisch gesäet und haben vom Fleische geerntet.

„Aber nicht die Menge allein hat sich getäuscht in ihren Erwartungen. Lasset es uns gestehen, auch wir haben Anderes gehofft. Und das war nicht der flüchtige Traum leichtsinniger Jugend. Vor uns und mit uns haben gereifte Männer, die wir mit Ehrfurcht nennen müssen, dasselbe gehofft, dieselbe Hoffnung ausgesprochen. Aber hatte diese Hoffnung auch nichts gemein mit der niedern Hoffnung jener Menge, so ruhte doch ihre Eitelkeit in ihrem Wesen. Was nur lange Jahrhunderte zu bilden vermögen, das

sollte, so hatten wir gehofft, das Werk weniger Jahre, wohl gar eines Augenblicks werden, und auf die Ewigkeit der allgemeinen Begeisterung, die nie dauernd sein kann, war gerechnet. Daß aber diese Hoffnung vereitelt ward, wie sie es werden mußte, das hat so viele und edle Gemüther schmerzlich ergriffen und die am meisten, in denen die Begeisterung am längsten und höchsten bestand.

„Sind jedoch diese Hoffnungen untergegangen, so sind sie doch wahrlich nicht alle erstorben. Hohe Hoffnungen leben noch in uns. Welche Hoffnungen?

„Zuerst die Hoffnung, daß die Erinnerung an diese Tage nicht ganz verschwinden werde aus dem Geiste der Wackern, der Sprecher der Völker, die den Geist ihrer Zeit schaffen und leiten, daß sie nicht aufhören werde Frucht zu tragen für alle Zeiten. Gedenken werden die Fürsten, welche Opfer die Völker gebracht, und was sie, nicht als Gnade, als unbestrittenes Recht verlangen. Sie werden, das hoffen wir, nichts vergeuden von dem hohen Gute, sie werden nicht drehen und deuteln an dem heiligen Kaiserwort.

„Und die Völker, so hoffen wir, werden stets gedenken was zu dem Ziele geführt hat: ehrliches aber freies und offenes Vertrauen zu den Fürsten, Treue und Einigkeit, Kraft und freudige Opfer. Und wenn je wieder von innen oder außen für Licht und Recht Gefahr droht, dann wird die Erinnerung an diesen Tag das Banner sein, um das sich alle Wackern zu einer treuen Heerschar versammeln. So spricht der Sänger:

> Wenn der Erbfeind wieder erwacht,
> Unser Feldgeschrei sei die Leipziger Schlacht.

„Aber wer ist der Erbfeind? Nimmermehr das irregeleitete jetzt tiefgebeugte Nachbarvolk, oder irgend ein anderer Staat. Wahrlich die Zeit ist da, allem Volkshaß die Thür zu weisen, der immer in Dummheit oder Bosheit seinen Grund hat, und mit dem

Volkshaß dem Volksstolze, der allezeit aus Dummheit oder Trägheit, die auf fremdem Verdienst zu ruhen liebt, wächst.

„Wer ist denn der Erbfeind?

„Es ist der Geist der Selbstsucht, die kein Ganzes kennt, nur das einzelne Selbst, die keine Brüder liebt, nur sich selbst, die jegliche Sünde erzeugt und groß zieht. Das ist der Erbfeind. Wollte Gott, daß wir sein Erwachen zu fürchten hätten, daß er schlummerte. Aber er wacht, frei und frech regt er sein Haupt aller Orten, und wenn du ihn zu Boden geworfen, erhebt er sich neu gestärkt, wie der Riese der Sage. Diesen Erbfeind nun zu schlagen, dazu werden, so hoffen wir, die wackern Kämpfer erwarmen an der Erinnerung an den großen Sieg, der an diesem Tage bei Leipzig über ihn errungen ward. Dieser Tag wird ihnen sagen, daß ihr Wirken nicht fruchtlos ist, daß nicht vergebens seit Jahrtausenden alle die Edeln gewirkt haben, er wird sie stärken, daß sie nicht kleinmüthig werden und verzagen.

„Aber sollen wir nur müßig stehen und in dumpfer Ruhe ansehen, wie die wackern Streiter ringen? Nimmermehr! Müßig haben wir wohl gestanden in jenen Tagen der Entscheidung, denn unser Arm war zu schwach. Kein Opfer haben sie uns gekostet, denn fern war der Wahlplatz von unsrer Heimath. — Es war eine schwere schwüle Nacht, in der wir schlummerten. Und als wir aus dem schweren Schlummer, von den bangen Träumen erwachten, da hatte die Sonne die Nebel zerrissen, und die Wolken waren verschwunden ohne daß wir es gewahrt hatten, und wir hatten den Donner nicht rollen hören, und die Hütten, die das Unwetter zertrümmert, und die Herzen die es gebrochen hatte, die waren fern, und wir kannten sie nicht, und keine Leiche lag kalt und blutig auf der Wahlstatt, die uns im Leben näher gestanden.

„Aber eben weil wir damals noch müßig standen, wollen wir, wenn die Zeit gekommen ist, thun was wir vermögen.

„So wollen wir uns denn verschwören in dieser schönen

Stunde für den heiligen Dienst der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Freiheit.

„Dem Dienste der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Freiheit weihen wir unser Leben! Zur Rüstzeit für diesen Dienst weihen wir unsre Jugend!

„Lasset euch nur nicht irre machen durch den Wahn, daß das Wirken des Einzelnen nur eitel sein könne. Denn so spricht der Heiland: Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und säete es auf seinen Acker, welches das kleinste ist unter allem Samen: wenn es aber erwächst, so ist es das größeste unter dem Kohl, und wird ein Baum, daß die Vögel unter dem Himmel kommen und wohnen unter seinen Zweigen.

„Und also spricht ein verewigter Sänger:

Laßt nur erst alle Kleinen
Recht fromm und würdig sein.
Dann soll es bald erscheinen,
Wie Freiheit will gedeih'n.

„Lasset uns ferner nicht irre werden über den Gedanken, in welcher Ferne der gehoffte Sieg über die Selbstsucht liegt. Den Tag des Lebens, den er bringen soll, werden wir wohl nicht schauen, aber seine Morgenröthe, und wenn wir gethan haben, was an uns war diese Morgenröthe herbeizuführen, dann werden wir in Ehren eingehen zu der ewigen Heimath.

„Und du, unser Vater, höre gnädig unser Gelübde. Walte über uns, wappne uns mit Kraft, daß wir den Schwur bewahren mögen in treuem Herzen und ihn üben mögen mit kräftigem Geiste! — Walte über unserm Vaterlande, über allen deinen Kindern, auf daß die Erde werden möge ein großer Tempel der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Freiheit!

„Lasset uns beten:

„Der Herr segne uns und behüte uns, der Herr lasse leuchten

sein Angesicht über uns und sei uns gnädig! Der Herr erhebe sein Angesicht auf uns und gebe uns seinen göttlichen Frieden und Segen!

„Amen! — Und alles Volk spreche Amen!“

Ein Stammbuch, welches Landfermann zu Ende der Soester Zeit anlegte, leitet er selbst mit einigen Versen ein:

„Den Wackern, die das Ziel der Freundschaft kennen,
Das ernste Ziel, zu freien frommen Werken
Den stolzen deutschen Jünglingsmuth zu stärken,
Und die voll Lust die Heldenlaufbahn rennen;
Doch die auch Scherz und Freude nicht verachten,
Und allem Edlen, Herrlichen zu Ehren
Mit Lust den vollen deutschen Becher leeren,
Nach Eichenkränzen und nach Myrten trachten;
Vor allen noch den zarten deutschen Frauen,
Die freundlich hin auf meine Jugend schauen,
Die fromm bewahren treue Züchtigkeit:
Ein dauernd Denkmal sei euch hier geweiht!“

Zahlreiche Eintragungen seiner Schulfreunde zeigen, daß alle mit burschenschaftlichen Ideen erfüllt waren. Einem derselben widmet er seinerseits folgende Zeilen ins Stammbuch:

„Es reget sich im Vaterland
Ein freier Ritterorden;
Den hat kein Zwingherr ausgesandt,
Aus sich ist er geworden;
Ein Häuflein ist es fromm und treu,
Ein Banner ist es stark und frei,
Das immer ehrlich kämpfet.

Das ist der Männer stolze Schar,
Die lebt und stirbt fürs Rechte,
Die wie ein Fels steht kühn und wahr,
Ein Leuchtthurm durch die Nächte.

Sie hält kein sichtbar irdisch Band,
Doch wer das Ritterthum erkannt,
Der kann davon nicht lassen.

Und auch ein lust'ger Knappenhauf
Ringt nach dem Ritterschlage,
Und gehet freudig dran und drauf,
Ob er das Ziel erjage.
Doch werden Ahnen nicht gezählt,
Zum Heerschild ist das Recht erwählt,
Wer Rechtes will, soll Knapp' sein.

Und dieser lust'gen Knappenschar
Sind, mein ich, wir auch eigen.
Doch ob's ein rechtes Wollen war,
Muß That und Rede zeigen.
Laß ab von falscher Ritterschaft!
Der echten strebe nach mit Kraft:
So wird der Knapp ein Ritter."

II. Auf der Hochschule. Göttingen und Heidelberg.

Die Zeit ist arm, doch Hohes kann sie geben;
Das Höchste beut sie: Tod für's Vaterland.
Und ist's nicht Tod, so sei's ein treues Leben.
Für alles Heil'ge, das das Herz erkannt,
Für Freiheit, Recht und Sitte bis an's Ende,
Daß sich der Fluch von unserm Volke wende.

Im Herbst 1820 bezog Landfermann die Universität Göttingen, um Geschichte und Alterthumswissenschaft zu studiren. Ein früher flüchtig aufgetauchter Gedanke, sich dem ärztlichen Beruf zu widmen, war rasch entschwunden. Am 22. Oktober wanderte er mit zwei Soester Studiengenossen, Roeder und Cappel, nach

Göttingen, wo sie schon nach drei Tagen eintrafen. Hier empfing sie ein anderer Landsmann, Seidenstücker, der ihnen auch die Wohnung bei einem wohlhabenden Schuhmacher besorgt hatte. „Sie liegt," wie Landfermann (20. December 1820) einer Schwester schreibt, „an der Straße von Göttingen. Unsere Stube ist recht freundlich und geränmig, recht sauber tapezirt und mit einem hübschen Sofa, Kommode, Sitzpult, Bücherschrank, zwei Stehpulten, Gardinen und Rouleaus und Allem, was sonst dazu gehört, recht gut möblirt. Die Schlafkammer ist ebenfalls freundlich gemalt und gesund. Außer uns wohnen noch vier Studenten hier im Hause, von denen wir aber nur einen einzigen einigermaßen kennen gelernt haben. Die anderen können uns auf der Treppe umlaufen, ohne daß wir einander grüßen, wie es hier überhaupt Sitte ist. Unsern Wirth habe ich ebenfalls kaum gesehen, viel weniger ein Wort mit ihm gewechselt." Ebenso schildert ein etwas späterer Brief an die Schwester (20. December 1820) das einfache Studentenleben: „An die schlechtere Kost werden wir uns schon gewöhnen. Des Mittags lassen wir, einige Soester zusammen, das Essen holen. Des Abends giebt es ein Butterbrot, wozu die Eßwaaren aus der Heimath sehr dienlich waren. Zuweilen gehen wir auch in eines der zahlreichen Speisehäuser. Wenn ich das Verlangen abrechne, zuweilen bei Euch zu sein, so habe ich meine Zeit bisher recht vergnügt zugebracht. Ganz in unserer Nähe wohnen noch vier Soester Schulbekannte, und ein fünfter auch nicht weit. Wir besuchen einander manchmal in Feierstunden. Außerdem haben wir eine ganze Anzahl neuer Bekanntschaften gemacht, dem Anschein nach wackere Leute aus allen vier Ecken Deutschlands, aus der Schweiz und aus Pommern. So sind wir doch nicht mehr in der unangenehmen Lage, überall nur fremde Gesichter zu sehen, was bei dem steifen Ton, der meist unter den 1300 Studenten, die hier sind, herrscht, doppelt verdrießlich sein muß."

„Ziemlich fleißig gearbeitet," so heißt es in dem Briefe vom

21. Februar 1821, „aber nicht beständig, sondern auch lustig herumgelaufen auf Spaziergängen und dergleichen, manchmal auch ein paar Stunden weit nach verfallenen Burgen, deren hier manche recht schöne sind, daneben auch wohl ein fröhliches Gelag mit Freunden und Brüdern. Da hast Du also in der Hauptsache mein ganzes hiesiges Leben."

An den Ereignissen in der Familie daheim nahm er aber lebhaftesten Antheil, so an der Verlobung seiner Schwester Mine mit dem Rendant Mettegang im Anfang des Jahres 1821.

Unter den Göttinger Docenten jener Zeit war es selbstverständlich Karl Otfried Müller, der ihn am meisten fesselte. Der klare, übersichtliche Vortrag Müller's, frei von allem rhetorischen Beiwerk, die idealische Gesammtauffassung seiner Wissenschaft machten auf den eifrigen und begabten Zuhörer den tiefsten Eindruck: „er (M.) glaubte mit eigenen Augen zu sehen, wie die alten Völker lebten, wie sie fühlten und dachten. Und nie hat es der gelehrte und in Wahrheit philologische Mann vergessen, ja es als seine Aufgabe angesehen, die Schüler zu einer richtigen Studienart hinzuführen." Doch habe er ihm in die sehr dichte Finsternis der ältesten griechischen Geschichte weder folgen können noch wollen. Wenn es Müller aber bei aller Lebendigkeit seiner Darstellung versagt war, seine Zuhörer zu methodischer Detailforschung auch auf dem formalen Gebiet anzuleiten, so ergänzte ihn in dieser Beziehung der feinsinnige Grammatiker Ludolf Dissen, dessen Vorlesungen über Demosthenes und Terenz Landfermann hörte. Weniger fühlte er sich durch die damaligen Vertreter der Philosophie in Göttingen angezogen. Dagegen veranlaßte ihn der Historiker Heeren zu eingehender Beschäftigung mit Herodot, und in persönliche Beziehungen, die sich später besonders folgenreich erweisen sollten, trat er zu dem Mediciner Marx, dessen Vorlesungen über Anthropologie er besuchte.

Übrigens verlief der Aufenthalt in Göttingen ohne besondere

Ereignisse. Ein Unfall, der im Anfang des Jahres 1821 Landfermann's Freund Roeder aus Soest betroffen — er hatte beim Fechten ein Auge eingebüßt und schwebte wochenlang in großer Gefahr, — verzögerte die Heimreise in den Osterferien beträchtlich. Zu Pfingsten des Jahres unternahm er eine Wanderung nach dem unteren Rhein, die bis Aachen ausgedehnt werden sollte, jedoch wurde dies Ziel nicht erreicht. Am 18. Juni wurde dann wieder in Göttingen der Jahrestag der Schlacht bei Belle-Alliance gefeiert. „Mittags war eine Mahlzeit von 200-300 Studenten unter freiem Himmel, man dachte der Gnade Gottes und feierte bei blasendem Spiel und Gesang, dabei sprachen einzelne passende Gedächtnisreden; den Nachmittag zogen wir in den Wald und blieben da in einzelnen Haufen bis an den Abend, wo noch ein Feuerwerk und Kommers war. Bei Euch ist der hohe Festtag wohl ohne Sang und Klang vorüber gegangen. Weil er eben nicht geholfen hat den Geldsack zu füllen, hat ihn die stumpfsinnige Menge vergessen." Einen Einblick in Landfermann's Anschauungen giebt auch folgender Brief an einen Freund, vom 7. Juli 1821: „Die Reise ist glücklich vollendet. Ich bin drei Wochen unterwegs gewesen, und habe in der Zeit viel Schönes, auch viel Betrübtes gesehen und gehört. Der alte Rhein bleibt treu und fest, wie auch die leichtsinnige Zeit um ihn her wankt. — Hierbei kommt das versprochene Liederbuch. Die Weisen dazu sind leider nicht mehr zu haben. Das ist ein großer Mangel für Dich, doch sind die Lieder auch schön und gut zu lesen und viele Weisen werden Dir bekannt sein. Es sind lauter Kinder unsrer ernsten Zeit, und ihr Zweck ist, so viel es sich durch Lieder thun läßt, den so ganz erstorbenen Sinn für ein freies gleiches Gemeinwesen, für Recht und Vaterland wenigstens bei der Jugend wieder zu wecken. Ja, das ist mir, seitdem ich hier bin, klar und fest geworden, daß sich Keiner ohne schwere Sünde der innigsten Theilnahme an allen Leiden und Freuden seines Volks und Vaterlands entziehen kann, und daß es jedem, der mit Ehren

leben und sterben will, zukömmt mit allen Kräften dafür zu wirken, die gräßliche Selbstsucht und Gemeinheit, die mit jedem Tage sichtbarer wird, zuerst und vor Allem in sich und dann überall, wohin er wirken kann, auszurotten. Deine Landwehrübungen werden wohl vorbei sein, wenn Du diesen Brief erhältst. Ich wünsche Glück dazu. Unsere Landwehr verdirbt durch das lächerliche Bestreben, es der Linie gleich zu thun. Sonst ist die Einrichtung recht schön und muß die Volkskraft herrlich wecken."

An der Hochzeit seiner Schwester Mine konnte er nicht theilnehmen. Die Aufforderung Florentinen's, ihr dazu ein Gedicht zu schicken, lehnte er wiederholt ab; es widerstrebte seinem zarten Wahrheitsgefühl, Andere mit fremden Federn sich schmücken zu sehen. „Vielleicht macht es Dir Freude zu hören," schreibt er (29. Oktober 1821), „daß ich mein langes Haar abgelegt habe. Auch meinen Bart, der einige Finger breit lang war, habe ich abgeschnitten. Ich habe es aber eben so wenig Euch zu gefallen gethan, als weil ich meinte, daß es mir besser stände, sondern aus ganz andern Gründen. Was Du übrigens unter einer deutschen Tracht verstehst, zu der ich es nie bringen würde, begreife ich nicht. Du scheinst zu glauben, daß dazu ein Ellenmaß gehört, wie zu einem Soldatenzopf. Deine Beschreibung von der Hochzeitsfeier hat mich recht erfreut. Eines aber hat mich verdrossen, daß ich auch meinen Namen zu dem Gedicht habe geben müssen, wie ich aus Deinem Briefe verstehe. Ich hatte Dir doch deutlich genug gesagt, was ich zu der läppischen Sitte meinte, seine Gefühle von einem andern, der nichts dabei denken kann, aussprechen zu lassen, bloß deswegen, weil er es in schöner klingende Worten zu setzen weiß. Daß nun gar drei Leute ihre Gefühle genau in denselben Worten und Reimen aussprechen, ist eine ganz lustige aber dumme Erfindung der Eitelkeit. Du scheinst geglaubt zu haben, so ein Prunkgedicht gehöre eben so gut dazu wie das Brautkleid oder sonstiger Staat. Wenn ich nicht wüßte, wie gut Du es immer meinst, so würde ich mich sehr geärgert

haben. Neues ereignet sich wenig oder nichts. Hier ist jetzt alles beschäftigt mit den Zurüstungen zum Empfang des liederlichen englischen Königs (Wilhelm IV.). Ich habe mich nicht darum gekümmert, kann also auch nichts davon schreiben."

Um jene Zeit ließ Landfermann sich zum Beitritt zu der Burschenschaft gewinnen, die 1819 nach Kotzebue's Ermordung von den Behörden aufgelöst worden war und jetzt an mehreren Universitäten insgeheim neu gegründet wurde. Seiner Begeisterung für den Bund gab er in einem Gedichte Ausdruck:

Burschenschaft.

„Was ist deutscher Burschen Bund?
Ein Forst von untadligen Eichen,
Die fröhlich sternenwärts streben,
Und keiner Windsbraut erbeben,
Dem Blitzstrahl fallen, nicht weichen.
Das ist deutscher Burschen Bund!

„Was ist deutscher Burschen Gebet?
Daß der Herr die Herzen mag stärken,
Bis der Freiheits-Morgen wird tagen,
Im ernsten Kampf nicht zu verzagen,
Auszuharren in rüstigen Werken.
Das ist deutscher Burschen Gebet!

„Was ist deutscher Burschen Schatz?
Das Schwert, ein gewaltiger Rächer,
Ein Schmuck in fröhlichen Tagen,
Und in Noth läßt es nimmer verzagen,
Wird dem Volk ein Kettenzerbrecher.
Das ist deutscher Burschen Schatz!

„Was ist deutscher Burschen Thun?
Ein ewiger Kampf mit dem Bösen,
Ein Ringen nach jeglichem Guten,
Und sollt' er im Kampfe verbluten,
So will er die Brüder erlösen.
Das ist deutscher Burschen Thun!

„Das ist deutscher Burschen Thun!
Den Bund hat die Lüge zerspalten.
Doch mag sie ihr Banner erheben,
Der Geist soll ewiglich leben,
Und der Herr wird ihn gnädig erhalten!
Das bleibt deutscher Burschen Thun.“

In jene Zeit gehört wahrscheinlich auch folgende

Erinnerung an E. K.

Ich trat ins Leben heiß und froh im Herzen,
Als ich zuerst mein Vaterland erkannt,
Ihm treu geweiht mein Scherzen und mein Schmerzen,
Ihm freudig all' mein Sinnen zugewandt.

Die alten Ehren sah ich neu erprangen,
Freiheit und Recht und Sitte neu erblüht,
Den Kaiser, der einst weinend schlafen gangen,
Die Kirchen, wo mein Volk einmal gekniet.

Ich sah auch gleich manch' treue deutsche Brüder,
Wie warm ihr Herz für all das Heil'ge schlug.
Es tönten keck die neu erwachten Lieder,
Da grünt' ein Hoffen, das mich stromwärts trug.

Und als das Hoffen in mir ausgeklungen,
Da hab' ich nach den Eichen ausgeschaut,
Und grimme Schmerzen haben mich bezwungen,
Es waren Schatten, drauf ich fest gebaut.

Als ich da wollt' an Welt und mir verzagen,
Da schritt ein Knabe still in meinen Pfad,
Der wußt' einfältig, fromm das Leid zu tragen,
Und baut' auf Gott und rüstet sich zur That.

Sein Mund war stumm, laut aber Reim und Werke,
Die sprechen zu mir trostesreich und klar:
„Nun rüste dich und probe deine Stärke,
Dann wird dir auch das Rechte offenbar.“

Nun seh' ich wohl die Kirchen nicht mehr ragen,
Der Herzog schläft noch, den ich wach geschaut.
Doch rüst'ge Knappen seh' ich Steine tragen,
Ein Reichsdom wird von Meistern neu erbaut.

So bitt' ich Euch, ihr rüstigen Gesellen,
In Eure Knappschaft laßt mich Schwachen ein,
Und wird ein Morgen unsre Nacht erhellen,
Steh' ich mit Euch wohl in der Retter Reih'n.

Eine tiefe Sehnsucht nach des Vaterlandes Größe und nach der Vereinigung aller deutschen Stämme zu einem mächtigen Reiche unter einem starken Kaiser erfüllte Landfermann's Seele schon damals. Ein rührendes Zeugnis dafür ist uns in einem Gedichte erhalten, das im November 1821 entstand:

Kaiser Friedrich's Zukunft.

Der Morgen war gekommen,
Die Raben waren fern.
Das hat der Zwerg vernommen
Und weckt den alten Herrn.
„Wacht auf, wacht auf zur Stunde,
Die Kinder harr'n auf euch!"
Da schreitet aus dem Grabe
Der Rothbart grau und bleich,

Steigt auf des Thurmes Zinne,
Blickt auf sein deutsches Land,
Und wird mit Schmerzen inne,
Wie lang er war gebannt.
Drauf greift er nach der Wehre,
Dem rost'gen Schwert und Schild,
Wie er die Waffen probet,
Ist all sein Leid gestillt.

Der Kaiser steiget nieder
Und neiget sich vor Gott,
Und preiset ihn, der wieder
Zu End' gebracht die Noth;

Ruft dann die treuen Söhne,
Stößt in sein goldnes Horn,
Die hör'n die alten Töne,
Der Ruf war nicht verlor'n.

Gleich ziehn viel stolze Degen
Von der rothen Erd' hervor,
Schau'n trotzig und verwegen
Den greisen Herren an.
Der spricht: „Wohl thät ich warten,
Was die rothe Erde brächt',
In Teutoburgs freiem Garten
Galt stets mein altes Recht."

Nicht lang stehn die alleine
Um den Kaiser auf dem Plan.
Mit Singen ziehn vom Rheine
Viel lust'ge Mannen an.
Die führen blanke Waffen
Und blanken Liederklang,
Und wissen recht zu schaffen
Bei Wein und Schwerterdrang.

Die reichen gleich dem Kaiser
Einen Becher Ehrenweins.
Die Kölner führ'n die Rede,
Den Humpen die von Mainz.
Die Mannen auch von Aachen
Entbieten ihren Gruß
Und bringen den Stuhl getragen,
Wo der Kaiser sitzen muß.

Da nah'n in hellen Haufen
Die treuen Schwaben her.
Drob wird dem Hohenstaufen
Das Manneshherz so schwer.
Er denket alter Zeiten,
Er schaut ein süßes Bild.
Die Thräne drückt er nieder,
Die heiß im Auge quillt.

Von Süd die freien Schützen,
Sie sammeln sich mit Macht.
Deß freuet sich der Kaiser,
Sein Auge wieder lacht.
„Wenn alle so gehalten
Wie ihr an Recht und Pflicht,
Wär' nicht das Reich zerspalten,
Versank der Rothbart nicht."

Dann auch der stolze Norden
Send't rasch die Söhne her:
Die Holsten hoch zu Rosse,
Die Pommern reich an Ehr'.
Von Schleswig zieht mit Spießen
Ein kecker Haufen an,
Die Zwingherrn scharf zu grüßen
In freiem Heeresbann.

Die Hansa will nicht säumen,
Wenn alle Welt sich regt.
Was in der Sänger Träumen
Noch jedes Herz bewegt,
Das schreit't nun frisch ins Leben.
Die Kaufherrn scharf bewehrt,
Sie stehn zu Reich und Kaiser,
Im Freiheitsdienst bewährt.

Des Löwenheinrichs Erben
Vergessen gleich den Neid,
Woll'n treu und blutig werben,
Bis sie das Reich befreit.
Da jubelt laut der Alte,
Er beut die starke Hand
Und spricht, daß aller Hader
Auf ewig sei gebannt.

Die von Osten schreiten rüstig,
Daß der Boden davon hallt.
Schier sind sie auch anzuschauen
Wie ein blanker Lanzenwald.

Das sind die starken Preußen,
Denen deutsches Wort noch gilt,
Die wollen blutig weisen,
Was ihre Seele erfüllt.

Als nun die treuen Söhne
Beisammen ohne Zahl,
Da tritt in ihre Mitte
Der Kaiser in das Thal,
An einer dürren Eichen
Hängt er des Schildes Last,
Und allem Volk zum Zeichen
Ergrünet stracks der Ast.

Und als der Herr in Frieden
Die Treuen all geschaut,
Bricht Knie und Herz vor Jammer,
Er weint und klaget laut:
„Wo sind die Alpensöhne
Der Burigunden mein,
Meine treuen Elsaßritter,
Soll'n die verloren sein?"

Und als er nun erstanden,
Da ladet er den Tell,
Der aus den langen Banden
Erhebt sich froh und schnell,
Und probt die alten Lieder,
Und probt die alte Wehr,
Und schreitet hurtig nieder
Und spricht: „Hier bin ich, Herr."

Und nach des Rothbarts Willen
Aus langer schnöder Ruh
Weckt er und führt die Seinen
Der alten Mutter zu.
Auch von der Burg der Straßen,
Die Mannen von Burgund,
Sie woll'n nicht länger schlafen,
Beschwören neu den Bund.

Es sieht der Greis zur Stelle
Die Banner allzugleich.
Da leuchten roth und helle
Seine Wangen sonst so bleich.
Frisch schwell'n die welken Glieder,
Sein Herz wird ihm so weit.
Da spricht er zu den Scharen:
„Mein Volk, nun sei bereit.

„Die Schanden sollst du brechen,
Die Zwingherrnwitz erbaut,
Die alten Ehren wecken,
Auf die du stets getraut.
Und die das Reich zerstörten,
Die Dränger falsch und feig,
Die sollst du blutig fällen
Mit mächt'gem Schwertesstreich."

Es zieh'n zum letzten Streite
Die Banner frisch und frei,
Der Kaiser in der Mitten,
Um ihn die Männer treu,
Bis sie den Feind erreichen,
Der Zwingherrn falschen Bund,
Und der Knechte feile Scharen
Auf fernem Heidengrund.

Viel Knechteblut muß fließen,
Auch freies Blut darein.
Da muß das Heil ersprießen,
Der Herr giebt froh Gedeihn. —
Nun ist das Reich erstanden
Und wanket fürder nicht,
Ihm graut vor fremden Ketten
Und eignen Zwingherrn nicht.

Weihnachten unternahm Landfermann einen Ausflug nach Jena und der Wartburg, vermuthlich mit einigen Genossen von der Burschenschaft. — Trotz aller wissenschaftlichen Anregung und des großen Freundeskreises vermißte er in Göttingen Eins schmerzlich: die persönlichen Beziehungen zwischen den Professoren und Studenten. Der traditionelle Hofrathston machte sich darin geltend; es war keiner unter den Lehrern der Hochschule, welchem er sich als einem Führer wie für die Studien so für das Leben hätte anschließen können. So reifte der Entschluß, Göttingen zu verlassen.

Die Wahl Heidelbergs zur Fortsetzung der Studien, wohin Landfermann Ostern 1822 übersiedelte, war wohl in erster Linie durch die Beziehungen zur Burschenschaft veranlaßt, doch zogen ihn auch Creuzer, der damals auf der Höhe seiner Wirksamkeit stand, und Schlosser. Bei letzterem fand er in der That, was er in Göttingen vermißt hatte. Schlosser kam dem ihm fremden Studenten aufs freundlichste entgegen und hat ihm diese wohlwollende Gesinnung dauernd bewahrt. Unter seiner Anleitung lernte er das Leben anwenden und die Zeit auskaufen, und er rechnete das unter die höchsten Güter seines Lebens. Aber auch wissenschaftlich zog er Vortheil aus Schlosser's Vorlesungen über allgemeine Litteratur und Weltgeschichte, und noch mehr aus dem persönlichen Verkehr mit dem Gelehrten. Schlosser beauftragte ihn mit den Auszügen aus historischen Quellenschriften, deren er für seine Weltgeschichte bedurfte, um ihn methodisch zur Geschichtsforschung anzuleiten. Landfermann erfaßte dies mit solchem Eifer, daß er sich ganz dem Studium der Geschichte zu widmen beschloß, und zwar nicht als einem Brotstudium, sondern um der Sache selbst willen. Bei Creuzer hörte er Alterthümer und Geschichte der Mythologie, damals die besuchtesten Vorträge in Heidelberg, sowie Geschichte der Philologie; er nahm an seinen Übungen, denen Tacitus und Cicero zu Grunde gelegt wurden, und am Seminar Theil, in welchem die Odyssee und Herodot behandelt wurden. Durch

lebhafte Betheiligung an den Disputirübungen und verschiedene Seminararbeiten bewies er seinen regen Eifer. Vielfache Anregung verdankte er auch Heinrich Voß, dem Sohne des Dichters, dessen Vorlesung über die Ilias er besuchte; doch starb derselbe schon am Ende des ersten Semesters seines Heidelberger Aufenthalts. Auf Schlosser's Rath begann er auch sich mit Theologie zu beschäftigen; er hörte bei Ullmann Kirchengeschichte.

Noch in anderer Beziehung gestaltete sich der Heidelberger Aufenthalt weit angenehmer als der Göttinger. Die herrliche Gegend erfüllte ihn mit ihrem ganzen Zauber. „Die Natur ist so reich," schreibt er in einem seiner ersten Briefe (23. August 1822), „daß man sich, ohne es zu sehen, nicht davon überzeugen kann. Am Anfang des Juli hatte man frische Mandeln und Feigen, welche hier im Freien wachsen. Von zahmen Kastanien sind die Berge voll, wie bei uns mit Buchen und Eichen. Weintrauben reifen eben so früh im Überfluß. Die Schönheit der Gegend ist keiner Beschreibung fähig. Aus meinem Fenster habe ich die Aussicht auf die wunderherrlichsten Berge und auf das 4–5 Stunden entfernte, am Rhein liegende Mannheim."

Was sein Vater ihm schon für Göttingen gewünscht und empfohlen hatte, den Verkehr in gebildeten Familien, bot sich nun auch. Durch einen Göttinger Freund erhielt er Zutritt in dem Hause der Hofräthin Dapping, welche in Heidelberg eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen besaß. Zwar behagten ihm die auf einen etwas sehr jugendlichen Kreis zugeschnittenen Vergnügungen nicht besonders, auch fand er den „Ton des Lebens daselbst zu fein polirt", indeß hielt er doch auf den Rath des Vaters die Beziehungen aufrecht.

Ein ganz anderer Geist herrschte in dem Hause des Buchhändlers Winter, an welchen Landfermann durch den Professor Marx in Göttingen empfohlen war. Hier fühlte er sich besonders heimisch. Wir theilen daher über die Familie, zu der Landfermann

später in innigste Beziehung fürs Leben trat, schon an dieser Stelle Einiges mit. Ihre Heimath war Würtemberg. Erst im Jahre 1814 war sie von ihrem früheren Wohnsitz Heilbronn nach Heidelberg übergesiedelt, wo Winter von seinem Jugendfreunde Zimmer, der noch als Familienvater den Drang fühlte Theologie zu studiren, dessen Antheil an der Mohr & Zimmer'schen Buchhandlung übernommen hatte. Winter sowohl wie seine Frau stammten in mehreren Generationen von Pfarrern ab, und ersterer wurde nur durch zwingende Nothwendigkeit in den Kaufmannsstand getrieben, da er für seine früh verwittwete Mutter und mehrere Geschwister zu sorgen hatte. Neigung und Anlagen hätten ihn sonst wohl zum Künstler bestimmt, während er nun nur während seiner Erholungsstunden im Verkehr mit Künstlern, im Forschen nach werthvollen alten Bildern und im Studium kunstgeschichtlicher Werke Befriedigung für diesen Drang finden konnte. Seine Wohnräume gestalteten sich fast zu einer kleinen Gemäldegalerie, Maler waren zugleich geehrte und liebe Hausfreunde. Wenn Cornelius auf seinen vielen Reisen zwischen Düsseldorf und München Heidelberg berührte (1821 bis 26), besuchte er stets das Winter'sche Haus. Seine Gegenwart war für den Vater Winter immer ein hohes Fest. In einfachster Weise herrschte eine unbegrenzte Gastlichkeit im Hause. Maler, die etwa eines der im Besitz Winter's befindlichen Bilder zu kopiren wünschten, oder mittellose junge Gelehrte fanden wochenlang Wohnung und Verpflegung, und Flüchtlinge, wie die Polen, konnten sich oft kaum nach Monaten entschließen weiter zu ziehen. Dabei waren eine Anzahl Landpfarrer der Hausmutter verschwistert und sandten, wie auch viele andere alte Freunde aus dem Schwabenlande, gern ihre Söhne auf die Universität, ihre Töchter zur Ausbildung nach Heidelberg. Viele kamen auch selbst zu längerem oder kürzerem Besuche, so Justinus Kerner und der hochverehrte Ludwig Uhland, welcher im Kreise der befreundeten Familien Winter und Fries zuerst seinen Herzog Ernst vorlas.

Zu dem nächsten Umgang gehörten außerdem die Familien der Professoren Paulus, Voß, Ullmann, Hitzig, auch Görres, ehe er sich nach München wandte. Es war ein reiches belehrendes Leben, eine mannigfaltige kleine Welt, aus der auch die Kinder nicht verbannt wurden. In dem großen Wohnsaal hatten sie ihre bestimmten Arbeitsbereiche, von wo sie den Gesprächen der Erwachsenen gerne lauschten. Wenn bei gleichzeitiger Abwesenheit der Mutter und der ältesten Tochter, Amalie, ein Fremder eintrat, kam es häufig vor, daß die jüngeren Geschwister sich erst mit fragenden Blicken verständigten, wer den Gast bewillkommnen solle. Auch Landfermann machte diese Erfahrung und meinte, er erdulde eine Prüfung, wie sie vermuthlich jeder zuerst in dem großen Familienzimmer zu bestehen habe.

Aus jener Zeit sind zwei Briefe von Prof. Marx an Landfermann erhalten (18. März und 11. August 1822), die für beide charakteristisch sind:

„Lieber Freund! Später als ich dachte, reiche ich Ihnen meine Hand, Ihre Worte wie Sie selbst waren mir lieb, und freuen würde es mich, öfter von Ihnen ein Zeichen Ihres Treibens zu erhalten und durch diesen Verkehr Ihnen nahe zu bleiben. Was ich öfter Ihnen mündlich sagte, das wiederhole ich hier: wer sich und Andere retten will, der werde wahr im Fühlen und im Denken, der handle umsichtig und klar für den fest erkannten Zweck. Die meisten Jünglinge, die ich kenne, sind befangen theils von überreizter Religiosität, theils von phantasiereichen Idealen, theils von Furcht vor dem einzig bleibenden Ideal gelähmt. Einzelne richtige Gefühle, empfänglicher Sinn, thatkräftiges Wollen und begeisterte Sehnsucht, die thuns allein nicht. Das sind bloße Einzelheiten, die sich von selbst verstehen... Ihr ganzes Wesen, lieber Freund, schien mir empfänglich für Freiheit des ganzen Lebens. Sie mehr wie alle andern meiner hiesigen Bekanntschaft schenkten mir geistiges Vertrauen. Darum bitte ich Sie aus der Ferne: haben Sie den

Muth, sich ganz kennen zu lernen, dann den Geist des Volkes, nicht wie er in den Schreibern, sondern wie er in der Geschichte und im Leben lebt, dann das Wesen Ihrer Freunde, dann durch Vergleichung Ihrer Kräfte und Ihrer Verhältnisse Ihren nächsten Wirkungskreis. Ist Ihnen Alles klar geworden, so treiben Sie Alles frisch und fröhlich. . . Wer da glaubt, der Verstand verdränge das Gefühl, nichts wäre so sehr zu meiden wie klarer Verstand, der ist verloren für jede Tiefe des Gedankens, so wie für jede That, die mehr fordert als eine Blutwallung. Was ich Ihnen sagen und werden kann, das bin und werde ich Ihnen gerne. Der Eindruck, den Ihr erstes Sehen auf mich machte, der wird bleiben, so lange ich lebe. . ."

Der folgende vom 11. August:

„Meinen Dank zuvor! Was mir in Ihrem Leben so wohl thut, und was Sie meinem Herzen so nahe brachte, das ist der Glaube, daß Sie sich Ihrer eingeborenen Natur nach entwickeln. Diese Wahrheit des eigenen Bewußtseins, die nur durch das eigene Großziehn gewonnen wird, wird Ihr Eigenthum werden und ist es schon zum Theil. Die Demuth Ihres Gemüthes wird bleiben, wenn auch der Stolz Ihres Herzens und Geistes schon längst seine Rechte gefordert haben wird. Ihr inneres Ziel wird Ihnen klar werden und dann unverrückbar bleiben. Worauf ich Sie noch aufmerksam machen wollte ist, eine unverwüstliche Elasticität des Wollens und Hoffens zu erringen, um vor der Klage gesichert zu bleiben. Viele, gerade oft die Kräftigsten, tadeln eine solche Eigenschaft, weil sie glauben, es bilde sich dadurch eine gewisse Verleugnung, allein solch ein Glaube ist ein Wahn. Das innere Leben muß eine Harmonie sein, die Töne, selbst die Grundtöne, die nach außen laut werden, dürfen vielfach sein. Weil übrigens diese Freiheit des ganzen Wesens so selten ist, finden wir meistens Vielseitigkeit ohne Tiefe und Dauer, Gestaltsamkeit starr und spröde geworden. Ich finde in Ihrem Briefe deutliche Züge einer

geheimen stillen Schwermuth, und ich wünsche Ihnen Glück dazu. Dieses innere Still-Leben voll Sehnsucht unbefriedigter Liebe und verlassen einsam stehender Ideale ist die reichste Zeit der Jugend, und Diejenigen altern nicht, denen jene Zeit nicht untergeht. Was den Schmerz betrifft über die unglückseligen Verwirrungen unseres Zeitalters, so ist mir Hoffnung und Muth nie schwächer geworden. Meine Gluth für Volksehre und Vaterland wird dauern wie meine Pulse. Die freudige Thätigkeit in den nächstliegenden Pflichten und Ideen giebt Selbstzuversicht, und wie die eigene Thatkraft wächst, gründet sich eine Unabhängigkeit. Großes bedarf der Jahre. Verlaufen die vielversprechenden Regungen unserer Gegenwart unglücklich, verkündet der vorurtheilsfreie Blick in die Zukunft kein sicheres Heil, so giebt es noch Aussichten genug, um wo anders als auf der nächsten, obgleich geliebten Scholle sein Innerstes ins Leben zu tragen. Bilde Jeder nur eine rechte aber wahre und eigenthümliche Kraft, sie wird ihre Zeit und ihre Stätte finden.

„Daß Sie sich im Winter'schen Hause heimisch fühlen, freut mich sehr, wie wäre es auch anders möglich? Solch ein Familienleben ist eine seltene Erscheinung, ich fand solches dort zum ersten Male und nie wieder. . . .“

Das friedliche auf christlicher Sitte beruhende Leben des Winter'schen Hauses, in welchem Landfermann zweimal auch das Weihnachtsfest verleben durfte, übte auf ihn einen tiefen Einfluß aus, den er vielleicht anfangs sich noch nicht einmal selbst eingestand. Denn die Lösung seines Verhältnisses zur Burschenschaft, von welcher weiter unten die Rede sein wird, wahrscheinlich auch körperliches Unbehagen erfüllten ihn häufig mit melancholischen Stimmungen, die sich bis zu Todesahnungen steigerten. Er selbst bezeichnet sich als einen „Hypochonder“, „einen traurigen verzagten Menschen mit einem sehr uneinigen Gemüth“. Auch seine Gedichte aus jener Zeit spiegeln diese schwermüthige Stimmung wieder, und wiederholt mußte seine Schwester Florentine ihn mahnen, sich

der trüben Stimmungen zu entschlagen, für die ein Brief aus dem Frühling 1823 besonders bezeichnend ist. „Liebe Florentine," schreibt er, „dieser Brief ist für einen Fall geschrieben, der in diesem Augenblick nicht zu den Wahrscheinlichkeiten gehört, aber doch immer möglich ist, für den Fall meines Todes nämlich. Auf diesen Fall, ich hoffe Du würdest ihn ohne störende Gemüthsbewegung ertragen, ernenne ich nämlich Dich zur Vollzieherin meines letzten Willens. Derselbe hat nicht viel zu bedeuten. Zunächst bitte ich Dich, alsbald an meinen letzten Aufenthalt zu reisen, meine Papiere zu durchmustern und Alles, was Dir nach Deinem alleinigen eigenen Urtheil uninteressant erscheint, also alle wissenschaftlichen Papiere, zu verbrennen, das Übrige für Dich zu behalten. Aus meinen Büchern suche Du und Mettegangs Euch aus, was Euch gefällt, die übrigen, namentlich die wissenschaftlichen Bücher, soll mein Freund Schierenberg erhalten. Meine wenigen übrigen Habseligkeiten bleiben zu Deiner Disposition, vertheile daraus Andenken u. s. w. an wen Du willst. Uhland's Gedichte wünschte ich Fräulein Karoline Ruprecht in Kreuznach und Uhland's Trauerspiel Ernst von Schwaben Frau Winter in Heidelberg zugestellt." — Um dieselbe Zeit entstand das Gedicht

Nachtgedanken.

„Ich stieg an einem Morgen
Wohl auf die höchsten Höh'n.
Die Menschenkinder seh'n
Wollt ich ohn' alles Sorgen.

Wie rasch war ich zur Stelle,
So fern war alles Leid,
Mein Sinn war mir so weit,
Mein Auge war so helle.

Und schnell vor meinen Augen
Hebt sich eine Kerkerwand;
Alles Licht ist mir entwandt,
Meine Glieder nichts mehr taugen.

Da faßt mich ein schweres Bangen,
Wie mir geschehen sei,
Daß ich zuvor so frei
Und nun so hart gefangen.

Und spähe an den Mauern
Den langen schweren Tag,
Wie ich mich lösen mag.
Da faßt mich Angst und Schauern.

Ich komm' ohn' Engelsflügel
Nicht herunter zu der Welt.
Die Mauer, die mich hält,
Ist ein hoher Grabeshügel."

Noch das folgende Jahr 1824 beginnt mit schwermüthigen Empfindungen, ausgesprochen in dem Gedicht

Die Davidsharfe.

„Kömmst du zurück vom stillen Grabe,
Wo deine Lust, dein Lieben ruht,
Und siehest fern am Pilgerstabe
Wandern den kecken Lebensmuth;

Trittst einsam du in Kirchenhallen,
Und kniest verlassen am Altar,
Und hörst kein frommes Lied mehr schallen,
Wo Glaub' einst Glauben neu gebar;

Stehst du alleine auf dem Grunde,
Gegenüber steht ein ganzes Heer;
Kein Seher spricht aus aller Munde
Von Heimath und von Freiheit mehr:

So flüchte zu den alten Tagen;
Hast ja wohl auch dein heil'ges Grab;
Dorthin magst du den Kreuzzug wagen,
Nur nimm die Lanze, nicht den Stab.

Nicht ganz umnachten es die Stürme,
Die ew'ge Lampe löscht nicht aus;
Zerfallen sind die stolzen Thürme,
Gerettet ist ein stilles Haus.

Da ist's nicht öde und verlassen,
Manch' fromme Frau bewacht den Ort,
Und starke Männer männlich hassen,
Und alle Kindlein spielen dort.

Das weite Feld muß Blumen bringen,
Eine Sturmesharfe tönt der Wald,
Will alle Klagen überklingen,
Und aller Feinde Hohn verhallt.

Das ew'ge Leben, kann es sterben?
Es birgt sich nur auf kurze Zeit:
Es muß der Tod sich selbst verderben,
Und neu ersteht die Herrlichkeit."

Gewinnen wir so einen Einblick in die lebhaften inneren Kämpfe seines Gemüthslebens, so bildet eine Reihe von anderen Gedichten und Stammbuchversen, meist mit Beziehung auf irgend ein Erlebnis, einen chronologischen Faden für die Heidelberger Zeit. In ihrem kleinen Kreise war sie bewegt genug: zahlreiche Ausflüge in die Umgebung Heidelbergs sind darin verzeichnet, nach Schwetzingen, Neckarsteinach, in den Odenwald und nach Speyer, dessen Dom nach langer Verwüstung damals neu geweiht worden war. Auch den Schläger verstand Landfermann zu führen: „Mit mir ist es beim Alten," schreibt er am 17. September 1822 seiner Schwester Florentine, „außer daß ich jetzt eben drei Wochen auf dem Universitätsgefängnis sitzen muß, zur Strafe für einen entdeckten Duell, wobei aber ich so wenig als mein Gegner verwundet worden bin. Das Gefängnis braucht Ihr Euch aber nicht so hart zu denken. Ein schlechtes Zimmer mit einem eigenen Bett. Dabei kann ich täglich herausgehen und brauche überhaupt fast nur oben zu schlafen und zu essen. Dazu habe ich einen guten Bekannten zum Mitgefangenen, und so ist die Sache ganz erträglich. Ihr werdet natürlich von dieser Geschichte Nichts nach Soest gelangen lassen." Einige Wochen später berichtet er wieder, daß er einen

Studenten, der ihn „auf eine ganz tolle Art" dazu gereizt habe, tüchtig zusammengehauen habe. Dabei wurde aber stets fleißig, zeitweilig sogar mit äußerster Anstrengung gearbeitet.

Je mehr sich die Studienzeit ihrem Ende näherte, um so lebhafter wurde zwischen Landfermann und dem Vater die Frage erörtert, ob nicht ein Aufenthalt in Berlin zum Abschluß der Studien das geeignetste sei. Auch darin willigte der Vater ein, daß er ein viertes Jahr studire. „Rücksichtlich Deines Geständnisses," schreibt er am 23. Januar 1823 dem Sohn, „daß Du in der ersten Zeit Deines Studentenlebens manche Zeit auf die Studentenverhältnisse und auf politische Gegenstände verwendet habest, kann ich nach meiner Ansicht den Nutzen, welchen Du davon in Anschlag bringst, für nicht so bedeutend halten. Es muß dadurch nothwendig eine nicht geringe Lücke in Deinen positiven Kenntnissen entstanden sein, die wieder auszufüllen viel Zeit erfordert. Ich hoffe indeß, daß Du Dich für die Zukunft ganz Deinem Fache widmen und die Universitätsjahre gewissenhaft benützen werdest, um einst die Freude zu haben, daß Du in Deinem künftigen Berufe nicht zu den Mittelmäßigen gehörst." Endlich fiel die Entscheidung doch zu Gunsten Heidelbergs; erst Ostern 1824 wollte er es verlassen, um ein letztes Semester in Berlin zuzubringen.

Da wurden seine Studien jäh unterbrochen. Wie in Göttingen war Landfermann auch in Heidelberg eifriges Mitglied der Burschenschaft gewesen. Kaum dort angelangt, hatte er Pfingsten 1822 die Bundesversammlung in Würzburg besucht, „auf welcher bekannt wurde, es bestehe kein Männerbund; der Jugendbund sei ohne Fundament, man wünsche konstitutionelle Monarchie." Am 15. Juni 1822 erfolgte seine förmliche Aufnahme, schon im August desselben Jahres erhielt er das Amt des Sprechers. „Ich habe," berichtet er, „als solcher meine regelmäßigen Geschäfte verrichtet und außerdem die Abgehenden des Sommersemesters in einer feierlichen Versammlung ermahnt, den Grundsätzen des Bundes auch ferner

treu zu bleiben." Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß er zu den engeren Kreisen gehörte, welche anfänglich von den Brüdern Follen direkt inspirirt waren. Sein späteres Verhalten vor der Untersuchungskommission so wie seine Äußerungen über seine Beziehungen zu Wesselhöft lassen darauf schließen. Trotzdem ließ er sich durch eigene Beobachtungen und durch Schlosser's Vorlesungen bestimmen, wiewohl schweren Herzens, seine Beziehungen zur Burschenschaft zu lösen. Ende September 1823 erklärte er seinen förmlichen Austritt aus dem geheimen Bunde. Seine Gründe hat er später in einem Briefe an Anton Winter (9. Januar 1833) ausgesprochen: „Was mich in meinen Jünglingsjahren trieb, wie manche Andere, ist Dir bekannt: wenig Einsicht und viel eitler Dunst, aber auch ein redlicher Wille und ein echtes Gefühl für Freiheit und Recht. Die Freiheit aber, die ich meinte, war nicht ein allgemeines Gedankenbild, für alle Zeiten und Völker passend; es war die deutsche Freiheit, die freie Entwicklung meines Volks, seines Lebens und seiner Eigenthümlichkeit. Als ich erkannte, daß jene allgemeine Freiheit, die mir als ein wesenloses Hirngespinst erschien und erscheint, das Ziel meiner Genossen und vielleicht der Zeit überhaupt war, daß sie theils unbewußt, theils in bewußter Absicht auf die Zertrümmerung deutscher Freiheit, deutscher Eigenthümlichkeit gebaut werden sollte und mußte, auf die Zerstörung deutscher Geschichte und deutscher Gegenwart; als ich zugleich die Persönlichkeiten, mit denen zusammen zu wirken ich verbündet war, näher erkannte, that ich sofort, geraume Zeit vor meiner Verhaftung, den schweren Schritt, mich förmlich los zu sagen nicht nur von dem Bunde, dem ich angehörte, sondern auch von seinen Richtungen."

Schon im Sommer 1823 befürchteten die Eltern, er könne wie einige seiner Freunde in eine Untersuchung wegen Zugehörigkeit zu der verbotenen Verbindung verwickelt werden, die für seine Zukunft die unliebsamsten Folgen haben würde. Er suchte sie zu beruhigen, aber am 16. Februar 1824 wurde er in der That ver-

haftet. Er berichtet darüber: „Der Universitätsamtmann Häfelin kam auf mein Zimmer, visitirte dasselbe, nahm alle vorgefundenen Briefe, einige politische Flugschriften in Beschlag und erklärte mir dann, ich müsse ihm aufs Karcer folgen.“ Das erste Verhör sollte seine Theilnahme an einem Michaelis 1822 in Bensheim abgehaltenen Burschentage feststellen. Wiewohl sich Landfermann überzeugte, daß die Theilnehmer bekannt seien, ließ er sich nicht zu einem Geständnis bewegen. Am 18. Februar wurde ihm eröffnet, daß er nach Mainz gebracht werden solle. „Die um den schon bereit stehenden Wagen zahlreich versammelten Studenten hatten, wie ich später erfahren, den Plan, mich gewaltsam zu befreien, mir Wagen und Pferde sowie eine Geldsumme zur Disposition zu stellen, um nach Straßburg oder wohin ich sonst wolle zu fliehen. Ein genauer Bekannter von mir hat sie durch die Versicherung, daß ich selbst die so erlangte Freiheit nicht würde benutzen wollen, von ihrem Vorhaben abgebracht.“

III. Die Festungszeit.

Von Mainz wurde der Gefangene nach kurzem Aufenthalt über Erfurt, Halle und Wittenberg nach Berlin gebracht, wo er am 27. Februar 1824 eintraf und in die Stadtvogtei abgeliefert wurde. Schon am folgenden Tage suchte ihn der Direktor des Polizeiministeriums, Geheimrath von Kamptz, auf. „Er ermunterte mich, offen und vertrauend zu sein, man wolle der Sache auf den Grund kommen, aber nicht hoffnungsvolle junge Leute, zu denen er mich zähle, verderben; für meine Karrière solle durchaus kein Nachtheil aus dieser Untersuchung erwachsen. Ich hätte als Landeskind doppelte Verpflichtung offen zu sein und solle mich nicht durch Sachsen und Meklenburger überführen lassen, und endlich sagte er, man

wisse, daß ich vor längerer Zeit mich von den fraglichen Dingen zurückgezogen und erwarte darum von mir vorzugsweise Offenheit*)." Landfermann, der sich überzeugte, daß die näheren Umstände des Bensheimer Burschentages bekannt seien, gab jetzt seine Theilnahme an demselben zu, beschränkte sich aber übrigens auf den Hinweis, daß er seit anderthalb Jahren nicht mehr der Burschenschaft angehört habe.

„In der Stadtvogtei," berichtet er weiter, „blieb ich bis zum 21. März. Ein einziges Mal wurde ich von dem Polizeirath Deter verhört, jedoch nur über meine Personalien, nicht über den Gegenstand der Untersuchung. Das Zimmer durfte ich in der Stadtvogtei nicht verlassen, erhielt aber Bücher aus einer Leihbibliothek. Behandlung und Verpflegung waren gut und reichlich. Am 21. März wurde ich nach Köpenick auf das königliche auf einer Spree-Insel gelegene Schloß gebracht, dessen Zimmer durch starke Vorlegeschlösser und durch Bretterverschläge an den Fenstern, welche es unmöglich machten, die Mitgefangenen, wenn sie etwa über die Höfe gingen, zu sehen, zu Gefängnissen eingerichtet waren. Eine Kompagnie Soldaten war hierher kommandirt und hatte die Wache. Eine halbe Stunde etwa täglich konnte man einzeln und unter Begleitung in den Schloßgarten gehen. Bücher, außer der Bibel, und Schreibmaterialien waren den Gefangenen versagt. In Beziehung auf Verpflegung war die Absicht des Ministeriums gut, indem dasselbe 16 Groschen pro Tag ausgesetzt hatte; sie

---

*) Das übliche Urtheil über den Charakter des Herrn v. Kamptz beruht auf Varnhagen von Ense und Schön, zwei, wie man zugeben wird, keineswegs einwandsfreien Zeugen. Zieht man sein Verhalten während der Untersuchung in Betracht und ferner, daß er den Gefangenen die Appellation widerrieth, ihnen vielmehr wiederholt Gnadengesuche an den König empfahl, die dann auf Grund der Gutachten des Polizeiministeriums, dessen Direktor v. Kamptz seit 1824 war, abgelehnt wurden, so erscheint er in einem mindestens sehr zweideutigen Licht.

wurde aber durch den Tischler R . . ., an den sämmtliche Verpflegungen verdungen waren, vereitelt, indem derselbe von den dazu bestellten Unterbeamten entweder gar nicht oder schlecht kontrollirt wurde. Einer der Beamten, der Schloßinspektor, wurde beiläufig während unserer Anwesenheit wegen falscher Berechnungen kassirt und gefangen gesetzt."

Den Eltern Landfermann's brachte die erste Kunde von der Verhaftung des Sohnes, wie es scheint, folgender Brief von Frau Winter (19. Februar 1824) in Heidelberg.

„Geehrte Frau! Sie sind mir als Mutter unseres lieben Freundes Landfermann nicht fremd, ich kann glauben, daß auch ich es Ihnen nicht bin und daß er unsrer gegen Sie erwähnt hat. Darum bedarf es wohl keiner weiteren Auslegung meines Schreibens, wenn ich Ihnen sage, daß, weil ich Sie bei den gegenwärtigen Ereignissen besorgt glaube, ich den aufrichtigen Wunsch hege, zu Ihrer Beruhigung beizutragen. Ihr Sohn ist uns allen, von Vater und Mutter bis zum jüngsten Kinde, lieb und werth geworden. Er sprach auch oft mit viel Liebe von seiner zärtlich besorgten Mutter, daß es wohl natürlich ist, daß mir diese bei dem unangenehmen Vorfall, der ihn traf, am meisten am Herzen liegt. Was er vermuthet, ist eingetroffen, und er ist seit einigen Tagen verhaftet. Ich weiß von ihm, daß er dieses sehr leicht erträgt, und daß nur der Kummer, den dies den Seinigen und vorzüglich Ihnen macht, ihn drückt. Ja er sagte mir, es wäre ihm lieb, da es ihm bisher so gut gegangen sei, auch einmal etwas Widriges zu bestehen; nur um meine Mutter ist mir's leid, setzte er hinzu. Hätten Sie ihn noch in seiner blühenden Gesundheit und mit dem frischen fröhlichen Muth jetzt gesehen, Sie würden mit leichterem Herzen an ihn denken. — Noch mehr aber muß die liebende Mutter die Überzeugung stärken, daß Ihr Sohn nie etwas Unwürdiges thun kann, daß sein Benehmen überall nur würdig ist und sein wird. Dies ist ja ein Glück, das schwere Sorgen leicht aufwiegt. Er

hat nicht, wie es junge Leute so häufig thun, über der Idee ‚fürs Allgemeine zu wirken' das versäumt, wodurch sie später verwirklicht werden kann, nämlich sich selbst mit Kenntnissen zu bereichern und sich tüchtig auszubilden. Sein Fleiß und sein sittliches Leben haben ihm hier allgemeine Liebe und Achtung erworben, und die trefflichsten Zeugnisse würde er hier von allen Lehrern erhalten. Wahrscheinlich werden sie auch gefordert, da hoffen wir sehr, daß nur Gutes daraus entstehen kann, so wie ja überhaupt denen, die Gott lieben, Alles zum Besten dient."

Aus der Antwort der Mutter möge folgende, für sie und den Sohn gleich bedeutsame Stelle hier Platz finden: „Auch ich habe das Vertrauen zu meinem Sohne, daß was er that, aus seinem nur Gutes wollenden Herzen kam. Halten Sie es einer trauernden Mutter zu Gute, deren Freude und Hoffnung er immer war, wenn ich Ihnen sage, daß er sich auch hier die Liebe und Achtung Aller, die ihn kannten, erworben hatte. Eine innige und wahre Religion ist auch hier das beste Mittel, und diese darf uns nicht verlassen. Darum wollen wir auch ruhig und getrost der Zukunft entgegen gehen, und es Dem anheim stellen, der Alles zum Besten lenkt. Der wird auch mir Trost und Kraft verleihen, meinen herben Schmerz zu ertragen."

Inzwischen nahm die Untersuchung, die bekanntlich in wenig geschickten Händen lag, ihren langsamen Verlauf. Landfermann hatte in größeren Pausen stundenlange Verhöre zu bestehen, alle Vorstellungen und selbst Drohungen blieben wirkungslos; er beharrte auf dem Standpunkt, durch seinen Austritt aus der Burschenschaft alle Beziehungen zu derselben abgebrochen zu haben. Erst als eine Konfrontation mit einem Mitgefangenen ihm den Beweis lieferte, daß durch dessen Geständnis der Kommission Alles bekannt sei, erklärte er sich bereit, Auskunft zu geben. Er setzte ein schriftliches Bekenntnis auf, in welchem er sich ganz bloßgab, von den Genossen des Bundes aber nur die nannte, welche ohnehin bekannt

waren. Nicht ohne Einfluß war dabei die Bemerkung eines Wachtpostens gewesen, des ersten Menschen, mit dem er seit seiner Verhaftung außer dem Verhör gesprochen hatte, daß einzelne Gefangene nie gestehen würden. Es gelang ihm nicht, irgend Jemand der Untersuchung zu entziehen, weil aller Antheil längst ermittelt war. Hiervon überzeugte er sich endgültig bei einer Konfrontation mit Wesselhöft, welcher zu den engsten Kreisen Follen's gehört hatte, und zugab, ein volles Geständnis abgelegt zu haben. Daraufhin legte auch Landfermann in Folge erneuter Aufforderung ein umfassendes Geständnis ab, denen wieder mehrere oft stundenlange Verhöre folgten. Nun erst wurden dem Gefangenen Bücher und die bisher vorenthaltenen Briefe seiner Angehörigen übergeben, auch die Einzelhaft hörte auf. Einer seiner Stubengenossen war ein Verwandter, ein Theologe, Lehmann, der noch härter betroffen war als Landfermann, indem er bald nach seiner Verhaftung beide Eltern verlor und mehrere Geschwister unversorgt zurückblieben.

In den letzten Tagen des Januar 1825 fand dann das Schlußverhör, eine artikulirte Rekapitulation aller früheren, statt; nur über Nebensachen reihen sich nachträglich noch Verhöre an. „Am 29. Januar hatte ich (schreibt er) eine Unterredung mit dem von der Regierung bestellten Defensor, Justizrath R. Ich hatte mich zuerst geweigert, diesen Mann, dessen Persönlichkeit wenig Zutrauen weckte, als Defensor zu gebrauchen. Man zeigte mir aber so viel Schwierigkeiten bei der Wahl eines anderen, daß ich mich fügte, zumal da ich die Defension ohnehin als eine nutzlose Form erkannte. Gleichzeitig wurden mir die in Beschlag genommenen Papiere und Bücher bis auf einige Stammbuchblätter und Briefe restituirt."

Die Stimmung des Gefangenen spiegelt sich in zahlreichen Versen und Gedichten aus jenen Tagen wieder. In einem derselben vom 1. März 1824 heißt es:

„Vergessen soll ich gar
Mein Herz, mein liebstes Leben!
Was bliebe echt und wahr,
Wenn Schaum mein bestes Streben?
Mag sich die Sonne neigen,
Und ist der Lenz schon um,
Hoch soll das Banner steigen
Für das ew'ge Heiligthum.

Drum wach, mein liebes Herz,
Halt fest dein heil'ges Lieben,
Halt fest in Noth und Schmerz,
Was dich in Lust getrieben.
Und muß der Tag versinken,
So schaff' in dunkler Nacht,
Wo die ew'gen Sterne blinken,
Wo die ew'ge Liebe wacht."

Ein anderes ist überschrieben:

Auch da nicht.

„Ich dachte in Kerkerwänden,
Da würd' ich des Sehnens frei,
Und wenn mich Fesseln bänden,
Da käme mein lustiger Mai.

Ich dachte, wenn sie dich plagen
Mit ihrer hölzernen List,
Da lernst du dich selber ertragen,
Und merkst, wo die Ruhe ist.

Nun bin ich so hart gefangen,
Sehe Sonne und Sterne nicht;
Wohl schlummert das zehrende Bangen,
Aber gestorben ist's nicht."

Der Versuch des Herrn v. Kamptz, sein Geständnis zu erlangen, entlockt ihm die bitteren Zeilen:

„Und daß ich nicht ganz alleine bin,
Sah ich Ratten und Mäuse so gern,
Und wenn auch die vor mir Fremden fliehn,
Einen Mann mit Atzel und Stern;
Der wüßte gern, was ich selber nicht weiß,
Und was ich weiß, gab ich ihm nicht preis;
Nun läßt mich auch der alleine.“

Größere Ergebung spricht sich in folgenden Gedichten aus:

„Will es denn so gar nicht enden,
Liebes Herz, mit deiner Noth,
Lernst du nie, wohin dich wenden,
Zwischen Leben, zwischen Tod?

Möchtest leben stark und freudig,
Rasch mit Brüdern kühn und mild,
Und du fühlst dich falsch und schneidig,
Ganz alleine, falsch und wild.

Möchtest geh'n auf rechten Wegen,
Folgend, führend auf der Bahn.
Und dein Schaffen flieht der Segen,
Und die Ziele werden Wahn.

Kannst auch nicht zum Steine werden
Ohne Lust und ohne Harm;
Zagst auch vor der kühlen Erden
Treuem, stillem Mutterarm.

Sieh in Aschen glühen Funken,
Liebes Herz, da halte fest!
Nimmer bist du ganz versunken,
Wenn der Funke dich nicht läßt.

Und da kommt ein Sturm gefahren,
Rast in deines Lebens Kern.
Magst du dir den Funken wahren,
Facht der Sturm ihn an zum Stern.“

Ein Besuch.

„Zwischen dunkeln Mauern
Sitz' ich ganz allein;
Nur das alte Trauern
Kehrte mit mir ein.

Aber Schloß und Riegel
Hält die Treue nicht,
Und sie kömmt gegangen,
Und die Nacht wird licht.

Wieder weicht der Riegel,
Kömmt ein Kind gesandt,
Schwinget helle Flügel,
Kerzen in der Hand.

Spricht: ich bin die Liebe,
Kehre bei dir ein,
Daß dir eines bliebe,
Wenn du ganz allein.

Faßt die matten Hände,
Wärmt das müde Herz,
Daß die Noth sich wende
Und der lange Schmerz.

Aber knarrt es leise,
Und die Pforte weicht,
Und es nah't die Freude
Ernst und fest und leicht.

Und die lichten Boten
Flechten lust'gen Reih'n;
Heller wird's und heller
Vor dem lichten Schein.

Und die Mauern sinken,
Frei das grüne Feld;
Und dem trauten Winken
Folg' ich treu gesellt.

Abends knarrt die Pforte
Vor den weisen Herrn;
Wollt mich wieder plagen,
Aber ich bin fern."

Der Gefangene.

„Sonntag ist's, und Maiensonne
Ist im März schon aufgewacht,
Und in heller Mittagsstunde
Hat sich Alles aufgemacht,
Alt und Junge, Jung und Alte,
Auf den Plätzen, auf den Gassen,
Auf dem Strom und auf den Wiesen
Wollen all' die Sonne grüßen.

Einer hinter Kerkergittern
Schauet einsam all' die Lust,
Mädchen, die zum Tanze eilen,
Wo die flinken Burschen warten,
Reiter keck auf hohen Rossen
Rasch in's fernste Thal zu fliegen,
In den Kähnen lust'ge Schiffer
Auf den früh befreiten Fluthen;
Mütter leiten ihre Kleinen,
Führend halb, und halb gezogen
Von dem ungeduld'gen Volk.
Der Gefangene auf den Busen
Drückt die kettenschweren Hände,
Ruft dann in die enge Kammer
Manch ein Bild aus alter Zeit;
Brüder, die in sel'gen Tagen
Roß und Schwert mit ihm getummelt,
Durch die Wälder, durch die Wogen
Mit ihm raschen Sinn's geflogen;
Auch die Jungfrau, die zum Tanze
Er in stolzer Lust geführet,

Und die ihn als Kind geleitet,
Seiner Mutter duldend Lieben,
Alle ruft er um sich her.
Und sie kommen, alle kommen
In die Kammer, keiner fehlet,
Keiner, den er einst erwählet,
Und allein ist er nicht mehr."

Die Stimmung wechselt rasch. Am 9. März schreibt er in einem „Waffenstillstand" bezeichneten Gedicht am Schluß:

„Macht ihr nur euren Frieden,
Ich bleib' bei meinem Krieg.
Kann ich's allein nicht enden,
Der Tod ist auch ein Sieg."

An einem Sonntagmorgen sah und hörte er durch die Gitter der Stadtvogtei den Chor der Kurrendeschüler:

„Mit Mantel und Kragen
Und eckigem Hut,
So ziehen die Schüler
In fröhlichem Muth.

Und zieh'n durch die Gassen,
Wohin sie bestellt,
Und steh'n an den Ecken
Und singen um Geld.

Ihr finsteren Masken,
Was zeigt ihr euch doch!
Ihr verschollenen Weisen,
Was klinget ihr noch!

Einen armen Gefangenen
Habt ihr erfreut,
Drum ziehet, ihr Schüler,
Noch lange Zeit."

Vom 11. März stammt das Gedicht „Die Brücke", dessen Hoffnungen der Greis noch erfüllt sah:

„Jenseits an einem Strom so breit
Liegt ein verlornes Wunderland.
Dahin ist jeder Blick gewandt,
Wer's schaut, dem wird das Herz so weit.

Verloren ist's schon manches Jahr,
Doch sind die Kunden noch so laut
Von Wundern, die man dort geschaut,
Wie Liebe sie und Kraft gebar;

Von Wäldern, die das Beil nicht brach,
Von Bergen, die kein Menschlein maß,
Von Rechten, die man nie vergaß,
Von ew'gen Ehren, ew'ger Schmach.

Und was wir Liebes eigen nennen,
Es kam der Keim von drüben her;
Wenn starke Herzen heiß entbrennen,
Von jenseits weht der Funken her.

Wenn zwischen grünem Waldesleben
Ein Sänger heil'ge Lieder spinnt,
Wenn Männer in den Tod sich geben,
Daß ihre Lieben freudig sind;

Wenn Alles falschen Götzen fröhnet,
Du hältst dein altes Lieben fest;
Wenn alles deinen Glauben höhnet,
Und dich dein Hoffen nicht verläßt:

Ein Blick ist's in die hohen Zeiten,
Ein Blitz ist's aus dem Wunderland,
Das stimmt die Herzen und die Saiten
Und stählt in Flammengluth die Hand.

Da wölbet sich von treuen Händen
Eine Brücke hoch und wunderbar.
Nach jenseits soll der Bau sich wenden,
Wo die alte starke Heimath war.

Es ruft: Hierher, ihr Baugesellen,
Hier prüfet Kell' und Winkelmaß,
Daß nicht die Fluth den Bau zerschelle,
Wie sie die alten Bogen fraß.

Nur eins möcht' ich noch gerne schauen,
Dann fröhlich zu den Vätern gehn:
Die Brücke, die wir hoffend bauen,
Werden die Enkel hinübergehn?"

Stark ist das Bedürfnis, seinen Empfindungen in Versen Ausdruck zu geben, auch noch im April:

In der Einsamkeit.

„Du bist in Kerkerbanden
Mit deiner Noth allein,
Bange in fremden Landen,
Niemand gedenket dein.

Leise aus Kirchenbogen
Hallet zu dir ein Lied;
Dein Geist ist hingeflogen,
Singst still die Psalmen mit.

Als aus die Lieder klangen,
Da spricht ein frommer Mund:
Die verlassen und gefangen,
Sind auch in unserm Bund.

Du hörest Brüder bitten,
Für dich auch und dein Leid;
Kehrst stark aus ihrer Mitten
In deine Einsamkeit."

Das Letzte.

„Halte fest am Lieben
Ohne Unterlaß;
Ist die Lieb' vertrieben,
Halt' an deinem Haß;

Ist der Haß erstorben,
Wende dich zum Spott;
Alles ist verdorben?
Sieh' es lebet Gott."

Frühling.

„Von einem Strom zum andern
Weckt Maienhauch das Feld:
Ist's nicht, als sollst du wandern
Weit, weit in Gottes Welt?

Der Lerche freud'ge Schwingen
In Maienlust erwacht:
Ist's nicht, als sollst du singen,
Was je dein Muth gedacht?

Der Haß ist ausgetrieben,
Und todt ist Hohn und Scherz:
Ist's nicht, als sollst du lieben?
Nun such' ein liebes Herz.

Und wenn du es gefunden,
Dann sprich, daß Frühling sei.
Wenn Herz zu Herz verbunden,
Das ist des Menschen Mai."

Heimweh.

„Ach hätte ich doch frisches Blut,
Wie die guten Kameraden,
Und käme auch mit leichtem Muth,
Wenn der Feiertag geladen,
Und jubelte die lange Nacht,
Bis hell der Morgen aufgewacht,
Und ließe andre sorgen.

Ach wär' ich doch ein Reitersknecht,
Wär' mit im Sturm gezogen,
Und hätte für das alte Recht
Den Säbel frei gewogen;

Jetzt schlief' ich unter grünem Baum
Und träumte meinen stillen Traum,
Bis der jüngste Tag mich weckte.

Ach wär' ich doch ein Gärtnersknab'
Im stillen Gottesgarten,
Und dürfte meiner Väter Grab
In treuen Ehren warten;
Und wenn mein junger Morgen graut',
Hätt ich mir selbst mein Haus gebaut
Und dürft' mich bei sie legen.

Ach wär' ich doch im Vaterhaus
Mit meinen Träumen blieben,
Hätt' nimmer in die Welt hinaus
Mein frecher Muth mich trieben.
Ich hütete der Blumen frei,
Die wurden jeden Sommer neu,
Ich selber mit den Blumen.

Nun sitz' ich hier im Kämmerlein,
Und kann nicht leben, nicht sterben,
Und kann nicht still und heimig sein,
Und auch nicht muthig werden.
Und was ich will, ist lange todt,
Und was die junge Welt mir bot,
Kann man das auch wohl lieben?"

An W. v. Sch.

„Sieh' ich habe geharrt in schweren, fröhlichen Stunden;
Alles um mich versank; eines hielt festiglich aus.
War es der Treue Gewalt? oder war es der Liebe
Geheimnis?
Gottes lebendiges Wort war es in muthiger Brust.
Was die Freude gelobt, das hielt die Stunde der Trübsal,
Und die grimmige Gluth stählte das Eisenerz nur.
Und es lockten Sirenen, es lachte die blühende Rebe;
Stärker lockte das Wort, freudiger lachte das Herz.

Und der Lerche Gesang, er lud in den schwellenden Frühling,
Aber besseren Lenz weckte im Kerker die Treu'.
Einen wähnt' ich vor allen im Hort der Treue zu finden:
Dich mit dem Auge so blau, dich mit der freudigen Faust.
Hatt' ich in's Auge dir nicht geschaut bei Nacht und bei Tage?
Stand das Siegel des Herrn nicht auf der mächtigen Stirn?
Aber der Traum ist aus. Zeit ist's zum Wachen und Sterben.
Was ist Leben mir noch ohne den seligen Traum!
Sieh' da hab' ich geweint: so weint ich mein Leben nur einmal;
Weinen sahest du mich: brannt' dich die Thräne nicht auch?"

Ostern.

„Fragt ihr, ob der Heiland lebe?
Hat er euer vielen nicht
Alles reich und stark gegeben,
Was zum Leben euch gebricht?

Ob der Herr für uns gestorben,
Fraget ihr und wißt es nicht?
Hat sein Tod euch nicht erworben
Lebensmuth und Todeslicht?

Ob der Herr ist auferstanden?
Hat er dich nicht oft und heut'
Auferweckt aus Todesbanden
Zu lebend'ger Freudigkeit?

In der Brust die hellen Zeugen:
Und du suchst nach beff'rem Wort?
Erst wenn jene Stimmen schweigen,
Frage bange hier und dort."

Mit dem Abschluß der Untersuchung kam Landfermann zur Gewißheit, daß eine Freisprechung, auf die der Vater noch sehnsüchtig hoffte, nicht zu erwarten sei. Unter dem 24. November

theilte er den Eltern die Wahrscheinlichkeit einer Verurtheilung zu schwerer Festungshaft mit. Der Eindruck, den die Nachricht zu Hause machte, war niederschmetternd; der Mutter wurde sie lange verheimlicht. Den Gefangenen wurde nunmehr die Wahl einer Festung zu ihrem Aufenthalt frei gestellt. Landfermann entschied sich für Magdeburg. Der Vater war damit einverstanden trotz der weiten Entfernung von der Heimath, da Wesel und Jülich als Festungen in dortiger Gegend verhaßt waren, Köln und Koblenz aber noch keine Staatsgefangenen aufnahmen. Am 16. März 1825 fuhr er in Begleitung zweier Gendarmen nach Magdeburg, wo er am 18. eintraf. Die königliche Bestätigung und öffentliche Verkündigung des Urtheils ließ aber lange auf sich warten. Vergeblich waren alle Bemühungen des Vaters und ein Versuch Schlosser's, durch Raumer eine Milderung herbeizuführen. Im Gegentheil wurde, sehr im Widerspruch mit früheren mündlichen und schriftlichen Auslassungen des Geh. Rath von Kamptz, Landfermann in der nächstfolgenden Zeit härter behandelt als seine Mitgefangenen. Folgende Briefe an den Vater (September 1825) und an Buchhändler Winter in Heidelberg (9. Oktober) geben darüber Auskunft.

„Lieber Vater! Meine Bitte geht dahin, daß Sie für mich an den Wirkl. Geh. Staatsrath und Kammerherrn von Kamptz schreiben mögen etwa folgenden Inhalts:

„Wenn seine mir mündlich gegebene Versicherung, daß meine jetzige Lage meiner Karrière im preußischen Staatsdienst nicht schaden werde, Sie zu den erfreulichsten Hoffnungen für mich berechtige, so könnten Sie doch voraussetzen, daß, wenn meine jetzige Lage fortdauere, ich nicht nur für jeden Staatsdienst, sondern auch für die menschliche Gesellschaft überhaupt völlig abgestumpft und unfähig herausgehen würde. Meine Lage sei nicht nur ohne allen Vergleich härter als die meiner Mitschuldigen in Stralsund, Glogau, Jülich, Wesel, wie Sie aus sicheren Erkundigungen wüßten

(wie denn der Baron von Lanken, völlig in gleicher Schuld mit mir, in Stralsund in einem Privathause wohnt und bloß gelinden Stadtarrest hat, und meine Mitschuldigen in Glogau dort Bälle ꝛc. besuchen), sondern auch als die, die sich mit mir in Magdeburg befinden, indem diese, so lange sie hier sind, unter einander ungehindert verkehren, ich dagegen, so lange ich hier sei, von allem menschlichen, geschweige denn aufrichtenden und bildenden Umgang abgeschnitten und auf einen gemeinen Aufwärter beschränkt sei, — den ersten Monat ausgenommen, wo ich anfangs mit einem ehemaligen Lieutenant, dessen Excesse und offenbare Verrücktheit bald darauf nöthig gemacht hatten ihn von hier zu entfernen, und dann mit zwei ehemaligen Beamten, die wegen Kassendefekten gefangen sitzen, in ein Zimmer gesetzt sei. Sie wüßten wohl, daß meine aktenmäßig erwiesene Sinnesänderung und Lossagung von der strafbaren Verbindung mir keine Ansprüche gäben, daß vielmehr auch für meinen Theil die Gnade des Königs allein wieder gut machen könne, was ich verbrochen hätte, aber Sie hofften doch, daß ich keine härtere Behandlung verdiene als Andere, die ebenso viel oder mehr als ich verschuldet hätten. Durch das Wohlwollen, das Herr von Kamptz gegen alle reuigen Schuldigen in dieser Sache und namentlich auch mir bewiesen habe, fänden Sie sich bewogen ihn zu bitten, sich dahin zu verwenden, daß man mir denjenigen Grad von Freiheit gewähre, den die übrigen Staatsgefangenen in Magdeburg genössen, namentlich die Erlaubnis, zuweilen in die Stadt zu gehen, die mir in wissenschaftlicher Rücksicht, namentlich zur Befriedigung meiner litterarischen Bedürfnisse so nothwendig sei, und auch durch die Anwesenheit eines nahen Verwandten, des Generalstabsarztes Rocholl, so wünschenswerth wäre; und wenn dies nicht bewilligt werden könnte, mir doch der Umgang mit meinen hiesigen Mitschuldigen, Gabert und Konsorten, freigegeben werden möge, damit ich nicht völlig verkümmere und geistig zu Grunde gehe. Zugleich möge er die Gewogenheit haben

Ihnen zu sagen, wann etwa das Urtheil erfolge. — — — Sobald er Ihnen geantwortet hat, so benachrichtigen Sie mich davon, als wenn Sie aus eigenem Antrieb, nicht auf meinen Wunsch geschrieben hätten.

„Caspari's Mutter hat sich mit einem ähnlichen Schreiben an von Kamptz gewendet und dadurch wenigstens das erlangt, daß sie ihren Sohn ohne Zeugen sprechen darf. An die hiesige Kommandantur habe ich mich mit obiger Bitte unter dem 15. August zum dritten Mal gewendet und nochmals folgende Gründe aufgezählt: 1. daß meine Untersuchung seit dem Januar a. c. völlig geschlossen sei und die Akten seit jener Zeit zum Spruch liegen; 2. daß mir demgemäß von Seiten des Gerichts zu Köpenick die unbedingte Versicherung gegeben, daß ich auf der Festung mit meinen dortigen Komplicen ohne alle Behinderung würde umgehen können; 3. daß ich schon zu Köpenick vom Ende Mai 1824 bis zu meiner Abführung im März 1825 fortwährend in Gesellschaft mehrerer Mitschuldigen gelebt habe und namentlich auch den Bercht (jetzt hier im Arrest) schon dort gesprochen habe; 4. daß ich etwa 1/2 Jahr vor Anfang der Untersuchungen mich aus freiem inneren Antrieb von dem geheimen Bunde förmlich losgesagt habe, und daß mir, da dies aktenmäßig erwiesen ist, auf eine vorzugsweise milde Behandlung Hoffnung gegeben sei. — Die Antwort war abschläglich; nur nach erfolgtem Urtheil könne Änderung eintreten.

„Seien Sie übrigens von meinem Wohlbefinden versichert und daß meine Lage bei Weitem so fatal nicht ist, als sie scheinen möchte."

„Die Gelegenheit," so schreibt Landfermann an Winter, „ohne Wissen meiner Wächter einmal zu schreiben, kann ich nicht vorbei lassen, ohne auch Ihnen, verehrter Herr, meinen Dank für Ihre vielfältige Theilnahme zu sagen und von meinen jetzigen Verhältnissen kurze Nachricht zu geben. Gesund bin ich, wie in Heidelberg niemals. Migräne und Hypochondrie, die mir dort arg zusetzten,

hat das Berliner kalte Bad von Grund aus, wie ich hoffe, kurirt. Es giebt überhaupt wohl für den Hypochonder kein besseres Mittel, als von dem Leben recht geschüttelt zu werden. Der Grund zu der Kur und neuer Lebenslust ist aber in Ihrem Hause gelegt, und dafür bin ich Ihnen vor Allem warmen Dank schuldig.

„Die Ursachen der vielen Verhaftungen sind wohl bekannt genug. Mich haben wiederholte Konfrontationen, zuletzt mit einem gewissen Wesselhöft, überzeugt, daß ich nichts Neues entdecken könne und daß bei Weitem die Mehrzahl Alles gestanden habe, worauf ich mich dann auch zu einem Geständnis bequemte. Für meines Gleichen ist das Ganze eine herbe, aber reiche Erfahrung, und die Folgen für den Jungen und Einzelnstehenden werden wohl zu verwinden sein. Wehe thut es mir aber, daß Familienväter wie z. B. ein gewisser Salomon und ein Major von Ferentheil aus Erfurt der Theilnahme geständig geworden sind, wie ich zuverlässig weiß.

„Meine Lage hier ist hart, besonders durch die Entbehrung alles auch nur erträglichen Umgangs, selbst mit meinen hiesigen Mitschuldigen, doch nicht so hart, daß ich sie nicht wohlgemuth und ungebeugt ertragen sollte, und je einsamer ich bin, desto öfter schweife ich zu alten lieben Bekannten, und von unserem schönen Heidelberg und von Ihrem mir unvergeßlichen Hause kehre ich dann immer muthig und fröhlich wieder zurück. Ihre lieben Grüße erwidere ich allen Gliedern Ihres Hauses vom größten bis zum kleinsten, und das kleinste muß den größten Gruß haben. Wenn die Umstände anders wären, so würde ich die liebe Hausmutter bitten, mir recht ausführliche Nachricht von Ihrer aller Befinden zu geben, wozu diese wohl mehr Zeit und Lust hätte als Sie, so aber muß ich meine Bitte auf bessere Zeiten verschieben und hoffe dann keine Fehlbitte zu thun."

Der Brief an Herrn v. Kamptz hatte wenigstens in so fern Erfolg, als der Verkehr mit den anderen Untersuchungsgefangenen

ihm gestattet wurde. Große Freude machten ihm Besuche des Schwagers v. d. Becke, des Mannes seiner Schwester Florentine, am 2. September 1825, und später dieser selbst. Auch andere Freunde erhielten bisweilen Zutritt zu ihm. Eine besonders glückliche Fügung war es, daß ein naher Verwandter, der Generalarzt Rocholl, nach Magdeburg versetzt wurde. Denn Anfang des Jahres 1826 wurde Landfermann von einem heftigen Nervenfieber befallen, in welchem sich Rocholl und auf dessen Veranlassung der Regimentsarzt Dr. Scheibler des Kranken aufs treueste annahmen. Anfang Mai war dieser in der Lage, den Eltern seine beginnende Genesung selbst zu melden (Ausführlicheres enthält der unten mitgetheilte Brief an Frau Winter); vielleicht hatte übertriebene Sparsamkeit — er hatte Frühstück und Abendbrot auf trockenes Brot und Wasser reducirt — seinen Körper schon vor Ausbruch der Krankheit geschwächt. Indeß hatte die Erkrankung in so fern eine wohlthätige Folge, als dadurch ohne besondere höhere Erlaubnis die drückenden Beschränkungen der Haft nach und nach fortfielen, er durfte jetzt täglich Besuche empfangen. Auch sorgte der Gymnasialrektor Solbrig, vom Kloster U. L. Frauen, für litterarische Hilfsmittel, er war dazu gleich Anfangs von der Untersuchungskommission, die sich also in dieser Beziehung human zeigte, aufgefordert worden.

Den Studien des Gefangenen eine bestimmte Richtung zu geben, ließ sich Schlosser durch folgenden charakteristischen Brief vom 19. Mai 1826 angelegen sein:

„Ich hätte Ihnen eher geschrieben, wenn ich nicht erwartet hätte, daß Ihr Schicksal durch günstige Umstände und durch die Milde des Königs würde erleichtert werden; da Sie aber doch, wie ich hörte, dort wohl noch lange Zeit ohne bestimmte Thätigkeit werden bleiben müssen, so will ich mich wenigstens mit Ihnen darüber unterhalten, wie Sie Ihre Zeit nach meinem Urtheile für die Wissenschaft nützlich anwenden könnten. Ihren Vorsatz der

Durchlesung aller Hauptschriftsteller kann ich nicht anders als sehr billigen, nur bitte ich Sie, diese Gelegenheit nicht etwa für Adversarien, sondern für Bemerkungen über unrichtige oder von den Alten gemißbilligte Ansichten einzelner Dinge und Begebenheiten, wie wir sie uns häufig bilden, zu benutzen, dies wird Ihnen für die Kompendien und Geschichten, die Sie später, wenn Sie arbeiten, in die Hand nehmen müssen, ein gutes Instrument geben. Dann machen Sie doch bei diesem Anlaß, wo Ihnen Punkte aufstoßen, in Ihrer Einsamkeit einzelne Aufsätze, als Berichtigungen, als Ausführung, als Behandlung besonderer Gegenstände; damit läßt sich einmal viel anfangen, und ich würde Sie sogar aufgefordert haben, mir solche Aufsätze von Zeit zu Zeit zum Bekanntmachen zuzuschicken, wenn nicht meine Arbeit an der neuen Ausgabe meiner Weltgeschichte mich hinderte, Frommann's Vorschlag anzunehmen. Frommann wollte ein förmliches Repertorium für alles das anlegen, was einer irgendwo gelegentlich fände, er hatte einen sehr vernünftigen und für die Geschichte sehr heilsamen Plan; zu einer anderen Zeit werde ich vielleicht doch einmal daran denken, da wäre es mir lieb, wenn solide Leute Materialien fertig hätten. Das bloße Lesen würde Sie indessen in der Periode, worin ich Sie glaube (da ich immer noch sehr viel von Ihnen hoffe und erwarte), zu sehr zurückhalten; ich hoffe daher, daß Sie mit Schierenberg und Lorenz an den Übersetzungen der späteren griechischen Schriftsteller, die Schmidt in Jena herausgiebt, arbeiten werden. Nehmen Sie den Herodianus, Sie werden einen Schriftsteller in ihm finden, den Sie kaum in einer solchen Zeit erwarten würden. Sie gewinnen wenigstens Übung der Feder in historischen Materien dabei. Wäre es nicht möglich, daß Sie zugleich (neben der alten Zeit) ein solides Studium des Mittelalters vornehmen? Sie würden hier für Ihr künftiges Auftreten unendlich vorarbeiten. Sie glauben nicht, wie wenige Leute bei allem Geschrei von Quellenstudium in unseren Tagen die Quellen leidlich kennen. Fangen Sie mit

Italien an, lieber Herr Landfermann; da Sie keine Bibliothek auf der Citadelle haben können, so will ich Ihnen sagen, wie ich es machte. Ich würde mir aus **Muratori Antiquitates medii aevi** und seinen **Scriptoribus rerum Italicarum**, lauter Quellenbüchern, ein Bild entwerfen, über einzelne Dinge und Sachen, wie über das Allgemeine. Dies würde das ohnehin interessante Studium der Scriptorum doppelt interessant machen; hernach blätterten Sie das **Du Cange Glossarium mediae et infimae latinitatis** durch und berichtigten Ihre Darstellung; dann läsen Sie **Du Cange dissertations** und **observations** zu **Joinville** u. s. w. Es sollte mich wundern, wenn Sie in Ihrem Arrest, das Auge stets auf die Alten, nicht ein schönes Bild des Mittelalters ohne Kompendium und odiöse Gelehrsamkeit zusammenbrächten. — Seien Sie überzeugt, mein lieber Herr Landfermann, daß ich den lebhaftesten Antheil an Ihrem Schicksal und an Ihren Arbeiten nehme, daß ich sehr viel von Ihnen für mein Fach erwarte, und daß es mir besonders lieb war, daß Sie mich nicht getäuscht hatten, wie ich bei Ihrer Verhaftung Anfangs glaubte, da ich nie von Ihren Verbindungen Etwas gehört hatte. Wo ich Ihnen dienen kann, werde ich es immer gerne thun."

Die von Schlosser erwähnte Hoffnung, es würde am Geburtstag des Königs eine Begnadigung erfolgen, wurde von Landfermann's Angehörigen und Freunden getheilt; wie man überhaupt in weiten Kreisen für alle Gefangene darauf hoffte. Schlimmer war es, daß die Verkündigung des Urtheils durch das Breslauer Oberlandesgericht noch immer ausstand. Erst am 8. Juni wurde es dem Gefangenen mitgetheilt, es lautete auf 13 Jahre Festungshaft. Die Eltern waren durch den Oberpräsidenten v. Vincke wohl etwas vorbereitet, daß der Spruch über Erwarten hart ausgefallen sei; doch hoffte man auch jetzt wieder auf baldige Begnadigung. Um so mehr mußte die Höhe der Strafe die Angehörigen beugen und befremden. Der Gefangene selbst schrieb darüber dem Vater: „So

wenig Sie Sich darüber äußern, so sehe ich doch nur zu gut, welchen Eindruck die Sache auf Sie gemacht hat, und das ist das Traurigste für mich in meinem ganzen Schicksal, das ich sonst ruhig und heiter wie bisher auch fernerhin zu tragen hoffe. Es hieße den schlichten Menschenverstand verleugnen, wenn ich sagen wollte, daß es kein großes Unglück sei, was mich betroffen hat. Indeß hat bis jetzt meine Gefangenschaft doch auch wohlthätige Folgen gehabt. Ein vernichtender quälender Hypochonder, der mich sonst vielleicht mein ganzes Leben hindurch gequält hätte, ist völlig von mir gewichen, wie ich glaube dadurch, daß mich das nothwendige Ankämpfen gegen äußeres Mißgeschick von der inneren Schwermuth abzog und ich so das Leben wieder in seiner wahren freundlichen Gestalt erblickte. Dieser Gewinn dünkt mich mit zwei bis drei Jahren Verlust der Freiheit nicht zu theuer erkauft zu sein. Ich könnte Ihnen einen Gewinn von eben so großer Wichtigkeit nennen, den ich unter anderen Umständen schwerlich gemacht hätte, ich verschiebe es auf ein ander Mal. Warum sollte ich nun nicht auch von der Zukunft noch viel Gutes hoffen? zumal da wir die Hoffnung auf eine nicht zu sehr entfernte Begnadigung nicht aufgeben dürfen. Lassen Sie mich bald ein beruhigendes Wort über Sie alle und besonders, lieber Vater, über Ihre Gemüthsstimmung hören."

Eingehender äußert er sich in einem Brief an Frau Winter aus denselben Tagen (11. Juli 1826): „Welche Freude mir Ihre lieben Zeilen gemacht haben, kann ich kaum sagen. Ich erhielt sie im Mai zusammen mit ein paar anderen werthen Briefen durch einen neuen aber guten und lieben Bekannten; so kam alles Erfreuliche zusammen. Ich war wirklich einige Tage in einem wahren Freudenrausch, und wenn ich mir eine recht innige Freude machen will, so lese ich Ihren Brief wieder durch, in dem ich Ihr ganzes Leben wiederfinde. Es dünkt mich immer, als wäre unsere Bekanntschaft — darf ich sagen, unsere Freundschaft? — erst ein leiser Anfang, die Grundlage zu etwas Festerem, Innigerem, und als

dürfte ich mein Leben nicht eher für beschlossen halten, als bis ich Ihnen gezeigt hätte in Worten und Werken, daß ich das Wohlwollen, mit dem Sie alle mir entgegen gekommen sind, so wenig meine stumme finstere Art dazu auffordern konnte, verdiene. Ich war in Heidelberg ein verzagter Mensch mit einem sehr uneinigen Gemüth; in Ihrem Hause habe ich zuerst wieder ein menschlich schönes Zusammenleben in dem Glück, welches nicht auf Selbstbetrug und äußerlicher weltlicher Eitelkeit beruht, gesehen und jetzt ist mir, als wäre meine ganze Universitätszeit und die Widerwärtigkeit meiner Gefangenschaft nur wie ein luftreinigendes Gewitter gewesen, um mir Jugend und Frühling, Kraft und Hoffnung mit Gott auf lange Jahre wieder zu geben! Vielleicht erinnern Sie Sich, wie ich Ihnen nicht lange vor meiner Verhaftung sagte, ich wünsche, es möchte mir einmal eine derbe Widerwärtigkeit begegnen. Ich hoffte nämlich daraus eine heilsame Anregung meiner Lebenskraft, und diese Hoffnung hat mich nicht betrogen, so weit ich aus den später verstrichenen zwei-einhalb Jahren beurtheilen kann. Unser Xeller meinte gegen mich, er würde mich wohl am Ende im Kloster wiedersehen, und er hatte damals nicht so ganz unrecht, aber ich habe jetzt erkannt, was wir im Kloster suchen, müssen wir in uns finden oder nirgends, und

> will einer merken lassen, daß er mit Gott es hält,
> so muß er keck erfassen die arge böse Welt. —

„Als ich Ihren Brief erhielt, war ich kaum von einem schweren Nervenfieber wieder aufgestanden, das mich gerade um den Jahrestag meiner Verhaftung, den 16. Februar, befallen und dem Tode sehr nahe brachte. So lieb mir das Leben ist, fürchte ich doch auch den Tod nicht zu sehr, aber noch immer ist mir der Gedanke widerwärtig, daß, wenn ich gestorben, es ohne Bewußtsein gewesen wäre. Früher oder später, aber ich wünschte mir vor vielem Andern auf dem Todtenbett ruhig, schmerzlos und klar noch einmal auf alles

Schöne, Erbauende, Ermuthigende, was mein eigenes Leben und die Welt mir geboten hätte, hinblicken zu können. — Jetzt habe ich Alles überstanden, auch die Nachwehen, nur sind meine Haare so ziemlich alle verloren.

„Am 8. Juni ist mir mein Urtheil publicirt. Es lautet auf Unfähigkeit zum Staatsdienst, und dreizehnjährigen Arrest ‚wegen Theilnahme an einer den Hochverrath vorbereitenden Verbindung'. Appellirt habe ich nicht, aber ich habe mich an die Gnade des Landesherrn gewendet und hoffe das Beste, indeß auch die volle Ausführung des Urtheils würde ich zu ertragen wissen. Die besten Güter und das schönste Glück hängen nicht von fremdem Willen ab. Zu irgend einem Schritt aber, der mir die Freiheit wiedergäbe unter der Bedingung, Deutschland zu verlassen, würde ich mich nie verstehen können. Es ist das nicht eine Anwandlung von übertriebenem Patriotismus. Was man heut zu Tage gewöhnlich so nennt, ließe sich in Ägypten oder Amerika vielleicht eben so gut üben, und mit dem Wirken in Deutschland sähe es während meiner Gefangenschaft und auch wohl nachher, wenn ich bis zum 18. März 1838 still gesessen hätte, sehr dürftig aus. Aber ich weiß es zu sicher, Alles was uns Nation und Heimath giebt, nicht nur Sitte, Lebens-Ansicht, Gedankenkreis, Sprache, auch der deutsche Boden, Winter, Sommer und alles Übrige ist mir so nöthig, wie die Lebensluft, und es wäre ein Selbstmord an mir, wenn ich mich ohne die äußerste Noth davon trennen wollte. Weder meine Wünsche noch meine Fähigkeiten gehen in dieser Hinsicht weiter als ein Deutscher, ein Stockdeutscher zu sein. Draußen wäre ich ein Klotz, nur in der Heimath kann ich ein Mensch sein. — Tritt keine Milderung ein, so ist mein Los hart. Die meisten billigen Menschenwünsche sind mir dann versagt; was die Welt an uns bildet, ist mir dann verloren; dagegen was Einkehr in uns selbst, einsame Betrachtung, Studien gewähren, kann ich hier gewinnen, wenn ich es nur danach anfange.

„Das Traurigste bei der Sache ist mir die Bekümmernis meiner alten Eltern. Indeß haben sie vor dem jüngeren Geschlecht Das voraus, daß sie den Trost der Religion unverkümmert durch eigene selbstgenügsame Weisheit genießen. Ich kann es nicht bedauern, daß ich gethan habe, was ich nicht lassen konnte, daß meine Jugend jugendlich warm theilnehmend und unbesonnen gewesen ist. Und endlich, warum sollte ich nicht hoffen, daß auch ich einmal zu Denen gehören werde, denen alle Dinge müssen zum Besten dienen? Sonst habe ich glücklicherweise für Niemand außer mir in leiblichen Dingen zu sorgen. Früher wünschte ich mir sehr, von Sorgen dieser Art in Anspruch genommen zu werden; die Bemühungen eines Sohnes für die hilflosen Eltern, eines Bruders für jüngere Geschwister, eines wackeren Familienvaters erschienen mir so ehrwürdig und erfreulich. Jetzt habe ich alle Ursache mich zu freuen, daß das Alles auch nicht einmal in der Aussicht darauf mir beschieden ist. Nicht allen meinen Genossen ist es so gut geworden. Meinem Vetter Lehmann aus Lennep z. B., der jetzt auf elf Jahre in Jülich sitzt, starb vier Wochen vor seiner Verhaftung sein Vater, der einzige Versorger der Familie; kurz darauf erhielt er einen vergeblichen Ruf an die Pfarre seines Vaters, und bald nach seiner Ankunft in Jülich ist seine Mutter wohl aus Kummer über ihn gestorben und hat außer ihm drei unversorgte Töchter von zehn bis zwanzig Jahren hinterlassen. Dazu war er seit längerer Zeit mit einem sehr braven Mädchen verlobt.

„Erfreuen Sie mich doch recht bald wieder mit einem Briefe. Ein Wort von Ihnen würde mir immer sehr tröstlich sein, und wenn ich auch zu stolz bin um zu sagen, daß ich Trost bedürfte, so sind mir doch die Freuden von außen her hier so knapp zugemessen, und ich wüßte wenig, was mich mehr erfreuen könnte, als ein Brief von Ihnen wie der vorige. Vergessen Sie dann aber auch nicht, daß ich nur von Ihnen über wesentliche Veränderungen in Ihrem

Familienkreise Nachricht erhalten kann. Führt Anton sein Weg über Magdeburg, so bitte ich ihn recht sehr mich aufzusuchen."

Von einer Appellation wurde, obwohl Freunde des Vaters dazu riethen und andere Gefangene mit Erfolg diesen Weg betraten, Abstand genommen, namentlich weil die definitive Entscheidung über das Strafmaß dadurch wieder ins Ungewisse hinausgeschoben worden wäre, aber auch, weil Herr v. Kamptz brieflich indirekt davon abrieth. Landfermann zog es vor, die Gnade des Königs für eine Milderung der Strafe anzurufen. Indeß blieben alle Gesuche, die des Gefangenen selbst wie die des Vaters, trotz der Bemühungen des Herrn v. Vincke und anderer Gönner, vorläufig erfolglos; nicht einmal geringfügige Erleichterungen der Haft wurden trotz der Zusicherungen des Herrn v. Kamptz erlangt.

Die genaueste Auskunft über das Leben des Gefangenen geben auch jetzt wieder die Briefe an Frau Winter, welche hier folgen mögen. Der erste ist vom 17. Februar bezw. 25. April 1827.

„. . . . Meine Lage ist im Guten und Bösen unverändert. . . . Sie wissen, wie ich über mein Los denke und ich bitte Sie, keinen erkünstelten Gleichmuth darin zu sehen. Es giebt einen Frieden, welcher höher ist als alles Treiben der Welt; ich besitze ihn nicht, aber ich hoffe ihn zuversichtlich, und ich habe Stunden genug, wo ich mich ruhig und glücklich fühle, und diese Ruhe lehrt nicht das Treiben der Welt fürchten und meiden, sondern heiter und thätig sich in derselben bewegen wo und wie man kann. — Meine Gesundheit ist für jetzt gut, Bewegung habe ich mir schon als ich frei war, zu wenig gemacht, hier kann ich also den Folgen einer sitzenden Lebensart nicht ganz entgehen. Im August hatte ich einen leichten Anfall von Ruhr, dann litt ich anderthalb bis zwei Monate an einem gefahrlosen aber angreifenden Wechselfieber. Ich brachte diese Zeit in dem Garnisonlazareth zu, weil der Arzt erklärte, er könne mich im Gefängnis nicht herstellen. Ich bewohne nämlich eine Stube in den bombenfesten Kellern oder

Kasematten, die in die Wälle der Citadelle auf einer Elb-Insel hineingebaut und sehr naß, kalt und dumpfig sind. Im Lazareth war übrigens Alles nach Wunsch. Bedenklich ist mir, daß Unbekannte meist mich zehn Jahre älter schätzen als ich bin. Das Gefängnis macht alt. Runzeln und graue Haare habe ich aber noch nicht, und werde ich nicht zu spät wieder frei und kann dann ein oder zwei Monate eine Fußreise machen, wohin besser als über Heidelberg in die Schweiz, und manchmal ein Pferd müde tummeln, so wird Alles wieder werden.

„Sie fragen nach Umgang und dergleichen, das heißt aber zu viel verlangen. Die Citadelle oder vielmehr einen engen von der Sonne kaum beschienenen Hof, mit hoher Pfahlwand eingezäunt, darf man nicht verlassen, noch weniger auf die Wälle gehen; von der Stadt sieht man die Thurmspitzen; sechs Stunden sollen die Thüren offen sein. Innerhalb der Citadelle ist aber wenig Gutes; einige Officiere haben natürlich anderen Umgang als uns Hochverräther; dann einige Unterbeamte, hundertfünfzig Kettengefangene, meist Räuber und Mörder, eben so viel zu Zwangsarbeit verurtheilte Soldaten und gegen dreißig Staatsgefangene, wozu ich gehöre, meist Leute, zu denen ich in keiner Weise passe. Als ich ankam, wurde ich zu einem derselben ins Zimmer gelegt, einem ehemaligen Officier, der schon wegen Wahnsinn in Ketten gelegen und mit Messern um sich gestochen hatte, später kam er ins Tollhaus. Von diesem trennte man mich, um mich gleich in ein Stübchen von fünfzehn Fuß zu einem Postsekretär und einem Forsteinnehmer, welche königliche Kassen bestohlen hatten, zu legen. Später erhielt ich ein Gefängnis allein, dasselbe wo Becker*) aus Gotha als französischer Gefangener gesessen, groß genug, drittehalb mal so groß wie Ihr Wohnzimmer, deshalb auch durchaus nicht zu erheizen, ein nacktes

*) 1811-13. Becker war Herausgeber der zuletzt „Allgemeiner Anzeiger der Deutschen" benannten Zeitung und Buchhändler in Gotha († 1822).

Gewölbe, wo an den Mauersteinen Salpeter dick anschoß und beständig Wasser reichlich niederfloß. Der Eingang war eine Fallthüre, die mir einmal durch meine Unvorsichtigkeit den Arm quetschte. Später erhielt ich ein besseres; jetzt wohne ich in dem fünften, womit ich, mit jenem verglichen, zufrieden bin. Lafayette hat in dem Zimmer neben mir gewohnt. Mit meinen hiesigen Mitschuldigen durfte ich die ersten neun Monate nicht reden. Jetzt sind unserer sieben. Auch unser Verhältnis unter einander ist nicht erfreulich, ohne eigentliche Schuld eines Einzelnen. Das Gefängnis macht sehr reizbar, und auf der anderen Seite läßt man sich zu sehr gehen und wird bei dem ununterbrochen engen Zusammensein den sonst so nöthigen und billigen Zwang müde. Nur mit einem Einzigen stehe ich etwas vertrauter. So lebe ich im Ganzen sehr einsam. Zum Glück habe ich in der Erinnerung an liebe werthe Bekannte, auch an einen bewährten Freund, mit dem ich mein Leben lang eng verbunden sein werde, genug, um noch einige Jahre damit hauszuhalten.

„Das die Schattenseite meines hiesigen Aufenthalts. Die Lichtseite fehlt nicht ganz. Erstlich haben wir sieben Demagogen den Schutt und Moder unseres Hofes in einen leidlichen Blumengarten mit Lauben und Rasenfleckchen verwandelt, zweitens haben wir in demselben drei ganz herrliche Linden, drittens besuchen mich manchmal die Kinder eines Beamten der Citadelle, ein Knabe von sechs, und zwei Mädchen von drei und vier Jahren, fromme liebe Kinder, was um so erfreulicher ist, da die übrigen Beamtenkinder fast alle unerhört früh und in einem fürchterlichen Grad durch die Gefangenen u. s. w. verdorben sind. Besonders das kleinste ist mein Liebling, harmlos und natürlich wie ich noch keines sah, Ihrer Henna nicht unähnlich, aber scheu und wild wie ein Reh, so daß es viel Mühe gekostet hat sie so weit zu zähmen, daß sie mit mir spielt. Jetzt, da sie ihre Gewalt über mich kennt, turbirt sie mich freilich entsetzlich, ärger als sie irgend könnte, wenn sie fünfzehn

Jahre älter wäre. Ich bin immer ein großer Kinderfreund gewesen, es hat mich manchmal mit mir selbst versöhnt, daß ich nie ein frommes gutartiges Kind sehen konnte, ohne eine innige uneigennützige Freude zu empfinden, um so mehr Freude habe ich jetzt daran. Leider sieht die Mutter nicht gerne, daß sie zu uns kommen, weil sie mit Recht wegen einiger schmutzigen Trunkenbolde unter unseren Mitgefangenen fürchtet. — Auch im Lazareth habe ich eine herrliche Bekanntschaft gemacht, mit meinem Wärter, einem alten Soldaten, der jetzt mit acht Thaler monatlich für saure Arbeit eine starke Familie ernährt; aber ein wackerer Mann, wie ich wenige kenne, pflichttreu und rechtschaffen bis zur Ängstlichkeit, fromm, aber kein pietistischer Kopfhänger, immer lustig, selbst schelmisch; lesen kann er kaum, aber er ist reich an ernsten und leichten Sprüchen und Liedern und voll gesunder Erfahrung, rüstig in seinen oft sehr widerwärtigen Geschäften, dabei von seltener Zartheit und Tiefe des Gemüthes. Ich hatte nie geglaubt, daß solche Eigenschaften an begünstigte Klassen gebunden wären, aber hier sah ich sie zum ersten Mal an einem so niedrig gestellten Mann; es ist ganz etwas anderes, dergleichen zu erleben, als es zu glauben und zu hoffen. Wir wurden recht vertraut, er nannte mich meist „Kind". Seine Frau, mit der er dreißig Jahre verheirathet, konnte er meist nur Sonntags sehen, desto herzlicher empfingen sie sich, er redete sie meist in seinem Niederdeutsch „unsere Braut" an. Sie hatten sich als Nachbarkinder früh gekannt, sich immer zur Schule abgeholt, sie hatte ihm auf der Straße noch die Sprüche vorgesagt, weil er selbst nicht gut lesen konnte, in der Stunde hatte sie sich immer hinter ihn gesetzt und da sie die Geschickteste gewesen, ihre eigene Eitelkeit unterdrückend, ihm die Antworten zugesteckt, damit er am fertigsten antworten könne. Ist solche Wirklichkeit nicht mehr werth, als mancher gepriesene Roman, der junge Gemüther zu selbstbetrügerischer Sentimentalität verlockt, und den, der in der rauhen Schule, durch die wir alle müssen, härter geworden, zum

Lächeln über die unmenschliche Zartheit zwingt, oder als eine gewisse Aufklärung, die in die Breite statt in die Tiefe geht? — Mein neuer Freund heißt Holzmacher und ist bei Jena nicht eher gewichen, bis er eine Kugel in den Kopf bekommen.

„Das ist denn aber auch alles Gute, was sich von hier melden läßt. Zeitungen, Journale, Tieck, Uhland, Shakespeare, manchmal auch, wenn Sie erlauben, ein Kartenspiel, unterbrechen ernstere Beschäftigungen, manchmal mache ich auch Verse, weil ich keine bessere Kunst verstehe. Man muß hier in Vergangenheit und Zukunft leben, und wie der Dachs im Winterschlaf an seinem eigenen Fett, so an Erinnerungen zehren.

„Vor Kurzem schickte mir meine Mutter den Brief, den Sie ihr 1824 geschrieben. Ich danke dafür von Herzen. Meine Mutter hat im November ihren sechzigsten Geburtstag gefeiert. Sie trägt ihr Alter und das Schicksal ihres einzigen Sohnes, von dem sie Anderes erwartet, mit wunderbarer Kraft, obgleich ihr die Gedanken, die mich getrieben haben, sehr fremd sind und sie schon vor zehn Jahren sehr schwach war. Ich kann jetzt hoffen, sie noch einmal wiederzusehen, was ich früher kaum hoffte. Es liegt oft sehr drückend auf mir, daß ich geraume Zeit die aufopfernde Liebe meiner Eltern nicht recht erwiedert habe. 1821 theilte ich ihnen meine Absicht mit, nach Griechenland zu gehen. Mein Vater widersetzte sich so entschieden, daß die Ausführung unmöglich wurde. Daraus entstandene Bitterkeit und ein allgemeiner finsterer Mißmuth in mir war die Ursache, daß ich bei meinem letzten Aufenthalt in Soest Ostern 1822 sehr fremd gegen meine Eltern, besonders meinen Vater war; wie tief ihn das geschmerzt, habe ich erst später erkannt und durch meine Schwester erfahren. So weit sich dergleichen durch Briefe gut machen läßt, habe ich es gethan, schon vor meiner Verhaftung. Aber Briefe sind gar wenig, einer meiner sehnlichsten Wünsche ist, meine Eltern persönlich versichern zu können, daß ich besser weiß was Eltern sind und Kinder sein

sollten, und daß meine Ansichten und Wünsche sich nicht mehr so weit von den ihrigen entfernen. Werden Sie mir das Vertrauen übel deuten, wenn ich zu Ihnen wie zu einer mütterlichen Freundin rede? Ich weiß wohl wie lästig oft solche unverlangte Vertraulichkeit ist, aber ich bin nicht Schuld, wenn ich dies Vertrauen zu Ihnen und den Wunsch, mich so mitzutheilen, empfinde.

„Nicht mit Unrecht warnen Sie mich vor dem Egoismus, den die Einsamkeit hervorbringt. Den Egoismus, der die Andern lieblos als bloße Mittel zu gebrauchen strebt, habe ich nicht so sehr zu fürchten, aber von demjenigen, der die Menschen mit geringen Ausnahmen verachtet, es nicht der Mühe werth hält, sich mit ihnen zu befassen, habe ich freilich starke Anwandlungen. Auf wen man zu blicken hat, um nicht zu vergessen, daß einzig ein liebendes Mühen für die Brüder wahr und bleibend befriedigen und beglücken kann, sehe ich in besseren Stunden wohl, aber auch von liebenden Menschen daran erinnert zu werden, ist so wohlthätig, schon weil es menschlich näher ist; auch darum müssen Sie mir manchmal schreiben. Sie können mir keinen besseren Beweis geben, daß ich Ihnen nicht gleichgültig bin, als wenn Sie mich in solchen Dingen ohne besorgte Schonung zurecht weisen.

„Bei der silbernen Hochzeit habe ich gefehlt, es gilt also auf die goldene. Möge bis dahin und noch lange Ihr Haus manchem jungen Mann werden, was es mir geworden, Anfangspunkt und Grundlage heiterer zufriedener Thätigkeit . . .

„N. S. 1. Buch der Makkabäer Kap. 12. V. 18. — Bis heute, 25. April, hat dieser Brief auf Gelegenheit gewartet, ich kann jetzt einige gute Nachrichten beifügen. Wir haben einen heiteren Spaziergang in der Citadelle und die Erlaubnis in der Elbe zu baden, ich hoffe mich auch bei den Eltern der vorerwähnten Kinder, sehr wackeren Leuten, einmiethen zu dürfen, wobei ich zwar auf die Citadelle beschränkt bleibe, aber einen erfreulichen Umgang gewinne."

Diese Erlaubnis, die ihm in der That bald gewährt wurde, verschaffte ihm eine wesentliche Erleichterung. Gern bewilligte ihm der Vater die größere Ausgabe für die Miethe. Der Konsistorialrath Busch in Magdeburg scheint der Vermittler für die Wünsche des Gefangenen gewesen zu sein; am 4. Mai 1827 kann dieser über die Angelegenheit dem Vater melden:

„Nächst der Nachricht von meinem fortdauernden Wohlbefinden kann ich Ihnen von einer sehr wohlthuenden Veränderung meiner Lage melden. Es bot sich die Gelegenheit eine gesündere, freundliche und ruhige Wohnung zu finden bei dem Bauschreiber Stiebener, einem auf der Citadelle wohnenden königlichen Beamten. Mein desfallsiges Gesuch ward von einer hochlöblichen Kommandantur gnädig bewilligt und ich werde das Zimmer in einigen Tagen beziehen. Es verursacht das aber eine regelmäßige Ausgabe von monatlich drei Thaler; ich habe daher auf Ihre Unterstützung rechnen müssen, ohne welche ich nur sehr kurze Zeit im Stande sein würde, von jenen Vortheilen Gebrauch zu machen. Darum bitte ich also hier. So eingeschlossen wir hier leben, so dringt doch dann und wann ein Gerücht zu uns, das uns zu erfreulichen Hoffnungen veranlaßt, und so werde ich, wenn meine Gesundheit keinen neuen Stoß erleidet, getrost aushalten, bis wir uns fröhlich wiedersehen. Thun Sie ein Gleiches, liebe Eltern, und erhalten Sie Sich guten Muth und eben dadurch Gesundheit und auch Stärke. Wenn ich nicht irre, fragten Sie, liebe Mutter, einmal, ob ich hier auch Gelegenheit hätte in die Kirche zu gehen. Daran fehlt es nun gar nicht, und ich versäume auch nicht davon Gebrauch zu machen, obschon ich für meine Person noch mehr Werth darauf lege, etwa in stillen Morgenstunden aus der Quelle selbst zu schöpfen“ . . .

Erneute Versuche, auf dem Gnadenwege eine Abkürzung der Strafzeit zu erlangen, namentlich durch Anrechnung der sechzehnmonatlichen Untersuchungshaft, führten trotz einer abermaligen Intervention des Oberpräsidenten von Vincke bei Herrn von

Kamptz zu keinem besseren Ergebnis als die früheren. Ein vom 26. Oktober 1827 datirter Bescheid des Polizeiministers von Schuckmann erklärte, daß höhere Rücksichten eine Begnadigung erst nach Ablauf eines Drittels der Strafzeit gestatteten. Die Entlassung war daher erst für 1829 zu erhoffen. Der Gefangene ertrug männlich auch diesen Mißerfolg, so bitter er die Härte namentlich im Hinblick auf die betagten Eltern empfand. Eine Milderung, wenn auch nur geringfügiger Art, brachte ihm dann die Erlaubnis, in Begleitung eines Soldaten zum Baden in die Stadt zu gehen, welche stillschweigend auch auf Kirchgänge, Einkäufe, Besuche u. s. w. bezogen wurde, wie er in einem Brief vom 18. Februar 1828 dem Vater meldet: „Ihren Brief ... habe ich zu seiner Zeit erhalten ... Auch mich traf er bei vollem Wohlsein. Vermehrt wurde dieses durch die Erlaubnis ‚in die Stadt zum Baden zu gehen', die ich seit Weihnachten habe. Ich habe dadurch auch einen neuen Antrieb mir Bewegung zu machen, was ich innerhalb der Citadelle mitunter zu sehr versäume, weil es an Reiz dazu fehlt. Jetzt werde ich denn auch erst die Grüße von Konsistorialrath Natorp ausrichten, doch fordert wohl eine gewisse Höflichkeit, vorher eine Predigt der Herren, an die sie gerichtet sind, anzuhören. Den Anfang habe ich gemacht, indem ich am 3. Februar im Dom den Bischof Westermeyer hörte. Wie ich sonst die neue Freiheit benutze, habe ich ausführlich an Florentine geschrieben. Daß ich mich hüten werde, sie nicht durch unvorsichtigen Mißbrauch zu verscherzen, versteht sich. Auch das Rocholl'sche Haus habe ich besucht. Der Herr General hat Rocholl erklärt, daß er nichts dagegen habe. ... Über so Manches, lieber Vater, möchte ich mich noch unterreden mit Ihnen, aber es ist jetzt schriftlich wirklich schwierig, und auch Sie scheinen dieser Meinung zu sein, da Ihre Briefe fast nicht über das Nothwendige hinausgehen. So wollen wir es denn auf die Tage des Wiedersehens verschieben, die ja immer näher kommen und wo sich dann Zeit genug finden wird,

wieder frei auszutauschen, was wir Kleines und Großes im Leben erfahren haben und was wir glauben, lieben und hoffen . . ."

War dieser Brief ein erfreuliches Zeichen des ungleich herzlicheren und vertrauensvolleren Verhältnisses zu dem Vater, als zu Beginn der Studienzeit, so giebt der folgende an Frau Winter (vom 18. Juni und 19. November 1828) einen tieferen Einblick in seine Gemüthsbewegungen und inneren Kämpfe.

„. . . Die schlimmste Zeit des Jahres ist für mich jetzt vorüber, ich meine den Frühling. Der Winter sperrt Alle ein, auch die Nichtgefangenen, da ist es leicht, etwas enger eingesperrt zu sein als die Andern, aber im Frühling, wenn Alles ins Freie strebt, vom Blatt bis zum Menschenherzen, dann drückt die Fessel mehr. Ich habe noch jeden Frühling die Haft am schwersten empfunden, es ist gut in solchen Augenblicken, daß keine Gelegenheit zum Wein ist, sonst widerstände ich vielleicht der Versuchung nicht, in ihm zuweilen die Gedanken los zu werden. — Etwas muß ich Ihnen erzählen von einer wunderlichen Lage, in der ich diesen Frühling war. Ich wurde auf einmal zu einem Familienvater, und zwar zu einem recht bedrängten, sorgenvollen. Seit einem Jahre wohne ich bei einem Beamten auf der Citadelle zur Miethe. Ich war bald mit ihm und den Seinigen in einem recht freundlichen Verhältnis. Während er auf einige Monate in Dienstgeschäften in Berlin war, bekam seine Frau das fünfte Kind, und gerade in derselben Zeit gerieth seine Mutter in eine Geisteszerrüttung, die ich schon einmal an ihr erlebt hatte. Sie benahm sich gegen die Schwiegertochter sehr schlimm, und dieses und ihr Toben machte die arme Wöchnerin gleich sehr krank. Zugleich litten die vier älteren Kinder sämmtlich an Fieber, Augenübeln und Geschwüren. Da die Wohnung sehr beschränkt ist, erbot ich mich gleich, mein Stübchen zu räumen, um die Schwiegermutter dort in Verwahrung zu nehmen. Ich wollte dann mein früheres Gefängnis beziehen, aber die Wöchnerin bat mich, bei den Kindern zu bleiben, da die Magd und die besuchenden

Freundinnen bei ihr genug zu thun haben, auch damit ein Mann im Hause wäre wegen der tobenden Schwiegermutter. So bettete ich mich in die Kinderstube und brachte dort beinahe vierzehn Tage zu, die Kinder bei Tag und Nacht mit Blutigeln, Pflastern und Arzneien zc. zu versorgen und im Verschluß zu halten. Es war mir natürlich sehr sonderbar in dieser Lage, aber die Kinder sind mir lieb und ich habe gefunden, daß es recht schön ist, wenn man für Jemand sorgen muß, der Niemand weiter hat, wenn es auch nur auf vierzehn Tage ist. Jetzt ist mein früheres Verhältnis zur Familie natürlich noch freundlicher.

„Nun möchte ich eine Frage an Sie thun, liebe Freundin, eine recht zudringliche. Sie können Gründe genug haben, sie nicht beantworten zu wollen, ich möchte auch nur den allerwenigsten Menschen auf die gleiche Frage antworten, und zudem ist es so schwer, über Manches sich schriftlich zu äußern, daß ich es Ihnen gar nicht verargen kann, wenn Sie dazu schweigen. Ich frage aber doch und werde es Ihnen herzlichen Dank wissen, wenn Sie mich einer freundlichen Antwort würdigen. Sie finden Freude und Kraft im Christenthum, was ist Ihnen dieses, was bietet und giebt Ihnen Christus? Das ist meine Frage. Man vernimmt so unglaublich selten eine klare, herzliche, aufrichtige Antwort darauf; Bücher sind immer mehr oder weniger absichtlich und Kunstarbeit, und zudem giebt es unter denen, die ich kenne, nur sehr wenige, die eine runde unumwundene Antwort auf jene Frage auch nur geben wollen; nur ein Einziger, mein liebster Freund auf Erden, Schierenberg, hat sich mir persönlich darüber mitgetheilt, aber bei ihm ist Alles auch noch im Anfangen und Werden, und es wäre doch so unendlich viel werth, so vielfach wie möglich die persönlich lebende Wirkung von Christi Wesen auf einen einzelnen bestimmten Menschengeist zu erfahren. Lassen Sie mich aber auch von mir in dieser Beziehung reden, damit ich eine vertrauende Antwort verdiene. Was ich zu sagen habe, ist ein Resultat meiner Ge-

fangenschaft, der Beschränkung meiner Lektüre (ich hatte vier Monate nur eine Bibel) und damit auch meiner Gedanken in Köpenick; ich wäre vielleicht sonst nie oder viel später dahin gekommen, darum kann ich, so lange ich dieses Resultat festhalte, nicht mit Unmuth an meine Gefangenschaft denken. — Nachdem im Verlauf meiner Universitätsjahre und auch schon früher das Meiste von dem, was Menschenwitz Freches, Verwirrendes, Beunruhigendes ersonnen hat, flüchtig wenigstens an meiner Seele vorübergegangen war, war mir von der religiösen Ausstattung aus dem elterlichen Hause wenig mehr geblieben, als eine unklare Ehrfurcht vor dem religiösen Gefühl der Menschheit, besonders seit es sich auf Christus bezieht, und eine neidende Sehnsucht nach der heiteren Lebenssicherheit, die sich mir hier und da nur als Frucht einer festen religiösen Überzeugung gezeigt hatte, zugleich auch der Wunsch, dasjenige, was in der ganzen Weltgeschichte als das unersetzliche Band für alle menschlichen Verhältnisse mir hervortrat, aus eigener Überzeugung und als mein eigenes Miteigenthum aufrecht erhalten zu können. Aber diesen Wunsch und jene Sehnsucht betrachtete ich mit ziemlicher Gewißheit als unerreichbar für mich; das verwirrte jeden Gedanken an Wirksamkeit in der Welt, zumal in Beziehung auf religiöse Verhältnisse, die doch überall eingreifen; nur das stand mir fest, nicht mich selbst dumm zu machen und heuchlerisch Andere zu betrügen. — Man wird angewiesen, das, was ich suchte, in der Betrachtung der Welt zu finden. Auf einen unbegreiflichen Urgrund führt uns diese Betrachtung wohl, vielleicht auch, wenn man nicht zu skrupulös ist, auf einen allmächtigen Schöpfer, aber nimmermehr auf einen liebenden Vater, wie ihn der religiöse Sinn bedarf. In der Natur und im Menschenleben gilt nicht Recht und Liebe, sondern Gewalt: der Stärkere frißt überall den Schwächeren auf, der Listige tritt die Andern unter sich; das ist Regel, nur ausnahmsweise ist es anders, darin konnte ich nicht eine Schöpfung der Liebe erkennen. Wohl lebt in der Menschenbrust eine mächtige

Ahnung, aber wer sichert vor dem Zweifel, daß das Alles ein selbstpeinigerischer Traum, ein Ammen- oder Priestermärchen sei, bestimmt die Menschen um das einzig Reelle, sinnlichen Genuß, zu betrügen. Das war etwa der Standpunkt meiner Ansichten. — So las ich in Köpenick das alte Testament dreimal durch, da ich, so lange ich andere weniger altmodische Bücher gehabt hatte, nicht zu dieser Lektüre hatte kommen können, und rechnete nur auf geschichtliche Belehrung dabei. Deren fand ich denn allerdings und mehr als ich erwartet hatte. Vor Allem erkannte ich den durch das Ganze hindurch gehenden Gedanken, daß die starre enge Judenreligion sich zu einem Weltglauben der Liebe verklären werde. — Zugleich hatte ich im alten Testament, wie ich später einsah, die ohne Vergleich beste Einleitung in die Denk- und Redeweise des neuen Testaments gefunden. — Nun ging ich zu dem neuen Testament über. War es meine Lage, Stimmung, kurz was man will, ich kann mich nur darüber freuen: ich konnte mir, wenn ich aufrichtig gegen mich sein wollte, auf keine Weise den unmittelbaren, reinigenden und beseligenden Eindruck ableugnen, den zu jeder Zeit, in der trotzigsten wie in der demüthigsten Stimmung, Christi Erscheinung in Wort und That auf mich machte. Dieser Eindruck nun, indem ich ihn in mir verfolgte und zergliederte, und in der Geschichte tausendfältig, jedesmal anders, aber im Grundcharakter immer gleich, wiederfand, hat mich zu der Überzeugung gebracht, daß Christus wirklich der Heiland, daß sein Leben in Wort und That wirklich eine die Menschen von Zweifel und Sünde zu lösen bestimmte Erscheinung sei, indem in ihm Liebe und Heiligkeit menschlich sichtbar auf Erden erschienen ist, so daß Niemand mehr an der Realität der Tugend irre werden und zweifeln kann, daß der Sinn auch auf Erden ewig mit der Wahrheit und Tugend ist. — Ein berühmter Heide soll, als er fiel in dem vergeblichen Bestreben für die Freiheit seines Landes, gesagt haben: ‚O arme Tugend, ich diente dir wie etwas Wirklichem, doch du bist nichts.‘ Das kann Keiner mehr

sagen, welcher Christus kennt; was in der Menschenseele nur Ahnung ist, unsicher, Zweifeln preisgegeben, was als ein finsteres, um den Lebensgenuß betrügendes Märchen erscheinen könnte, das ist durch Christus zu unumstößlicher, anschaulicher Gewißheit geworden und nicht mehr kann die Welt als ein trübes Chaos erscheinen; wir wissen, daß Liebe und Heiligkeit sind, denn wir sehen sie vor uns, darum kann auch der Urgrund einer Welt, worin sie erscheinen, kein blindes Schicksal, auch keine harte kalte Allmacht sein, ein Vater der Liebe steht in der Mitte alles Seins, denn nur aus solcher Quelle konnte kommen, was wir in Christus sehen:

Und wieder wandelt in liebender Macht
Durch das All die ewige Güte,
Die alles Leben wieder zur Blüthe,
Allen Winter zum Frühling macht. —

„Man könnte fragen, ob nicht das neue Testament und Alles, was daraus gefolgert werden kann, eine bloß menschliche Erfindung sein könne. Ich glaube streng geschichtlich und wissenschaftlich nein antworten zu können, aber hier führte das zu weit. Wer übrigens nur z. B. die Bergpredigt, vor Allem den göttlichen Satz V. 6 lieset und eine Ahnung von dessen Sinn gewinnt, thut diese Frage nicht.

„Das ist es in der Hauptsache, was ich sagen wollte und froh bin, Ihnen einmal gesagt zu haben. Vieles weniger Wesentliche habe ich übergangen, lassen Sie mich meine Bitte wiederholen, auch Ihre Gedanken über diesen Punkt zu hören. . . .“ *)

---

*) In ähnlicher Weise bespricht er den Entwicklungsgang seiner christlichen Überzeugung noch einmal in einem viel späteren Briefe, der die obige Darlegung in mancher Hinsicht ergänzt: „Da ich früh Lessing's Nathan, Manches von Wieland und den aufgeklärten Jugendschriften Campe's u. dergl., Rousseau's Emile gelesen hatte, so war ich, als ich 1816 konfirmirt wurde, äußerlich gewohnheitsmäßig ehrerbietig, innerlich gleichgültig. Die an mich kommenden politischen Flugschriften von Arndt, Görres, die

Die innere Entwicklung Landfermann's thut sich deutlich auch in seinen Gedichten kund, von denen wir einige hier einfügen:

Zum neuen Jahr.

„Zum neuen Jahr ein muthig Herz,
Ein fröhlich Herz zumal.
Zum neuen Jahr ein fröhlich Herz,
Ein frommes Herz zumal.

Ein muthig Herz, das unverzagt
Der Welt in's Auge schaut
Und irdisch Werk mit ird'scher Macht
Angreift und auferbaut.

Ein fröhlich Herz, das keine Lust
Mit Sorgen trüb verdrängt,
Die reiche Welt an leichter Brust
In freier Lieb umfängt.

Turnerlosung, Schenkendorf's Gedichte, die Wartburgfeier 1817 wiesen stark auf das Christenthum hin. 1818 kaufte ich das neue Testament griechisch in der Ausgabe von Tauchnitz, nahm es 1819 mit zum Manöver. Tief ging mir davon nichts, und weder in Göttingen noch in Heidelberg empfing ich von Anderen religiöse Eindrücke, außer in einzelnen Worten Schlosser's oder der Frau Winter. Ich las aber in Heidelberg zum ersten Mal das neue Testament ganz in griechischer Sprache, verglich damit die Luther'sche Übersetzung und kam mindestens zu einem Verständnis der Worte Buße und Versöhnung. . . . Welch ein Vorzug, daß hier Alle, auch die Armen und Ungebildeten, aufblicken konnten zu einer lebendigen Persönlichkeit! Das wurde mir schon früh klar, wenn ich im Plutarch las, daß Brutus bei Philippi sein Leben selbstmörderisch unter Beihilfe seines Freundes und Lehrers, des Rhetors Strabo, mit den Worten eines griechischen Dichters geendigt: ‚O arme Tugend, warst also ein Wort, ich aber übt' dich wie wirklich, du aber warst des Glückes Sklave.' Der ist freilich zu bedauern, der keinen andern Maßstab für den Werth des sittlichen Handelns kennt, als den nächsten Erfolg in der äußeren Entwicklung der Dinge."

Ein frommes Herz, ein frommes Herz:
Da wurzelt Lust und Muth.
Das siegt allein ob Welt und Schmerz
Und schaffet ew'ges Gut."

Nach Heidelberg.

„Der Riegel knarrt, es schließen sich die Pforten,
Und draußen liegt die bunte lust'ge Welt,
Und Abschied gilt's den heimig trauten Orten,
Die fröhlich sich mein Jugendmuth erwählt,
Und Abschied von den süßen Freundesworten,
Die früh und warm mir einst die Brust geschwellt.
Der Riegel knarrt, die Brücken seh' ich heben, —
Leb' wohl, leb' wohl, mein hoffend Jugendleben.

Nur Eines bleibt und soll mir ewig dauern,
Was frühe mir die junge Brust bewegt,
Des Geistes Spiel, das über Wall und Mauern
Mich zu der alten trauten Heimath trägt,
Aus tiefer Nacht, in schlimmen Kerkerschauern
Die leichten Schwingen kühn und muthig regt.
Es winkt der Gott, da steht der Kerker offen,
Frei waltet wieder Liebesmuth und Hoffen.

Nicht irren darf, nicht neue Wege wagen,
Nicht zagen, zweifeln der befreite Geist.
Er kennt die Heimath, darf nicht lange fragen,
Dem Zug nur folgen, der ihn mit sich reißt,
Zur Aue dort, wo hoch die Lerchen schlagen,
Die Bergeszinne stolz zum Himmel weis't,
Am Neckarstand der grüne Gottesgarten,
Da ist's, wo seine Lieben ihn erwarten.

Seid neu gegrüßt, ihr hohen Buchenhaine,
Ihr Hügel, wo die stille Rebe rankt,
Ihr Felder auch, ihr stattlich reichen Raine,
Wo lust'ger Arbeit lust'ge Ernte dankt,

Mein Heil'genberg, wo hell im Sonnenscheine
Das reichste Bild vor meinen Augen schwankt:
Still um mich her ein innig Waldesleben,
Und weiter rings das rührig bunte Weben.

Ihr grauen Steine, predigt ihr noch immer
Von alten Tagen fröhlich starker Zeit?
Nicht Stein nur seid ihr, nicht vermorschte Trümmer,
Wenn euch ein Menschenherz zum Leben weiht;
Ein treuer Herold, schwieget ihr noch nimmer,
Wer treulich fragt, dem gebt ihr treu Bescheid.
Elisabeth, du Königin der Herzen,
Noch spricht dein Thor von Liebeslust und Schmerzen.

Du alter Pfalzgraf, liegst du noch in Banden?
Wich noch des Epheu's grüner Zauber nicht?
Spähst du so finster rings noch in den Landen,
Ob Keiner denn der Enkel Ohnmacht bricht?
Ob noch die Ritter nicht zusamm' sich fanden
In Treu und Ehr' und echter Liebespflicht,
Die neue Zeit mit fröhlichem Vertrauen
Wie du die deine herrlich aufzubauen?

Den Strom hinauf, hinauf die klaren Wellen,
Hinauf, hinauf, wie oft hievor geschah.
Freundlich den Freund begrüßen liebe Stellen,
O alte Zeit, wie bist du jung und nah'!
O laßt mich ein, ihr Wächter an den Schwellen,
Gut Freund, gut Freund, längst kennet ihr ihn ja!
O laßt mich ein, nicht aber mich alleine,
Viel Geister kamen mit mir im Vereine.

Du stiller Garten, wo die Lilien blühen,
Die Veilchen winken und Vergißmeinnicht,
Darf ich in dir in Demuth wieder knieen,
Dem Worte horchen, was aus dir mir spricht?
Darf in der alten Freude ich erglühen?
Blüht mir der Kranz, den treu Gedenken flicht?
Sei still, mein Herz, vermessen ist dein Streben;
Kehr' ein in dich, Erinn'rung sei dein Leben."

Zwei Grabschriften auf ein Grab.

1.

„Er, der hier schläft, war fromm und treu.
Dem Rechten dient er sonder Scheu.
Früh hat er Herz und Hand gegeben
Auf unverzagtes Mannesleben.
Und seinem Streben sucht' er Raum,
Da straft' die Welt den dummen Traum.
Er suchte, wen er könnte lieben,
Sie thatens alle von sich schieben.
Da hüllt' er sich in Mantel ein,
Und schloß sich in sein Kämmerlein,
Und meint' der Welt da zu vergessen,
Doch fühlt' er's tief am Herzen fressen,
Und mocht' ihm mancherlei gelingen,
Er konnt's nicht zum Vergessen bringen.
Endlich hat ihn der Gruß erquickt,
Den Gott der Welt durch Christus schickt.
Da ist er aus der Klause gangen,
Hat frisch von vornen angefangen,
Und hat sein Werk mit Lust gethan,
Ist auch just nichts Besondres dran.
Einer ist mit ihm, den darf er lieben,
Wie könnt' ihn da die Welt betrüben,
Und dieser eine heißt ihn kommen,
Wo seine Lieb wird angenommen,
Und dieser eine schaffet Bahn
Für Alles, was fromme Liebe gethan.
Einst wird er fröhlich auferstehn
Und Gottes Reich in Klarheit seh'n."

2.

„Den, der hier schläft, hat Niemand gekannt,
Bis er sich selber hier genannt,
Und ob er ganz sich hier beschrieben,
Drob ist er selbst in Zweifel blieben.

Mit Undank hat er stets gedankt,
Zum Liebeszeichen ausgezankt,
Und die ihn warm und fromm geliebt,
Die hat er gerne arg betrübt;
Nach Andrer Schmerzen nie gefragt,
Doch seine Noth gar gern geklagt,
Und ob er lachte, ob er weinte,
Ich war das Ganze, was er meinte.
Nie hat er Andrer Witz geachtet,
Sich als den Klügsten stets betrachtet,
Und kaum manch einem stillen Todten
Hat Liebe er und Ehr' erboten.
Endlich ist ihm der Witz geknickt,
Hat sich selber unter die Larve geblickt.
Da brach ihm das Herz vor dem wilden Schrecken:
O, möge ihn Gott zu Gnaden erwecken."

Katzenjammer.

„Ich war so fromm und bieder,
Und hatte Durst genug,
Da kamen wackre Brüder
Und reichten mir den Krug.

Ich meinte Wein zu trinken,
Es war Franzbranntewein,
Des Giftes freundlich Blinken
Sog ich begierig ein.

O weh, du schlimmer Fusel,
Was hast mit mir gemacht?
Alles dreht sich mir im Dusel,
Die feste Erde kracht.

Der Jammer von den Katzen,
Wie hat er mich geplagt,
Und mit der scharfen Tatzen
An meiner Brust genagt.

Kalte Bäder zu gebrauchen,
Rieth weiser Männer Mund,
In frische Fluth zu tauchen,
Da würd' mein Herz gesund.

Doch in des Neckars Fluthen
Gedeiht das Baden nicht.
Und in der Brust die Gluthen
Löschen im Neckar nicht.

Da zog mich nach dem Norden
Die allerhöchste Gunst.
Ein Bad ist mir geworden
In Köpnicks Wasserkunst.

Und Nachkur soll ich brauchen,
Der Heilung Unterpfand,
Und in die Elbe tauchen
Im Magdeburger Sand.

Vier Jahr hab' ich gebadet,
Ist es noch nicht genung?
Ist noch nicht ausgebadet
Der eine böse Trunk?"

Nicht die Lust.

„Nicht die Lust im jungen Herzen,
Nicht mein jubelnd frohes Glück,
Aber meiner Jugend Schmerzen,
O wer giebt sie mir zurück?

Bange waren jene Tage,
Bittrer Harm statt Jugendlust;
Aber jede wilde Klage
Ward zum Lied in heißer Brust.

Finster waren jene Zeiten,
Treu' und Ehre lagen todt,
Doch der jungen Brust von weiten
Leuchtete ein Morgenroth.

Lust'ger Krieg um heil'ge Fahnen
Für der Heimath altes Recht
Lud nicht in die freud'gen Bahnen
Deutscher Söhne froh' Geschlecht.

Aber doch ein schöner Morgen,
Gottes Morgen, klar und licht,
Dämmerte schon durch die Sorgen,
Junge Herzen zweifeln nicht.

Herz an Herze hinzuleben,
Abendsehnsucht, Morgentraum,
Ach, es war wohl nicht gegeben,
Aber doch der schöne Traum,

Aus sind nun die bangen Tage,
Todt ist all der bittre Schmerz,
Kaum noch eine stille Klage
Zucket durch das kalte Herz.

Diese Ruhe, diese Stille,
Warum frommet sie dir nicht?
O mein Herz, dein langer Wille
Ist erfüllt, was dankst du nicht?"

Jeremias 32, 15.

„Noch soll man Häuser kaufen, Äcker bauen,
So spricht der Seher, hier in diesem Lande;
Sie leben noch, die heil'gen Liebesbande,
Des Herzens Mark, drum dürfen wir vertrauen.

Und Einer lebt, zu dem wir freudig schauen,
Zu Ihm, der ew'gen Liebe Erdenpfande,
Und Treue, Maß und Kraft ob flücht'ger Schande
Steh'n siegreich noch in unsrer Heimath Gauen.

Doch wenn die Völker von dem Herrn sich wenden
Zu losem Fund von Menschenwitz und Händen,

> Und knieen vor dem goldnen Kalbe nieder,
> Dann wird das ew'ge Maß hernieder steigen,
> Statt süßer Huld das Rache-Antlitz zeigen,
> Moses zerbricht die Tafeln weinend wieder."

Die Begnadigungsangelegenheit zog sich inzwischen unter neuen Hoffnungen und Enttäuschungen hin; noch einmal entschloß sich der Gefangene, die Vermittlung des Herrn v. Kamptz nachzusuchen. Endlich am 20. Januar 1829 konnte Landfermann dem Vater melden, daß seine Entlassung für den 8. Mai bestimmt sei; die Kabinetsorder ist vom 1. Mai datirt. Ein Erlaß von den schweren Proceßkosten wurde jedoch nicht gewährt. Die Abschlagszahlungen auf dieselben zogen sich bis die Mitte der 30er Jahre hin.

Er selbst berichtet über seine Freilassung an Frau Winter (24. August 1829): „Zum ersten Male schreibe ich Ihnen nicht aus dem Gefängnis, sondern aus meiner Vaterstadt, aus dem unversehrt mir bewahrten Kreise der Meinigen. Seit dem 8. Mai bin ich frei, und seit dem 25. bin ich hier und habe seitdem die Freiheit still und fröhlich genossen. Meine Eltern und Geschwister sind ziemlich zufrieden mit der ganzen Art, wie ich mich ihnen bisher gezeigt habe, besonders finden sich meine Schwestern angenehm überrascht durch die Gewandtheit und die galanten Formen, die sie an mir bemerken wollen, die größere Gleichgültigkeit gegen die gesellschaftlichen Vorkommnisse und daraus größere Unbefangenheit und Zuversichtlichkeit muß die Ursache jener Erscheinung an mir sein, sonst wüßte ich nicht, wo ich dergleichen gelernt haben sollte. Besser ist, wenn sie darin recht haben, daß sie statt einer früheren Verschlossenheit, Finsterkeit und Störrigkeit Offenheit, Heiterkeit, Freundlichkeit an mir wahrnehmen. Ob nun aber die Landesbehörden so gütig über mich denken werden, wie die Meinigen, das muß ich abwarten. Im besten Fall kann ich erst im nächsten Frühjahr Restitution und die Erlaubnis ein Amt zu suchen erhalten. Eine Stelle an einer gelehrten Schule wird dann mein

Ziel sein. Ich zöge nun Verhältnisse vor, die mich noch lange in der Welt herumführten, mir vieler Völker Länder und Sitten vor die Augen brächten, aber der einzige Weg dazu, ein subalterner Posten bei einer bedeutenden Gesandtschaft, wozu ich auch übrigens viel Lust und wohl auch einige Fähigkeit hätte, ist mir durch alle meine Verhältnisse verschlossen. Ein Lehramt ist also, was mir bleibt, und auch das wird nicht gar leicht zu erwerben sein. Ich bin hinlänglich, ja überflüssig gleichgültig für diese Dinge, doch wünsche ich freilich auf der andern Seite lebhaft, von meinem eigenen Erwerb leben zu können, wenn mich auch nicht die geringste Noth drückt. Die Hoffnungen, die ich früher in dieser Hinsicht hegte, haben sich, wie Sie sehen, nicht bestätigt; es war auch nur eine vorübergehende Aufregung, in der ich erwartete, damals recht bald frei zu werden, und dann sofort eine sichere Existenz zu finden. Ich sagte oben von meiner völligen Restitution, darunter verstand ich Wiedererlangung der bürgerlichen Rechte, nicht etwa ‚Unschuldig-Erklärung'. Gerichtlich ist diese nicht möglich, da ich mich gerichtlich schuldig bekannt habe, über meine eigene Schuld kenne ich keinen Richter als Gott und mein Gewissen. Aber auch diese Richter freilich finde ich nicht willig, mich unschuldig zu erklären von einer bedrückenden Verirrung, nicht bloß des Verstandes, das wollte wenig sagen, da entschuldigt die Jugend Alles, sondern auch des Gemüthes zu frevelhaftem Vorwitz und Arroganz. Trotz dieser seit mehr als sechs Jahren anerkannten Schuld und der ebenso lange und länger noch gegen jene Umtriebe empfundenen Feindseligkeit und Verachtung, zumal gegen die dabei sichtbar werdende dummdreiste Unwissenheit, gegen die nicht seltene Gemeinheit der Personen und Mittel, gegen die dabei vorherrschende Maß- und Haltlosigkeit, trotz dem allen behaupte ich von dem, was ich und Andere in jenem Vorwitz und Arroganz erstrebt haben — und welche auch unsere Motive waren:

Was wir gewollt, wir dürfens kühnlich sagen,
Und wars ein Traum, wer will ihn uns verachten?

„Ich erinnerte mich eben, wie Herr Winter in einem Briefe, den er mir vor zwei Jahren schrieb, von meiner dereinstigen ‚Unschuldig-Erklärung‘ sprach, und daß sie Alle sehr schwer an meinen Antheil an einer ‚schlechten verbrecherischen Verbindung‘ geglaubt hätten. Das veranlaßte mich, meine abweichende Meinung so eben hinzustellen, wobei ich noch bemerke, daß sie buchstäblich verstanden sein will, daß kein Wort aus Klugheitsgründen zugefügt oder weggelassen worden ist, welche Vermuthung sonst heutiges Tages ja sehr nahe liegt, wenn sonst respektable Leute sich fatal äußern.

„Meinen letzten Brief haben Sie noch nicht beantwortet, werthe Freundin. Wollen Sie Sich auf das ernsthafte Thema nicht einlassen, oder finden Sie zwischen meiner Ansicht und der Ihren nicht Zusammenhang genug, um das Aussprechen thunlich und förderlich zu glauben, was mir beides und zumal das letztere doch so gewiß sein sollte, so wäre doch, dächte ich, genug, was Sie mir gerne sagen könnten und ich gerne läse. Und jetzt ist mir doch gewiß meine Freundin einen Glückwunsch in bester Form obendrein schuldig, und was Sie von Winken, Ermahnungen, Warnungen vorräthig für mich haben. Oder sollten Sie meinen, was Sie einem Gefangenen erwiesen, sei jetzt überflüssig? Das will ich nicht hoffen. Noch immer ist kein Überfluß bei mir an einem erfreulich und innig berührenden Verkehr mit Menschen, und wer hätte wohl Überfluß daran? So gesellig ich kürzlich geworden bin, so sehr ich Bälle, Schützenfeste ꝛc. frequentire, so einsam ist es mir doch oft. Also denken Sie ja an mich und bestellen Sie ja recht schöne Grüße an Ihr ganzes Haus.“

Einige Wochen später meldete er sich bei dem Provinzial-Schulkollegium in Münster zur Ableistung der Staatsprüfung. Als Themen für die schriftlichen Arbeiten wurde ihm die Dar-

stellung »Aevi Ciceroniani historia ex Ciceronis epistolis et orationibus contexta« und eine deutsche Abhandlung über das Wesen der Philologie gestellt. Als Vorbedingung für die mündliche Prüfung war ihm gleichzeitig der Wiedererwerb seiner Anstellungsfähigkeit im Staatsdienst aufgegeben; diese und die Nationalkokarde — sie wurde ihm 26. Februar 1830 feierlich auf dem Rathhause wieder angesteckt — erhielt er in Folge eines Immediatgesuches. Am 21. April fand die Staatsprüfung statt; er bestand sie glänzend, so daß er die nach damaligem Reglement übliche Fakultas in allen Gymnasialfächern mit Ausnahme der Mathematik und Physik erhielt.

Es mag zum Schluß dieses Abschnittes sein eigenes Urtheil über diese Periode, wie er es in einem Brief vom 25. März 1852 ausspricht, folgen: „. . . . Sein Brief erinnert mich lebhaftest an meine letzte Zeit in Heidelberg. Nach einem vierjährigen Universitätsleben ohne grobe Verschuldungen, zuweilen in sehr angestrengten Studien, aber breit, universell, phantastisch, ohne Plan romantisch hingelebt, die Wirklichkeit anzugreifen ungeschickt wie wenige, unmäßig stolz, und dennoch die Bewunderung meiner Umgebung durch die Herrschaft, die ich gerade durch meine Schwächen ausübte, im Stolz befestigt, graute mir gerade vor Philisterium und Examen. Was aus mir geworden wäre, in welches Meer ich versunken, wenn die Ikarusflügel abschmolzen in der brennenden Realität, ich weiß es nicht, finde aber im 52. Jahre keine bessere Kur heraus, als die mir geworden: sechs Jahre im Gefängnis.“

IV. Im Lehramt. Elberfeld. Soest. Duisburg.

War für Landfermann der Gedanke, in schon reiferem Alter immer noch auf die Unterstützung des Vaters angewiesen zu sein, bedrückend gewesen, so erhöhte sich dies Gefühl, als im Jahre 1830 beginnende Altersschwäche den Vater nöthigte, sein Amt niederzulegen. Um so willkommener war ihm daher eine Aufforderung aus Elberfeld, welche im Anfang des Sommers 1830 an ihn erging, zur Ableistung des Probejahres dorthin überzusiedeln. Ein Freund des Vaters, der Direktor der höheren Bürgerschule, Egen, hatte auf die Vakanz aufmerksam gemacht, und nach einer persönlichen Vorstellung in Elberfeld hatte das Presbyterium der reformirten Gemeinde, dem die Besetzung zustand, einstimmig Landfermann erwählt. Nicht ganz ohne Bedenken folgte er dem Ruf. Zwar eine anfänglich gehegte Befürchtung, sein lutherisches Bekenntnis möge ein Hindernis für seine Anstellung sein, wurde durch Mittheilungen eines hervorragenden Mitgliedes des Presbyteriums bald gehoben. Eine andere Frage beschäftigte den Vater, nämlich die, ob nicht sein Verbleiben in der heimathlichen Provinz vorzuziehen sei; indeß beruhigte ihn ein Brief des Oberkonsistorialraths Natorp in Münster auch in dieser Beziehung: „Die Rückkehr nach Westfalen bleibe ihm unverwehrt und das Prov.-Schulkollegium in Münster werde ihn ohne Zweifel in gutem Andenken halten, da er seine Prüfung in ungewöhnlich glänzender Weise bestanden habe.“

Elberfeld.

Die Anfänge seines Lehramts in Elberfeld waren sehr erfreulich; schon am 1. Juli — der Antritt seiner Stellung läßt sich nicht mehr genau ermitteln — wurde ihm von der Schul-

kommission die Eröffnung gemacht, daß man ihn keineswegs nur für die Dauer des Probejahres beschäftigen wolle, sondern beschlossen habe, ihm die erledigte Stelle womöglich noch vor Abschluß desselben definitiv zu übertragen. Dem gegenüber verschlug es wenig, daß die Genehmigung seiner Anstellung durch die Behörde lange auf sich warten ließ. Erst am 26. September erfolgte die Bestätigung durch das Unterrichtsministerium, dessen Direktor Herr von Kamptz war (er verwaltete 1824–32 gleichzeitig dieselbe Stellung im Polizeiministerium). Es hieß in der Verfügung, daß diese Anstellung nur mit der größten Vorsicht und unter genauer Beobachtung erfolgen könne. Als Gründe für die Bestätigung wurden weiter seine Reue und Beweise besserer Sinnesart während der Untersuchung angegeben. Man erwarte aber, er werde sich gewissenhaft und sorgfältig angelegen sein lassen, sich der zu Theil gewordenen schonenden Behandlung (!) und insonderheit der allerhöchsten Begnadigung, sowie der im Vertrauen auf seine Versicherungen erfolgten Rehabilitation zum öffentlichen Dienst würdig zu bezeigen und das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Dagegen werde die entfernteste Spur einer Hinneigung zu staatswidrigen Gesinnungen und Grundsätzen und zu Richtungen, welche mit der Verfassung oder mit der Verwaltung nicht vereinbar seien, ganz unfehlbar sofortige Entfernung aus jedem öffentlichen Verhältnisse, ohne daß es deshalb einer förmlichen oder disciplinarischen Untersuchung bedürfe, auf das Bestimmteste zur Folge haben. Wie man sieht, ein würdiges Seitenstück zu der bekannten Verfügung vom 25. Mai 1824 über die Kontrolle der Lehrer durch die Verwaltungsbeamten.

Um so erfreulicher gestalteten sich die Berufsverhältnisse in Elberfeld selbst. Der Beginn seiner Lehrthätigkeit fiel in die Periode der durch Johannes Schulze durchgeführten Gymnasialverfassung. Durch die Trennung des Gymnasiums von der Realschule verringerte sich die Schülerzahl in den Klassen, so daß ein per-

sönliches Verhältnis zwischen Lehrer und Schülern sich bilden konnte, wie denn überhaupt das ganze Geheimnis der gesegneten Lehrthätigkeit Landfermann's auf seinem umfassenden Wissen und seiner kraftvollen Persönlichkeit beruhte. Neben der Verwaltung des Ordinariats von Obertertia ertheilte er damals in den beiden oberen Klassen Unterricht in den griechischen und lateinischen Dichtern, so wie im Deutschen und Englischen. Aus den Mittheilungen eines ihm besonders werthen Schülers dieser ersten Zeit (Schleiden) möge hier Folgendes eine Stelle finden:

„Schon nach kurzer Zeit hatte Landfermann sich die Verehrung und Liebe seiner Schüler in noch weit höherem Maße als die sonst am meisten hervorragenden und beliebten Lehrer erworben. Er verstand es meisterhaft, nicht nur lebhaftes Interesse für seine Disciplinen zu erwecken, sondern auch auf die Entwicklung des sittlichen Gefühls und Charakters zu wirken. Einmal fragte er mich: ‚Wie hältst du es denn mit dem Kirchengehen? gehst du jeden Sonntag zur Kirche?‘ Auf die Antwort: ‚meistens, nicht immer, ich war z. B. am Buß- und Bettag nicht darin‘, fuhr er fort: ‚Es wird dir wohl gehen, wie den meisten deines Alters, wie Faust sagt, als Gretchen ihn über seinen Glauben examinirte: ich ehre sie, doch ohne Verlangen.‘ — Ein anderes Mal fragte er mich, ob ich rauche. Auf meine Antwort, daß ich es bisweilen thue und nicht glaube, daß meine Mutter es wisse, sagte er: ‚damit sprichst du dir selbst das Urtheil. Es giebt Eltern, die aus Kränklichkeit, Verzärtelung und dgl. ihren Kindern nichts gestatten; solche hast du nicht und was du ihnen nicht zu sagen wagst, ist Unrecht.‘ Ein Stammbuchblatt beschrieb er mit den Worten: ‚In dir ein edler Sklave ist, dem du die Freiheit schuldig bist. Mit herzlicher Theilnahme von Dietrich Wilhelm Landfermann.‘

„Der Unterricht in der Geschichte und deutschen Litteratur, den ich später in Sekunda bei ihm hatte, gab dem verehrten Lehrer reiche Veranlassung, seine Schüler, deren Turn- und Fechtübungen

er gleichfalls gerne sah, zu wahrer Vaterlandsliebe anzuregen und ihren Bestrebungen eine ideale Richtung zu geben. Sprichwörtlich war es fast geworden: Wenn wir Männer sind, dann soll unsere Hand nicht fehlen am Bau der großen Brücke zum verlorenen Wunderlande, wie Landfermann sagt.

„Seine ausgeprägte männliche Persönlichkeit flößte den Schülern solchen Respekt ein, daß fast ausnahmslos ein unter vier Augen gesprochenes kurzes freundliches Wort von ihm genügte, sie zur Aufmerksamkeit und zum Fleiß anzuspornen. Er schonte deshalb ihr Ehrgefühl so lange wie möglich, ehe er vor versammelter Klasse einen ernstlichen Tadel aussprach. That er es aber, so geschah es in fast vernichtender Weise.

„Von der allgemeinen Verehrung, die er bei seinen Schülern genoß, zeugt auch der Umstand, daß dieselben ihm, als er Frühjahr 1832 als Oberlehrer nach Soest versetzt wurde, ein kleines Ehrengeschenk, einen silbernen Becher — wenn ich mich recht erinnere — überreichten, was während meiner ganzen Gymnasialzeit beim Abgang keines anderen Lehrers geschehen ist.

„Freundschaftliche Beziehungen unterhielt er zu den bedeutendsten und geistig am meisten hervorragenden Persönlichkeiten der Elberfelder Gesellschaft, besonders mit dem vielseitig und namentlich musikalisch begabten Alfred Becher*), Dr. Backhausen, Schleiden und Andere. Umgekehrt dachte auch Landfermann noch viele Jahre später des Lehramtes in Elberfeld, der Willigkeit und Empfänglichkeit seiner damaligen Schüler für alles Gute, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Herbst 1833 brachte ich vier Tage in seinem Hause zu. Am ersten Tage, einem Sonnabend, kamen einfache aber schmackhafte Klöße auf den Tisch. Die habe ich mir, sagte Landfermann, ein- für allemal als Sonnabendsvorspeise ausgebeten;

---

*) Im Oktober 1848 in Wien kriegsrechtlich erschossen.

wir erhielten sie immer an diesem Tage in Magdeburg. Das fromme wehmüthige Gefühl ist dabei freilich die Hauptsache."

Gleiche Befriedigung spricht sich in Landfermann's Briefen aus dieser Zeit aus, obwohl die eigenthümlichen Verhältnisse Elberfelds ihm nicht durchweg behagten. So schreibt er am 13. August 1830: „Ich wohne bei Gerichtsvollzieher Neubauer an der Herzogsstraße (neben dem Gebäude der westindischen Kompagnie) recht angenehm und gut und bin bis jetzt mit allen meinen Verhältnissen, Geschäften und Umgebungen recht zufrieden." Unter dem 30. August berichtet er, daß er seinen Geburtstag (28.) im Kreise sämmtlicher Kollegen gefeiert habe, „wie denn überhaupt mein hiesiger Aufenthalt mir fortwährend sehr gut gefällt und das Meiste sich mir bis jetzt von einer sehr heiteren Seite zeigt."

Nach Beendigung des Probejahres (10. März 1831) wurde Landfermann von der Schulkommission einstimmig der ref. Gemeinde-Vertretung zur Anstellung als ordentlicher Lehrer in Vorschlag gebracht und von dieser am 15. März gewählt. Als Gehalt wurden ihm 600 Thaler zugesagt. Die Bestätigung seitens der Regierung ließ jedoch auch diesmal ungewöhnlich lange auf sich warten; ob durch die finanzielle Regelung der Sache oder durch andere Erwägungen veranlaßt, läßt sich nicht mehr feststellen. Für Landfermann war in einer Beziehung die Verzögerung recht unliebsam; noch im August war ihm weder sein bisheriges Gehalt noch das Mehrgehalt ausgezahlt worden, so daß ihm einige Mitglieder der Schulkommission dasselbe vorstreckten.

Einer so ideell angelegten Natur wie Landfermann, der noch dazu von der Bedeutung seines Berufes voll und ganz durchdrungen war, mußten gewisse Einseitigkeiten und Vorurtheile der Elberfelder Gesellschaft, die wesentlich aus dem Charakter der Handelsstadt entsprangen, um so empfindlicher sein, je mehr er sonst die Vorzüge und das geistige Leben der großen Stadt so wie ihm persönlich bewiesenes Wohlwollen anerkannte. Er ergriff daher eine

sich darbietende Gelegenheit, eine ihm übertragene Rede zum Geburtstag des Königs (3. August 1831), um weitere Kreise über die Bedeutung der Alterthumswissenschaft aufzuklären und zu belehren. In der Verkennung dieser Wissenschaft, die fast so alt ist, wie sie selbst, die sich bis zu heftigen Angriffen steigert und in Napoleon I. gleichsam ihre Verkörperung gefunden hat, sieht Landfermann nur den uralten Streit des Schönen und des Nützlichen. Auf welcher Seite das Recht ist, kann nicht zweifelhaft sein. Das klassische Alterthum bezeichnet eine der reichsten und eigenthümlichsten Perioden in der Entwicklung der Menschheit, und darum eine Vorschule für die Gegenwart. Wenn der Zweck alles Unterrichts die Führung von der Anschauung zu den Begriffen ist, so erfüllen diesen Zweck keine anderen Disciplinen in gleichem Grade als die klassischen Sprachen und die Alterthumswissenschaft. Erstere werden nicht erlernt, um einige Fertigkeit in denselben zu erlangen, vielmehr bieten sie mit ihrer Fülle reich entwickelter und scharf ausgeprägter Formen die beste Handhabe für die Erkenntnis der Sprache an sich, somit zur Lösung des großen Räthsels der Verbindung und Durchdringung von Natur und Geist. Sie bilden dadurch einerseits auch eine werthvolle Grundlage für die wissenschaftliche Erkenntnis der Muttersprache, anderseits den unentbehrlichen Schlüssel zu den Denkmälern des Alterthums, während sie an sich als eine seiner bedeutsamsten Lebensäußerungen zu gelten haben. Aber auch auf mehr praktischem Gebiet zeigt sich der unvergleichliche propädeutische Werth der Alterthumsstudien. Sie liefern die Grundlage für unsere ganze allgemeine Bildung. Die Begriffe vom Staat, von den politischen Verhältnissen, den Bedingnissen des Völkerlebens gehen bis ins Alterthum zurück; in Kunst und Poesie hat dieses unerreichte Vorbilder geschaffen; Philosophie und Religion der Alten weisen in ihrer höchsten Entwicklung (Plato) auf die Ideen des Christenthums hin. Für Theologie und Jurisprudenz ist die Alterthumswissenschaft ebenso ein unent-

behrliches Hilfsmittel wie für die Mathematik. Eine Anerkennung dieses ihres Werthes hat denn auch nicht gefehlt. Wie vor Zeiten die Bürger von Leyden der Steuerfreiheit die Universität vorzogen, so hat Friedrich Wilhelm III. in der Zeit tiefster Erniedrigung des Staates durch die Stiftung der Universität Berlin der Bedeutung dieser Wissenschaft für alle staatlichen Verhältnisse Ausdruck verliehen.

Die Rede erreichte ihren Zweck, wiewohl es auch nicht an mißverständlicher Auffassung derselben fehlte, namentlich seitens einiger Lehrer der Realschule, welche darin Angriffe auf diese witterten. Landfermann suchte mündlich und schriftlich solchen Auslegungen entgegenzutreten. War er mit Absicht polemisch verfahren, so doch nicht gegen Persönlichkeiten oder bestimmte Einrichtungen der Stadt; viel eher fühlte er sich als Apologeten seiner Wissenschaft und auch seines Standes. Der Zwischenfall blieb ohne weitere Folgen.

Von den in Elberfeld neu gewonnenen Freunden begrüßte ihn Dr. Becher zu seinem Geburtstag mit folgenden Zeilen:

„Was wir mit ganzem Herzen glaubten,
Was wir empfanden reinen Sinns,
Wenn's reife Jahre auch uns raubten,
Wir freu'n uns sein als Hochgewinns.

Wer irrte nie auf seiner Fahrt?
Wer darf sich rühmen steter Klarheit?
Zufrieden sei, wer treu bewahrt
Lebend'gen Sinn für Recht und Wahrheit."

Landfermann antwortete zu Becher's Geburtstag ebenfalls in Versen:

„Viel Bilder sind verblasset,
Die farbig uns geglüht;
Die strenge Welt, sie hasset,
Was uns so frisch geblüht.

Wir seh'n die Blätter fallen,
Unmilder Herbst beginnt,
O wird drum auch verwallen,
Was die Menschenseele sinnt?

Von einem Vaterlande,
Gesegnet, stolz und frei,
Von einem Liebesbande,
Inbrünstig, muthig, treu,
Von guten Kameraden,
Erkannt in Lust und Leid,
Und alle mitgeladen
Zu einem heil'gen Streit.

Das war es, was wir träumten
In jener lieben Zeit,
Oft, wenn die Becher schäumten
Zu wilder Fröhlichkeit.
Und wenn im Rheine drüben
Der Sonne Gold ertrank,
Und auf die Trümmer hüben
Der nächt'ge Schleier sank.

Und alles ist vorüber?
Und vor uns liegt nur Schmerz?
Und trüber nur und trüber
Wird Auge, Sinn und Herz?
Und wer die Welt durchfahren
Ehrlich in heißem Streit,
Kann nie sich der bewahren,
Was einmal ihn gefreut?

Wohl ist der Mai vergangen,
Der Blüthenlenz ist um!
Wohl will der Brust erbangen
Ob ihrem Heiligthum.
Doch, der die Blüthen brachte,
Der Stamm, lebt er nicht mehr?
Und das die Träume dachte,
Das Herz, ist es jetzt leer?

Drum wird es fürder schlagen
Für altes werthes Gut;
Der Stamm wird Früchte tragen
Erst recht in Sommersgluth.
Die erste Liebe lassen,
Das nur, das ist der Tod;
Nur mit ihr mag erblassen
Der Jugend Morgenroth.

Und dir auch wird es kommen,
Das alles froh erneut,
Das Wort, das, wer's vernommen,
Zu neuem Leben weiht.
Auch uns, auch uns zu laden,
Ward es der Welt gesandt,
Drum zu dem Quell der Gnaden
Frisch Herz und Sinn gewandt."

Im Herbst suchte Landfermann zum ersten Male nach seiner Freilassung Heidelberg wieder auf, und feierte mit seinem verehrten Lehrer Schlosser und der Familie Winter ein herzliches Wiedersehen. Mit Anton Winter unternahm er eine kleine Fußreise und schied mit dem Versprechen, im nächsten Jahre wieder zu kommen. Folgender Brief an Frau Winter (vom 19. Oktober 1831) schildert die empfangenen Eindrücke.

„Es sind erst ein paar Tage verflossen, seit ich wieder hier bin, und nicht viel mehr, seit ich Sie verlassen habe, es drängt mich aber doch schon jetzt, Ihnen zu wiederholen, was ich Ihnen mündlich gesagt, wie freundlich und wohlthätig meine Reise, besonders mein Aufenthalt bei Ihnen auf mich gewirkt hat. Ich habe wirklich ‚einen ganzen Herbst gemacht', um in der Kunstsprache zu reden, die ich auf der Rückreise so oft gehört habe. Ich glaube auch nicht zu irren, wenn ich mir eine bleibende Nachwirkung von dem, was dort namentlich in ein paar Gesprächen mit Ihnen in mir angeregt worden, verspreche, und namentlich in einem Punkt,

der Ihnen sehr am Herzen lag, finde ich mich gefördert und ein Wunsch ist klar in mir erwacht, auf dessen Aufleben ich nicht mehr gerechnet hatte. Der bloße Wunsch ist noch nicht Alles, aber doch schon viel, und das Weitere wird sich ja wohl finden. — Der Mensch ist nicht bloß über seine Zukunft nicht Herr, auch zu seiner Vergangenheit in dem richtigen Verhältnis zu stehen, ist gar nicht leicht. Auf der einen Seite ist das Vergessen ein klägliches Ding, vergessen ist verlieren. Gott möge Jeden davor bewahren; wir wollen dem Volke angehörig bleiben, ‚das fester alle Schmerzen und alle Freuden hält.‘ Aber ein wehmüthiges Träumen über die Vergangenheit ist auch nicht viel besser als das Vergessen; bereichert und geläutert aus der jedesmaligen Vergangenheit in die weitere Lebensbahn treten, das wäre die rechte Aufgabe und in deren Erreichung glaube ich wesentlich gefördert zu sein. Übers Jahr hoffe ich Ihnen sagen zu können, daß diese Hoffnung Stich gehalten hat. Nämlich bei dem Vorhaben, nächsten Herbst Anton abzurufen zu einer kleinen Tour, bleibt es so Gott will und wir leben. Ich fand bei meiner Rückkehr von Karlsruhe keine Gelegenheit, mich über meinen dortigen Aufenthalt näher gegen Sie auszusprechen. Das muß ich jetzt um so mehr nachholen, da ich auch darüber nur Gutes zu sagen habe. Ich gestehe, daß ich zu Herrn Winter mit einiger Beklommenheit ging. Ich möchte das mit dem Gefühl eines Mannes vergleichen, der seinen ehemaligen Lehrer sieht, auf dessen strenge Zucht er seit den Knabenjahren achten gelernt hat, dem er aber eine einzelne obschon gut gemeinte Ungerechtigkeit noch immer nachzutragen sich bewußt ist. Ich finde nämlich allerdings noch jetzt, fern von aller Gereiztheit und in der heitersten Stimmung, in dem Briefe, den Herr Winter 1827 an mich schrieb, eben so viel Ungerechtes als Unrichtiges, nämlich nicht in dem Hauptinhalt jenes Briefes, das wäre sehr thöricht, wohl aber in den Urtheilen über mich, wobei ich freilich nicht verkenne, daß ich selbst zu diesem ungerechten Urtheil die Veranlassung gegeben haben mag, während

ich in Heidelberg lebte. Die Zeit litt es jetzt nicht, daß wir uns verständigten, aber unsere kurzen Unterredungen über andere Gegenstände haben vollkommen genügt, mir jene Beklommenheit gegen ihn zu nehmen, und das war es, worauf es ankam. Es fehlt also mit einem Worte nichts an dem, was ich von meiner Reise nach Heidelberg hoffte. Ich erinnere noch an das Versprechen, was Ihr nächster Brief enthalten sollte. Was hat das Christenthum aus uns gemacht? Allerdings heißt es in der Bergpredigt Matth. 7, 16: ‚An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.‘ Für die menschliche Prüfung der Geister ist das der sicherste, wenn nicht der einzige Weg. Aber an welchen Früchten erkennen wir den Schächer am Kreuz, welcher empfing, was seine Thaten werth waren und dem Christus dennoch verhieß, er würde heute ‚mit ihm im Paradiese sein?‘ Es ist die Gesinnung, auf der die Früchte, die Handlungen wurzeln, und die in der Gesinnung durch die Erkenntnis Christi vollbrachte Reinigung und Beseligung. Ist man zu dieser Einsicht gelangt, dann wird man sich auch nicht mehr sträuben, des Apostel Paulus Lehre anzuerkennen, daß es der Glaube ist, der den Menschen gerecht und selig macht, der Glaube, der gute Werke nothwendig und ohne Weiteres hervorbringt, ohne den aber alle guten Werke todt, ja verderblich sind, weil sie selbstgenügsam und hochmüthig von Christus abwenden. Wenn Sie einen eben so guten Herbst gemacht haben, wie ich, so wollen wir übers Jahr, wenn die Gährung vorüber ist, uns gegenseitig von unserem Wein einschenken.“

Eine Frucht der Reise am Oberrhein ist auch das Gedicht:

Auf dem Straßburger Münster.

(In der Nähe paradirten 16,000 Franzosen.)

„Die Fahnen wehn, die Trommeln werben;
Wie locken sie zu heißem Streit!
Zu lust'gem Siegen, leichtem Sterben
Stehet ein ganzes Volk bereit.

Und auf den Fahnen steht geschrieben,
Und wiederhallts das Feldgeschrei:
Durch unser Ringen, unser Lieben
Wird eine Welt erneut und frei.

Und drüben wehen andre Fahnen,
Und drüben klingt ein andres Wort:
O stehet auf den alten Bahnen,
O laßt nicht von dem alten Hort.

Und was ihr zu vernichten eilet,
Auch euch hat's mütterlich genährt,
Einst hat's die ganze Welt geheilet,
Und alles Leid in Heil verkehrt.

Und keine Mitte ist geblieben,
Und fürder giebt's nur eine Wahl,
Eines zu hassen, eins zu lieben,
Und nur der Teufel ist neutral.

Drum wenn die alten Festen beben,
Es schwankt der Erde tiefster Grund,
Wem jetzt ein sicher Herz gegeben,
Der danke Gott mit Herz und Mund."

Noch im Laufe dieses Herbstes erging an Landfermann der Ruf, als Oberlehrer an das Gymnasium seiner Vaterstadt überzusiedeln. Die Berufung war eine ehrenvolle; man theilte ihm mit: „Man wünscht einen Mann an unser Gymnasium zu haben, der außer der erforderlichen Gelehrsamkeit Direktorialeigenschaft besitzt, dabei Ruhe und Weltklugheit. Die Wahl fiel einstimmig auf Sie." Da auch das Provinzial-Schulkollegium in Münster ihn für die heimathliche Provinz zurückzugewinnen suchte, so wurden die persönlichen und finanziellen Fragen rasch erledigt, und unter dem 9. Januar 1832 theilte ihm die Behörde mit, daß seine Bestallung vollzogen sei. „Sie wollen jetzt alle Einrichtungen so treffen, daß Sie das neue

Lehramt, von dessen Verwaltung wir uns viel Gutes versprechen, sogleich nach Ostern dieses Jahres antreten können."

Ostern 1832 schied Landfermann von Elberfeld. Ein Bericht über die Abschiedsfeier vom 19. April sagt: „Ein der Anstalt während seines obwohl kurzen aber fruchtbaren Wirkens an ihr sehr theuer gewordener Lehrer schied. Der das Gymnasium verlassende Lehrer, Herr Landfermann, redete kurz und kräftig über den Beruf eines Lehrers, indem er darlegte, in welchem Sinne er seine Wirksamkeit an der Anstalt aufgefaßt habe. Es waren ernste, beherzigenswerthe Worte, die er in dieser Hinsicht sprach, innige und liebevolle, mit denen er von Schülern und Kollegen, von der Anstalt und der Stadt Abschied nahm. Mit Wärme und Herzlichkeit wandte sich nun der interimistische Direktor des Gymnasiums, Herr Dr. Hantschke, an den scheidenden Freund, im Namen des Lehrerkollegiums ihm seine Gefühle aussprechend und Lebewohl sagend."

Ein Brief an Frau Winter, der unter Andrem auch auf seine bevorstehende Übersiedelung Bezug nimmt, möge hier folgen (20. November 1831):

„Seit ich bei Ihnen war, sind meine Unterhaltungen mit Ihnen wieder lebhafter und auch häufiger, als eine Zeitlang vorher, und den Inhalt einer solchen im Geiste mit Ihnen gepflogenen Unterhaltung bringe ich heute zu Papier, wenn schon dieser Brief erst als Antwort auf den, den ich von Ihnen hoffe, zur Post sollte.

„Es ist verdrießlich und lästig, von vorn herein für einen Dummkopf oder schlechten Menschen gehalten zu werden, noch verdrießlicher und lästiger aber ist es nach meinen Erfahrungen, für ein Genie oder für einen Tugendhelden zu gelten und demgemäß Erwartungen zu begegnen, von denen man nur zu gut weiß, daß man sie nicht befriedigen kann. Was das erste, ein Genie zu sein, betrifft, so kann ich das Ihnen gegenüber unberührt lassen, ich glaube da vor Überschätzung Ihrerseits mich völlig sicher,

und dieser Punkt hat überhaupt wohl nichts mit meinem Verhältnis zu Ihnen zu schaffen. Nicht ganz so klar ist die Sache mit dem zweiten Punkt. Deshalb war es mir wirklich recht lieb, daß in den poetischen Selbstbekenntnissen (so muß ich meine Verse der Mehrzahl nach nennen) Einiges war, was Ihnen, wie ich voraussah, nicht gefiel. Ich könnte heute wünschen, es wären noch mehr Ergüsse des Hohns, der Bitterkeit, der Lieblosigkeit einerseits und des gerechten Schmerzes über die eigene Gebrechlichkeit andererseits in den Ihnen mitgetheilten Papieren, als wirklich darin sind. Abgesehen von der Grellheit, in der solche Ergüsse in ihrer poetischen Farbe sich darstellen, glaube ich nicht, daß auch nur eine Zeile in solchen Äußerungen unter jenen Gedichten übertrieben ist, wohl aber nimmt sich in solchen Versen die Selbstanklage immer noch viel schöner aus, als es die nackte Wirklichkeit thun würde. Damit will ich mich nicht eben herabwürdigen unter andere Menschen. Was ich an mir selbst schmerzlich wahrnehme, das finde ich an meinen menschlichen Brüdern auch wieder. Daneben freilich darf ich mir nicht verhehlen, daß manches Verkehrte in mir zu besonders hoher Entwicklung gekommen ist. — Was sollen diese Bekenntnisse aber? Erstens soll eine liebe gütige Mutter in Heidelberg so genau, wie ich es geben kann, wissen, wie sie mit mir daran ist, und dann hoffe ich, Ihnen nicht eben wehe mit solchen Erklärungen zu thun. Ich möchte Goethe's Worte auf mich anwenden:

Frech wohl bin ich geworden, es ist kein Wunder. Ihr Götter
Wißt es und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu.

„Auch an das Vorhandensein der letzten Richtung in mir dürfen und werden Sie vor wie nach glauben.

„Noch eine andere Betrachtung knüpfe ich hier an. Ich habe nicht selten Ursache gefunden, in scheinbar für mich traurigen, sogar widerwärtigen Begegnissen eine wohlthätige gnädige Führung, wenn auch meist erst lange nachher, anzuerkennen. So z. B. auch

in meiner Gefangenschaft und ihren verdrießlichen Folgen. Ähnliches fange ich an nach einer anderen Seite hin zu glauben. Ein lieber sehnlich gehegter Wunsch war mir vereitelt, und ich habe es lange empfunden. Ohne selbstgemachte erkünstelte Beruhigungsgründe will mir jetzt scheinen, als sei es auch hier wieder so ein gnädiges ‚Nein' gewesen, was mir meinen Wunsch versagte. Trotzig, wild, verworren wie ich war, hätte ich ohne harte Läuterung schwerlich in dem schönsten Glück selbst Glück gefunden, noch Anderen gewähren können. Es ist nicht genug ein Gut zu besitzen, man muß ihm auch gewachsen sein. Und wäre ich das gewesen? Ja wäre ich es jetzt? Hierin begehre ich gar nicht Ihre Meinung zu hören, aber ich mußte es auch Ihnen zur Beherzigung und Erwägung mittheilen. Wie ein Mensch körperlich später auswächst als der andere, so erreicht wohl auch der eine später die geistige Großjährigkeit als der andere, und ich gehöre ganz gewiß zu den Vierzig-Jahr-Schwaben. — Ein Wort des lieben Arnim schien mir sehr wahr: ‚Die Täuschungen des Lebens, ja selbst seine Schmerzen, sie haben auch eine heitere Seite, und oft wenn eine Dekoration durch ein ungeschicktes Spiel umgerannt ist, wird man erst recht das Gerüst gewahr, welches alle Dekoration trägt.' Angewendet auf jenen vereitelten Wunsch, will mir dieses Wort jetzt weit tiefer und inniger einleuchten als damals.

„Von nächsten Ostern ab werde ich in meiner Vaterstadt leben, indem ich einen Ruf an das dortige Gymnasium angenommen habe. Dabei hat der Gedanke an die Vaterstadt nichts gethan; ein gemüthliches Verhältnis zwischen ihr und mir existirt nicht, oder nur wenn ich sie als Ruine aus der Zeit betrachte, wo auch Soest einst ein stolzes starkes Bürgerleben in sich umfaßte. Die Stadt ist mir in ihrem gegenwärtigen Treiben durchaus fremd und gleichgültig. Auch der Gedanke, daß meine Eltern und eine Schwester dort leben, hat weit weniger dazu mitgewirkt, als Sie erwarten mögen und ich selbst wünschen möchte. Was mich vor-

nehmlich bestimmte, war, daß die innere Seite meines neuen Amtes meinen Neigungen und Studien weit mehr entspricht, und dann besonders auch daß ich in Soest füglich an eine eigene häusliche Einrichtung denken darf, was bei einer der Summe nach größeren Einnahme, doch bei der enormen Theuerung hier äußerst gewagt, ja unthunlich war.

„Einen Beruf habe ich, auf die Treue hoffe ich. Der Beruf ist schwer genug und darum auch schön genug, in diesen Zeiten der politischen, sittlichen, religiösen Konfusion ‚Männer aufzubauen gegen künftige Zeiten', wie Milton sagt; zunächst also sich selbst aufzuerbauen zu einem solchen, dann womöglich andere, mäßig und bescheiden, nicht zerrend und zupfend an den jungen Gemüthern, z. B. weder demagogisch noch antidemagogisch, sondern nur die beste Nahrung, die man kennt, darreichend, besonders das Verderbliche fernhaltend. vor Allem bauend auf den einen ewigen Eckstein."

Soest.

Am 30. April 1832 wurde Landfermann als Oberlehrer und Ordinarius der Tertia am Gymnasium in Soest eingeführt. Wie er Bedeutung und Wesen seines Berufes auffaßte, sprach er in seiner Einführungsrede aus.

„Indem ich im Begriffe stehe, ein neues Stadium meiner amtlichen Thätigkeit anzutreten, ziemt es sich wohl, Rechenschaft abzulegen, wie ich bisher in Betrachtung und Erfahrung die Bedeutung und das Wesen meines Berufs erfaßt habe. Zwar ist in der Theorie, dem Vorsatz, in der Art, wie man sich von vorn herein seine Aufgabe stellt, keineswegs der Hauptschlüssel gegeben wie zu irgend einem würdigen und rechten Thun, so auch zu einem förderlichen Wirken als Schulmann; von dem Wissen ist gar weit zum Wollen und Können, und zwischen dem Begreifen und dem Er-

greifen liegt hier wie überall eine große Kluft; vor und über aller Theorie und Methode steht die lebendige Persönlichkeit, und wenn es geschrieben steht, daß Eisen das Eisen wetzet und nur ein Mann den andern, so wird das auch ganz besonders von dem Verhältnis des Meisters zu den Jüngern, des Lehrers zu der Jugend gelten. In dem Maße wie ein Schulmeister Herr ist über das, was er lehren soll, wie er sittlich rein und frei, wie er bürgerlich stark und treu ist, wie er das hohe Gut eines freudigen gewissen Geistes empfangen hat, vor Allem in wie weit er sagen kann, ich weiß an wen ich glaube, genau in demselben Maße wird sein Wirken unter der Jugend förderlich und gesegnet sein, — oder auch nicht.

„Doch was der Mensch will, das soll er denkend wollen, und was er thut, das soll er mit Bewußtsein thun. Darum versuche ich, was mir über meinen Beruf, über seine Aufgabe und seine Mittel zum Bewußtsein gekommen ist, hier verehrten Vorgesetzten, bewährten Amtsgenossen, den versammelten Schulfreunden in gedrängter Andeutung vorzulegen und so den Maßstab anzudeuten, nach dem ich meine künftige Thätigkeit bemessen zu sehen wünschte, zugleich auch der Belehrung im Ganzen, der Berichtigung im Einzelnen, woher sie mir immer werden möchte, entgegen zu kommen.

„Was der Lehrer will, der eine auf dem Wege zu höherer Bildung begriffene Jugend werden sieht, der ihr Werden leiten, ihr darin helfen soll, das weiß ich nicht besser auszusprechen, als mit den Worten des englischen Dichters: ‚Er will helfen Männer aufzubauen'. Und gedenken wir dieser Zeiten der wissenschaftlichen, der bürgerlichen, der sittlichen, der religiösen Verwirrung, in deren Mitte wir stehen, so füge ich unbedenklich desselben Dichters Schlußgedanken an und sage: Die Summe des Berufs eines Lehrers an höheren Schulen in diesen Zeiten lautet mir: ‚Männer aufzubauen gegen künftige Zeiten', Männer die das Rechte wollen, die wissen, was sie wollen, die können, was sie wollen. Das ist freilich wohl ein stolzes Wort: hochmüthig verkehrt möchte es aber nur für den

sein, der nicht wüßte, von wem das Wollen wie das Vollbringen kommt, der es in und aus sich selber schaffen zu können wähnte. Ich lebe dieses Wahnes nicht, wenigstens dann nicht, wenn ich in klarem Selbstbewußtsein die trotzige Verzagtheit des Menschenherzens, der blöden Gebrechlichkeit des sich selbst überlassenen menschlichen Wissens und Wollens inne werde.

„Ich wende mich zu dem Einzelnen, zu den Mitteln und Wegen, die mir in meinem persönlichen Beruf vorliegen, das angedeutete Ziel zu verfolgen. Es sind zwei Gebiete, auf denen sich die Thätigkeit eines Lehrers bewegt, die Wissenschaft und die Zucht. — Berufen an dieser Anstalt Geschichte und die alten Sprachen lehren zu helfen, darf ich von dem dritten Hauptkreise unserer Lehrgegenstände, der Mathematik, schweigen; nur das soll nicht verschwiegen werden, daß auch der Lehrer der Geschichte und des Alterthums nie vergessen soll, daß er von seinem Plato gelernt hat, μηδεὶς ἀγεώμετρος εἰσίτω: ungeschult durch die Mathematik soll Keiner in das Heiligthum der Erkenntnis eingehen. — Was aber die alten Sprachen, das Alterthum überhaupt betrifft, so müssen wir zuvörderst uns gegen die Meinung erklären, als sei es hier nur um die Erlernung zweier längst ausgestorbenen Sprachen zu thun, in gleicher Weise etwa, wie man in der Regel irgend eine Sprache des neueren Europa lernt. Nicht also. Allerdings ist die Sprache überhaupt, dieses reichste Erzeugnis des Menschengeschlechts, in dem wunderbar geheimnißvollen Zusammenwirken des denkenden Geistes und der Organe des Leibes, ein hochwesentlicher Gegenstand unseres Unterrichts, vor Allem geeignet den Menschen zu geistiger Selbsterkenntnis zu führen, und nirgends liegt uns eine freiere Einsicht vor in diese geheimnißvolle Werkstatt, wo der Menschengeist seine Ideen zugleich schafft und ihnen Gestalt giebt, als in den vor allen andern reichen, frei entwickelten, zu scharfer Ausprägung gelangten Sprachen des klassischen Alterthums. Darum sind sie ein hohes werthes Kleinod in dem Kreise unserer Gymnasialbildung

und werden es immer bleiben, wo man ein theures Erbgut zu wahren weiß gegen einen losen Zeitgeist, der nur das Handgreifliche zu fassen versteht. — Aber unsere Aufgabe ist noch eine weitere. Das Alterthum in seinem Gesammtleben, in seinem Denken und Dichten, in seinem Thun und Schaffen soll in seinen Denkmalen der Anschauung vorgelegt werden: was jene jugendliche Menschheit in ihrer freiesten und originalsten Entwicklung war und leistete, was sie litt und strebte, wie sich ihr Leben in Sitte und Volk und Staat, in Kunst und Wissenschaft und Glauben gestaltete, das soll die zu höherer Bildung berufene Jugend in seinen Blüthenpunkten erkennen.

„Zu welchem Ende aber diese weitläufigen Bemühungen, die mit der Gegenwart scheinbar so gar nicht zusammenhangen? Allerdings ‚wir, wir leben, unser sind die Stunden, und das Lebende hat Recht‘. Aber eben für die Gegenwart hat seit fast 400 Jahren Europa das Studium des Alterthums vornan in dem Kreise seiner Bildungsmittel gestellt, und die Bildungsgeschichte von Europa rechtfertigt die getroffene Wahl. Durch die heiteren Hallen des Alterthums soll der Jüngling in das geschäftige Treiben der Gegenwart eingehen, von jenen Höhen, wohin keine der Irrungen, Parteiungen und Vorurtheile der Gegenwart reicht, soll er freien hellen Überblick über die Gegenwart gewinnen, und dann bereichert und geschult in jenen reichen Anschauungen eingehen zum Schaffen und Streben in der Heimath. Wie weise Väter verordnet haben, daß Keiner das Meisterrecht gewinne, der nicht in harter Wanderschaft aus der Fremde den rechten freien Maßstab für das Leben in der Heimath gewonnen, so soll auch die sich geistig bildende Jugend die geistige Wanderschaft durch das Alterthum machen, um demnächst unbefangen und hellen Auges und Sinnes in und für die Heimath zu leben.

„Was von dem Alterthum gesagt ist, das gelte denn auch von der Geschichte, der ich jenes in seinem Werth als Bildungsmittel

nicht als innerlich verschieden entgegenzusetzen, sondern nur als ihren für unsere Zwecke eminentesten Theil zu bezeichnen weiß. Wie im Alterthum, so in der Geschichte, nur hier innerhalb weiterer Grenzen und darum in allgemeineren Umrissen, soll der Lehrling die Bedingungen und Gesetze des Menschenlebens in Volk und Staat erkennen; was den Einzelnen tüchtig und glücklich, was das gemeine Wesen stark und stolz macht, soll er hier erfahrend inne werden, vor Allem soll er hier aus seiner Vereinzelung heraustreten, er soll sich als Glied seines Volks und der Menschheit fühlen lernen, als gemeinsam soll er erkennen lernen den Schmerz der Menschheit und ihre Sehnsucht, als gemeinsam die Sünde und als gemeinsam die Erlösungsbedürftigkeit. — Denn wenn man auch das Dogma hat antiqniren wollen, so ist darum noch nicht die Sache antiquirt.

„Es bleibt uns von der Zucht zu reden. — Das Leben ist kein Spiel und die wissenschaftliche Erkenntnis eben so wenig, auch die Schule kann und soll kein Ort des Spiels sein, sondern ein Ort strenger Zucht und Arbeit. Leichter auch möchte ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, als daß aus Dem, der in der Jugend tändelnd über lachende Blumenwiesen geführt wäre, ein Mann würde. — Leichtfertig mit dem Wort und mit der That ist die Jugend zu allen Zeiten gewesen. Dafür wollen wir nur zwei ganz unverfängliche Zeugen erwähnen, den alten Horaz und den alten Jesus Sirach. Welche Periode der Geschichte weiset aber eine Jugend auf, die nicht in einer bloßen Verirrung des Verstandes, da entschuldigte eben die Jugend Alles, sondern in arger Verirrung des Gemüthes zu der frevelhaften Arroganz sich vermessen hätte, das alte Vaterland umgestalten zu wollen nach ihren jungen Grillen, und über die ganze Fülle der Geschichten den Stab zu brechen nach einigen wohlfeil erworbenen und noch schlechter verstandenen Losungswörtern. Zwar ich will die Jugend unserer Zeit nicht zu hart verklagen, daß sie die Schuld der ganzen Zeit getheilt hat, daß

sie warm und offen die Verirrung kund gegeben, der im Herzen ein großer Theil, wenn nicht die große Mehrheit der Zeitgenossen huldigte. An ihr sind fürwahr nur die Symptome der innerlich tief verbreiteten Krankheit eines losen flüchtigen Zeitgeistes zur Erscheinung gekommen. Jener allgemeinen Leichtfertigkeit aber und dieser besonderen Vermessenheit soll die Schule ein würdiges Gegengewicht geben durch Regel und Vorbild. In ihr soll die Jugend durch strenge Gewöhnung erfahrend inne werden, daß Willkür nicht Freiheit ist und Gehorsam nicht Knechtschaft, sondern daß die rechte Freiheit eben nichts Anderes ist als Gehorsam unter das rechte Gesetz, und Knechtschaft eben nur da, wo man der Willkür, sei es der eigenen, sei es fremder, dient.

„Aber alle Zucht, wäre sie auch nie und nirgend lückenhaft und verfehlt, könnte man auch eine Zucht erreichen, die den Zögling in allem seinen Thun und Lassen umfaßte, wollte man endlich eine solche erstreben, ohne die Vernichtung der Eigenthümlichkeit, die daraus hervorgehen müßte, zu fürchten, — sie bliebe doch nur ein äußerliches vereinzeltes Stückwerk; ein neuer Lappen wird hier und da auf ein altes Kleid geheftet, Sünde wird ausgeflickt mit Tugend, Willkür mit Gehorsam. Wehe der Schule, die mit solcher Gewöhnung zu äußerlicher Legalität ihrer Aufgabe genügt zu haben glaubt.

„Wo aber soll denn die Schule den Weg finden, von innen heraus zu helfen an der Reinigung und Erneuung des Menschen? Freudig bekenne ich es, keinen andern Weg zu wissen, als den, den Gott, als die Zeit gekommen war, gnädig dem Menschengeschlecht eröffnet, damit sein Sehnen aus dem Jammer blöden Meinens und Wähnens zur Wahrheit, aus der Sünde zur Buße, zur Wiedergeburt und zur Heiligung zu gelangen, erfüllet werden möchte, in Christus und seinem Evangelium."

Die amtlichen Verhältnisse in Soest gestalteten sich aus mancherlei Gründen weniger erfreulich, als Landfermann bei seiner

Berufung gehofft hatte; namentlich stand auch das Schülermaterial erheblich hinter dem Elberfelder zurück. Dagegen dachte er jetzt, trotz der geringen Besoldung seiner Stelle, daran seinen eigenen Hausstand zu begründen. Die Preise waren in Soest zu jener Zeit noch erstaunlich niedrig. So zahlte Landfermann, allerdings unter der Vergünstigung seines Standes, für den östlichen Flügel des ehemaligen Renteihauses auf dem Walburger Stiftshofe mit einem Gärtchen 25 Thaler Miethe jährlich.

Waren die Beziehungen zum Winter'schen Hause in Heidelberg stets Lichtblicke in Landfermann's Leben gewesen, so war auch der Wunsch, diesem Familienkreise als ein festes Glied anzugehören, schon längst in ihm erwacht. Als er daher im Herbst 1832 den versprochenen Besuch in Heidelberg wiederholte, hielt er um die Hand der zweiten Tochter, Luise, an; die ältere, Amalie, hatte sich im J. 1826 mit dem Pfarrer und späteren Dekan in Weinheim, L. Hörner, einem Neffen des Ministers Eichhorn, vermählt. Luise war zu der Zeit, als Landfermann in Heidelberg studirte, erst 14 Jahre alt gewesen und unter den acht Kindern die kleinste. Daher wurde sie stets für jünger gehalten als die nach ihr folgenden Geschwister. Das machte sie scheu und zurückhaltend gegen Fremde, auch Landfermann erinnerte sich nur eines einzigen kurzen Zwiegesprächs, das er mit dem schüchternen wilden Kinde zu jener Zeit gehabt. Jetzt willigte die Mutter mit freudigem Vertrauen ein, der Vater aber hatte ernste Bedenken. In strengem Vorurtheil gegen die unreifen und unvorsichtigen Bestrebungen der Burschenschaft, die dem Ringen vieler älteren Männer nach verfassungsmäßigem Schutz der Rechte des Volkes große Hemmung und Gefahr gebracht hatten, Manchem sogar auch ernste Verfolgung und längere Haft, hegte er Zweifel, ob diese jungen Männer nach den tiefen inneren Wandlungen und der langen schweren Kerkerhaft noch genug frischen Muth und die rechte Thatkraft fürs Leben haben würden. Auch die Tochter hatte

vor ihrem Entschluß einen schweren Kampf mit sich selbst zu bestehen. Sie hatte schon lange mit großer Vorliebe jüngere Kinder unterrichtet, dachte sich als das Herrlichste, Lehrerin zu werden und ihren Eltern immer nahe zu bleiben. Daraus bildete sich dann die weitere Folgerung, daß, wie man meist zu jedem Beruf, wozu man rechte Neigung mitbringt, auch Geschick hat, sie sich im Voraus schon für unfähig hielt, eine richtige Hausfrau zu werden, weil sie die Freiheit und den Lehrberuf weit vorzog. Dazu kamen der Wunsch des Vaters, sie bei sich zu behalten, und auch das Gefühl einer inneren Verschiedenheit, erweckt durch die ihr zum Theil so bitter scheinenden Poesien „des Gefangenen“. Es erschien ihr seine Wahl als ein Irrthum des alten so werthen Freundes, dem sie die vorzüglichste Lebensgenossin wünschte, und sie erinnerte ihn warnend daran, daß er sie eigentlich gar nicht kenne. Darauf meinte er, man erkenne Menschen auch wohl wie Brunnen durch einen einzigen klaren Trunk, den man aus ihnen geschöpft, und solchen Brunnen immer nahe zu haben, genüge ihm vollkommen. So wußte er ihr freudigen Muth zu geben und durch sie auch dem Vater, so daß dieser nach kurzer Zeit den Bund segnete, der ihm in dem Schwiegersohn so viele Freude und Ehre brachte. Und die Verlobten wurden in einem in alle Tiefen und Untiefen gehenden Briefwechsel es bald inne, wie sehr sie zusammen gehörten und welchen Segen ihnen Gott in seiner Führung verliehen. Zwei Briefe aus dieser Zeit, von denen der eine über seine innere Entwicklung Rechenschaft giebt, der andere in launiger Weise auf die Soester Gesellschaft Bezug nimmt, mögen hier noch folgen.

„Wenn ich jetzt, so schreibt Landfermann am 19. Oktober 1832, so manchmal mein bisheriges Leben betrachte, jetzt da ich an der Schwelle eines neuen Abschnittes desselben stehe, den ich selbst in bewußtem Verlangen zur Verwirklichung gebracht habe, so finde ich mehr wie je, in welch einer höchst bedenklichen Einsamkeit ich meine 32 Jahre zugebracht habe. Bis in mein 14. Jahr wüßte

ich, dunkle Gestalten aus den zartesten Jahren abgerechnet, mich auf Niemand von Alters- und Bildungsgenossen zu besinnen, dem ich mich liebend und offen hingegeben hätte und Gleiches dafür empfangen; an Spielkameraden, auch solchen, deren man gerne gedenkt, hat es mir freilich nicht gefehlt. Dann trat Cappel in meinen Weg: aber ich war darum nicht weniger einsam; ja später kam eine Zeit, die jetzt lange überwunden ist, wo Cappel mich hart und barsch von sich stieß. Es konnte kaum anders sein, er hatte die Milde noch nicht, die mit der Reife kommt: ich habe ihm eigentlich nie aus jener Härte einen Vorwurf gemacht. In meinen Jünglingsjahren, besonders auf der Universitätszeit, ist manche liebenswürdige Jünglingsgestalt an mir vorübergegangen, deren ich mit Freude gedenke; Manche schienen mich sogar eifrig zu suchen, aber was ich Freundschaft, Liebe nennen kann, war mir zu Keinem gegeben, bis ich mit Schierenberg, den ich von der Schule und Göttingen her näher kannte, im Herbst 1823 in Heidelberg wieder zusammentraf und vier kurze, aber schöne Monate eng zusammenlebte, wo bei dem schroffsten Gegensatz unserer wissenschaftlichen, politischen, religiösen Ansichten und Bestrebungen, was nicht selten zu schneidendem bitteren Streite führte, ja gerade aus diesem Gegensatz sich gegenseitig die Überzeugung von einem gemeinsamen Mittelpunkte unseres Lebens, welcher hoch über allen jenen Gegensätzen stehe, bildete, die uns unser Leben lang, so Gott will, begleiten wird. Aber wir haben nur vier Monate zusammengelebt; die Sonne bleibt dieselbe, aber sie wärmt in der Entfernung schwächer: ich für mein Theil wenigstens bedarf der unmittelbaren Nähe, und solche habe ich bisher nicht wieder gefunden. Und doch darf ich wahrlich nicht sagen, daß mein Lebensweg vorher oder nachher dürr, unfruchtbar an freundlichen Gestalten gewesen sei. Und ich kann auch wohl sagen, daß ich so liebebedürftig gewesen sei, wie irgend Einer. Frage ich mich aber, warum ich so einsam gewesen, so muß ich, wenn ich vom Einzelnen und Äußerlichen

auf den Mittelpunkt gehe, den Grund allerdings in einem trotzigen Hochmuth finden, den ich von meiner frühesten Knabenzeit an verfolgen kann, seit ich zuerst in eine öffentliche Schule kam und als ein frühreifer, überreizter Knabe so Manche, die zweimal so alt waren wie ich, wenigstens scheinbar übertraf. Ich begehrte Leute, die ich mir geistig ebenbürtig halten konnte, wenn ich mich hingeben sollte, und habe außer Schierenberg Keinen dafür anerkennen mögen; so bin ich einsam ein Mann geworden. — Wenn Du Dir von der Mutter das Heftchen Verse geben lässest, so wirst Du darin zwei Grabschriften finden. Wem sie gelten sollen, beide gleich sehr, ist kein Räthsel; dort ist grell, aber gewiß auch wahr und vielleicht deutlicher dasselbe ausgesprochen wie hier. Ich habe die Sache oben Hochmuth genannt und damit ausgesprochen, was ich davon halte; neben dem verkehrten Sündlichen ist aber auch wohl ein besserer Bestandtheil darin. Der Weg zur Heilung, an den ich glaube, ist das Evangelium."

Der andere Brief trägt das Datum des 21. Februar 1833. „Dinstag Abend war ich in einem Koncert. Da es sehr voll war, hatte ich Gelegenheit, sämmtliche Soester Damen durchzumustern und fand, daß es doch weit eher möglich sei, daß Du bei ihnen Deine Rechnung fändest, als ich bei unsern Männern, und zwar nicht bloß, weil Du bescheidener bist wie ich. Ich fand wirklich eine leidliche Zahl junger Frauen und Mädchen heraus, zu denen ich das Vorurtheil hegte, daß Du gerne und freundlich mit ihnen verkehren könntest, während ich — bis jetzt Keinen weiß, mit dem ich hoffen könnte, es zu vollem und eigentlichem Gedankentausch zu bringen. Zwar was den Hochmuth betrifft, kann ich Dir ernstlich versichern, daß ich mich im Vergleich zu Dem, was vor sechs Monaten in dieser Beziehung in mir war, sehr wesentlich gebessert finde.

„Neulich spielte ich Karten mit einer hochbejahrten Chanoinesse, einer ziemlich alten Wittwe und deren junger Nichte, die Du vielleicht auch recht freundlich finden wirst. Während ich mit großem

Anstand und Fassung acht Kreuzer verlor, fragte mich die Chanoinesse, welche beiläufig gesagt, aus Worms gebürtig ist, was man (das heißt Du) in Heidelberg für Kartenspiele übe. Mein Schrecken war nicht klein. Hätte ich meine Vermuthung, daß Du gar keins verstehst, frei ausgesprochen, so wäre der Schimpf auf mich zurückgefallen. Ich gab also eine ausweichende Antwort. Sage mir doch, was ich künftig sagen soll. Muß ich Deine Unbrauchbarkeit für die Société gestehen und darauf vorbereiten, oder steht es nicht so schlimm mit Dir, wie ich fürchte?"

Längere Überlegungen und wiederholte Anfragen bei den Steuerbehörden erforderte der Transport der Ausstattung der Braut von Heidelberg nach Soest, welcher durch die damals noch bestehenden Binnenzölle an bestimmte Vorschriften gebunden war. Auch eine andere Angelegenheit beschäftigte Landfermann lebhaft im Frühjahr 1833. Die günstige Aufnahme, welche seine Arbeit über das ciceronianische Zeitalter bei der Prüfungskommission gefunden hatte, hatte in ihm den Gedanken angeregt, sie in erweiterter Gestalt zu veröffentlichen. Als er aber erfuhr, daß Drumann in Königsberg sich mit demselben Thema beschäftigte, gab er diesen Plan auf und begnügte sich, den ersten Theil seiner Abhandlung der philosophischen Fakultät in Jena als Doktorarbeit einzureichen. Diese verlieh ihm dafür am 24. April die philosophische Doktorwürde. Ihm war der neue Titel besonders lieb mit Rücksicht auf die bald einziehende junge Gattin, der auf diese Weise die nach etwas umständlicher Soester Sitte unvermeidliche Anrede „Frau Gymnasial-Oberlehrerin" erspart wurde.

Am 28. Mai 1833 führte Landfermann seine junge Frau heim. Die Trauung vollzog der Schwager, Pfarrer Hörner, in der Kirche zu Hochsachsen. Dann fuhr man zurück nach Heidelberg, wo die weiteren Hochzeitsfeierlichkeiten stattfanden, bei denen auch die alten Freunde, besonders von der Magdeburger Citadelle,

sich in poetischen Grüßen und Ansprachen hervorthaten. Eine liebevolle Zuschrift sandte die alte Freundin des Winter'schen Hauses, Ernestine Voß, die Wittwe des Dichters.

Über das neue Heim mögen folgende Auszüge aus tagebuchartigen Briefen Landfermann's an die Schwiegereltern in Heidelberg als Bericht dienen:

„Juli 1833. Liebe Eltern! Ihr sollt auch von mir wieder hören, wie heiter und froh wir sind, ganz so wie Ihr es uns nur wünschen könnt; es ist nichts da, was uns die Freude der Gegenwart und die Hoffnung der fröhlichsten Zukunft verkümmern könnte. Namentlich würdet Ihr Euch auch daran vergnügen, wenn Ihr sehen könntet, wie wohlthuend der junge Hausstand auf meine Eltern wirkt; meine Mutter kann mir nicht genug sagen, wie sie sich daran freue; mein Vater verjüngt sich wahrhaft an uns und auch für meine Geschwister darf ich mir viel Gutes nur davon versprechen."

„Heute haben wir beschlossen, unsere gemeinsame Lektüre so einzurichten, daß sie auch in meine amtlichen Leistungen hineingreift. Da die Geschichtsvorträge die meiste Vorbereitung von mir fordern und die Hausfrau vor schwerfälligen Geschichtsbüchern sich just nicht fürchtet, so wird das ganz gut angehen."

„Den Dinstag Abend bringen immer einige junge Leute, Schüler, die der Universität nahe sind, bei uns zu; bei einer Tasse Thee wird Allerlei gesprochen und dann wohl ein paar Stunden aus irgend einem alten lateinischen Buch übertragen, wobei die Hausfrau mit ihrer Arbeit gerne zuhört und Acht giebt, ob etwas aus dem lateinischen Kram für sie abfällt. So ist unser Leben wohl ziemlich einförmig, aber doch so, daß Ihr Euch immer mit uns daran freuen würdet."

„Aber das Altdeutsche findet bei uns eine besonders herzliche Aufnahme, und es wäre schwer zu sagen, wer von uns Beiden mehr darauf versessen wäre. So viel ist gewiß, daß die geschichtliche Lektüre etwas beeinträchtigt wird. Schon ist außer den Nibelungen ein großer Theil des Heldenbuches, namentlich Etzel's Hofhaltung, das Rosengartenlied, Ecken Ausfahrt und Alphart's Tod gelesen, worunter am meisten das Letztere gefiel. Ich bringe außer dem, was ich selbst besitze, noch alle möglichen altdeutschen Sachen von der Bibliothek herbei, deren Verwalter ich bin, und als ich neulich dort eine schöne Pergamenthandschrift von Wolfram von Eschenbach entdeckte, war ich einige Tage ganz närrisch. Unter dem Allen leidet weder Gymnasium noch Küche."

„Zur besonderen Unterhaltung und als bestes Mittel gegen alles Heimweh fand sich ein Schüler für die Hausfrau, die dabei ihre Neigung zu unterrichten vollkommen befriedigen kann. Eine uns entfernt verwandte Pfarrwittwe, die in großer Dürftigkeit eine Stunde von Soest lebt, frug mich um Rath wegen ihres fünfzehnjährigen noch sehr wenig unterrichteten Sohnes, der Hoffnung auf eine gute Stelle in einem großen Wormser Handlungshause hätte, wenn er etwas Englisch und Französisch verstünde, um kaufmännische Briefe zu schreiben. Wir boten ihm an, wenn er den Weg nicht scheute, jeden Morgen zwei Stunden zu kommen; er fand eine willige und eifrige Lehrerin, und bei der Einrichtung mit doppelten Heften geht die Sache aufs beste und wird der sehr fleißige Junge in 6–8 Monaten wohl seine Zwecke erreichen."

„Nach Beendigung der Voß'schen Briefe wurden noch alle vorhandenen Vossiana herbeigeholt. Voß' Todesstunden von Paulus, Görres über Voß' Todtenfeier, endlich, um ein Gegengewicht über Görres zu haben, die Schrift von Voß: ‚Wie ward Stollberg ein Unfreier?' Wir erfreuten uns Beide der auf diese Weise erlangten

Gründlichkeit und Vollständigkeit. Daneben gehen die historischen Abende ihren Gang; auch für philosophisch-religiöse Schriften von Göschel findet sich zuweilen einige Zeit. Von Zeitungen kommen nur die Dorfzeitung und eine sehr dürftige Elberfelder Zeitung zu uns. Dagegen wird in unsern englischen Stunden ein Buch gelesen, von welchem Schlosser sagt, daß es auf die Entwicklung des konstitutionellen Liberalismus mehr Einfluß in höheren Kreisen geübt habe als irgend ein anderes: ‚die Briefe des Junius'. Der Tagespolitik gehört es freilich nicht an, denn es ist schon sechzig Jahre alt."

„Gestern gedachte der Hausherr mit allerlei sonderbaren Gedanken, wie er an diesem Tage vor zwölf Jahren in den Jünglingsbund aufgenommen wurde!"

„13. Juli 1833. Wir haben kürzlich mehrere besondere Freudentage gehabt, und während wir so froh und heiter waren, habt Ihr durch T.'s Verhaftung unangenehme Augenblicke erlebt. Ich weiß noch zu wenig von der Sache, als daß ich mir ein Urtheil zutrauen könnte, und kenne nur zu gut die blinde Demagogenriecherei, aber auf keinen Fall ist von T. je Etwas ausgegangen, worüber wir uns bleibend zu betrüben hätten."

„Die erste Nachricht von T. nahm ich mit der Ruhe eines Mannes auf, welchem dergleichen Ereignisse alltägliche Kleinigkeiten geworden sind. Die Hausfrau wußte sich zwar nicht sogleich auf diesen großartigen Standpunkt zu erheben, fand aber bald in kluger Überlegung, daß es doch für T.'s Ausbildung als Untersuchungsrichter sehr vortheilhaft sein könne, den Eindruck eines Verhörs auf das Gemüth selbst an sich zu erleben. Bald kam man dazu, sich den Eindruck der Sache auf einzelne Hausgenossen auszumalen."

„Das Sprichwort, über welches neulich von den Brüdern mit einiger Ironie angefragt wurde, ist uns wohl bekannt, obgleich es aus begreiflichen Ursachen hier zu Lande nicht erwähnt wird. Es lautet:

Schlecht Brot, dünn Bier, lange Meilen sunt in Westfalia
Sinon vis credere, so lauf da.

Über die Entstehung ist nichts Näheres bekannt; wegen der Vermischung des Deutschen und Lateinischen ist aber wahrscheinlich, daß es zu einer Zeit entstand, als Römer hier waren, und diese haben bekanntlich alle Ursache gehabt, über die Unwirthlichkeit und schlechte Gastfreundschaft von Westfalen zu klagen, da dieses sich der Mühe unterzog, die Schulden von ganz Deutschland auszuzahlen."

„Recht froh und vollständig genossen wir den Besuch eines lang bewährten Freundes, Schierenberg, Gymnasiallehrers in Detmold, der neun Tage bei uns war. Die Hausfrau nationalisirt sich zusehends."

„24. November 1833. Ungern hat das Tagebuch eine Gegenbemerkung über den neulich mitgetheilten Korrespondent-Artikel vermißt, dessen Mittheilung den Zweck hatte, zu zeigen, daß auch hier ein reges Leben ist. Überhaupt verändert sich ja mit dem Standpunkt immer auch der Gesichtskreis, natürlich sieht man also in Soest Manches, was man in Heidelberg nicht sieht, und umgekehrt. Zugegeben muß übrigens auf gewisse Anzüglichkeiten werden, daß man die Neugierde mitunter langsamer und dürftiger in Soest befriedigt als in Heidelberg, die Wißbegierde aber vollkommen so gut in Preußen als in irgend einem andern Lande befriedigen kann."

„December 1833. Der neue Titel der Hausfrau ‚Vermißte

Mistreß', statt des alten brüderlichen ,Miss', wird freundlichst aufgenommen. Wenn das Tagebuch nun noch von der Heldenthat berichtet hat, daß eine ganze Reihe Besuche, deren Versäumnis uns fast in den Verdacht der Menschenfeindschaft gebracht hätte, rasch und kühn abgemacht sind, so verabschiedet es sich für dieses Jahr. Möge der zweite Jahrgang beiderseits wohlgenährt, frisch und munter sein."

„18. Januar 1834. In der ersten Woche des neuen Jahres wurden wir oft durch einen sehr werthen Besuch erfreut. Der Assessor Cappel aus Schwelm holte seine Frau bei ihren hiesigen Eltern wieder ab und kehrte fast täglich für einige Stunden bei uns ein. Seit der Hausherr 1815 Cappel als Mitschüler kennen lernte, hat ein gesegneter Verkehr zwischen ihnen bestanden. 1820 gingen sie zusammen nach Göttingen, wohnten dort ein Jahr auf demselben Zimmer, lebten später noch $1^1/_2$ Jahr in Heidelberg viel zusammen und erneuten 1829 das alte Verhältnis. Cappel hat fast mehr und wohlthätigeren Einfluß auf ihn geübt als sonst irgend ein Mensch. So waren diese Besuche für ihn hoch erfreulich und die eheliche Gütergemeinschaft machte sich auch hier geltend. Namentlich traf es sich am 6. Januar, als eine amtliche Konferenz den Hausherrn ferne hielt, daß Cappel fast volle vier Stunden mit der Hausfrau verweilte. Die Politik und Polen waren ihr Gespräch, und da Cappel's Politik sich streng auf die Worte Römerbrief Kap. 13, Vers 1 und 2 gründete, so hatte das Gespräch kein ganz friedliches sein können. Die Hausfrau ließ sich aber nicht irre machen, und als sie nicht ganz fertig werden konnte, gab sie Cappel ihren Mickiewicz zu lesen. Dafür hatte sie die Satisfaktion, daß Cappel später erklärte, die Gespräche nöthigten ihn, seine politischen Grundsätze einer neuen Prüfung zu unterwerfen."

„Die poetischen Abende greifen noch immer viel in die historischen ein, und noch lange wird in ihnen das Altdeutsche vorherrschen. Es hat bereits so tief in unser Leben eingegriffen, daß Alles Namen aus den Nibelungen und dem Heldenbuch trägt. So ist die Hausfrau zur Frau Ute geworden, was einen schönen Reim giebt, und der Hausherr heißt dafür Hildebrand. Anlaß gab dazu Hildebrand's Abschied von Frau Ute, als er in den Streit zieht. Die Stelle wird allen jüngeren Familiengliedern, besonders den Junggesellen zum Nachlesen empfohlen, sie steht im Riesen Siegenot Strophe 125–131. Frauendienst von Ulrich von Lichtenstein und Tristan und Isolde ließen wir bald wieder liegen, da es weniger gefiel."

„Am 8. Februar, als der Hausherr Mittags heimkam, trägt ihm Frau Ute ein Billet folgenden Inhalts entgegen:

> Zu einem Austernschmaus im Dudelsack wird Dr. Landfermann eingeladen von Dr. Sauverty.

Der Dudelsack ist Voßwinkel's Gasthaus. Er trug Bedenken hinzugehen, Sie aber bestand darauf und Er ließ sich gern bereden und war unschuldig, daß Sie bis 1 Uhr in der Nacht auf ihren Ritter warten mußte."

Den Beschluß dieser Mittheilungen möge ein flüchtiger Abschiedsgruß der Schwiegermutter von der ersten Station ihrer Rückkehr bilden, als sie von Oktober 1834 bis Februar 1835 bei ihren Soester Kindern verweilt und den ersten Enkelsohn hatte begrüßen und pflegen helfen:

„Hemer, 17. Februar 1835. Mein lieber Sohn Dietrich! Ich schaue im Geist in Euer freundliches Heim zurück, denke mir wie Ihr drei jetzt wohl zusammen seid und mein liebes Enkelkind durch des Vaters Musik aufgefordert so fröhlich lacht. Wie dachte ich dabei immer dankbar an den lieben Gott, und bei der Erinnerung erheben sich meine Wünsche für Euch zu ihm. Mit

Dank und Segen habe ich Euer Haus verlassen, nicht allein gegen den Geber alles Guten, sondern auch gegen Euch, durch deren Glück, Liebe und Vertrauen mir so schöne Freuden wurden, — aber auch mit tiefem Schmerz bin ich geschieden, und kaum wollten mich meine Füße von dem friedlichen stillen Aufenthalt wegtragen. Aber der Kummer wäre ein schlechter Dank für so viel Gutes, wenn ich ihn festhalten wollte, nein, es soll mir mein Leben bei Euch ein heiteres Bild werden, bei dessen Anschauen mir immer das Herz aufgehen wird."

Reich an Arbeit aller Art war sonach die Soester Zeit. Landfermann's Bestreben war, wie er selbst einmal sagt, in seinen Disciplinen nicht nur zu voller Sicherheit zu kommen, sondern gleichsam darin sich wie zu Hause zu fühlen. Neben der Arbeit aber, welche er den Unterrichtsfächern Homer, Äschylus, Cicero, Tacitus und Horaz zuwandte, beschäftigte ihn auch der Gedanke, eine Geschichte der Stadt Soest zu schreiben, doch ist es über eine reiche Materialiensammlung nicht hinaus gekommen. Endlich erheischte auch die zunehmende Schwäche der Eltern, daß er sich der Verwaltung des väterlichen Vermögens unterzog, die ihm wiederholt Mühe verursachte.

Eine vorübergehende Möglichkeit, die Stellung in Soest mit einer besseren in Wesel zu vertauschen, hatte sich schon im Herbst 1832 geboten, indeß waren darüber nur vorläufige Eröffnungen erfolgt. Im Frühjahr 1833 vermuthlich (der Brief ist ohne Datum) machte Schlosser Landfermann darauf aufmerksam, daß sein Freund Eilers, der Direktor des Kreuznacher Gymnasiums, als Provinzialschulrath nach Koblenz versetzt sei; Landfermann möge sich ihm vorstellen, auch Schlosser selbst wolle mit Eilers seinetwegen sprechen.

Schon im Herbst 1833 konnte ihm Eilers eine Aussicht auf die erste Oberlehrerstelle in Wesel eröffnen; da aber Landfermann

den Wunsch geäußert hatte, nicht zu fern von Heidelberg zu bleiben, so ließ man den Plan fallen. Auch die Absicht Eilers', Landfermann die Leitung des Elberfelder Gymnasiums zu übertragen, kam wegen der über den Staatszuschuß mit der Regierung geführten Verhandlungen nicht zur Ausführung. Dagegen konnte ihm Eilers im Mai 1835 mittheilen, daß er ihn für die zum Herbst d. J. frei werdende Stelle eines Direktors des Gymnasiums und der Realschule in Duisburg bei dem Ministerium vorschlagen werde, mit welcher damals ein Gehalt von 800 Thalern nebst freier Wohnung verbunden war. Unter dem 27. Juli wurde er benachrichtigt, daß das Ministerium ihm das Direktorat übertragen wolle, sofern er seine Befähigung zu dieser in dem vorschriftsmäßigen Kolloquium darthue. Die Prüfungskommission in Münster, welche ersucht war, die Prüfung zu übernehmen, stattete über diese einen sehr günstigen Bericht ab und erklärte zugleich, daß ihm die Leitung eines Gymnasiums mit der Aussicht auf einen glücklichen Erfolg ohne Bedenken übertragen werden könne.

Landfermann nahm von seiner Soester Wirksamkeit am 24. September 1835 mit folgender Ansprache Abschied:

„Unter den Abiturienten des heutigen Tages habe denn auch ich ein Abschiedswort zu sagen. Ich bin ja auch ein Abiturient, ich werde ja auch von der Anstalt scheiden, der ich viertehalb Jahre angehört habe, die auch für mich in vielen der wichtigsten Beziehungen eine Bildungsstufe, eine Schule gewesen ist, — von der Stadt, die mich groß gezogen hat, der der bedeutendste Theil der Leistungen meines männlichen Alters angehört. Und wenn für alle unsere Abiturienten ein nachdenklicher Moment gekommen ist, so liegt es mir nicht minder nahe, scheidend einen Rückblick auf die abgelaufene Zeit zu werfen.

„Die Leistungen eines Schulmanns bewegen sich in stillen und unscheinbaren Kreisen; seine Freude und seine Ehre hat er nicht auf dem Markt des Lebens zu suchen; die Anerkennung der

Welt wird hier eben so oft, wenn nicht öfter, hohler Charlatanerie als ruhiger Pflichttreue; dieses Forum ist nicht das des Schulmanns. Aber wenn er sich nicht regieren läßt von dem Winde wechselnder Tagesmeinungen, wenn er nicht arbeitet um der Anerkennung der Welt willen, so wird er doch dankbar sich freuen, wenn sie ungesucht ihm zu Theil wird. Mir ist während meiner hiesigen amtlichen Wirksamkeit so viel freundliche Theilnahme, so unverkürztes Wohlwollen wie in allen bürgerlichen, allgemeinen Verhältnissen, so auch besonders in meinem Schulleben geworden, solch' ehrendes Vertrauen ist meinen Leistungen entgegengekommen, so aufmunternde Anerkennung hat sie begleitet, daß ich nur mit freudigem Herzen meinen Dank auszusprechen habe für all dieses Gute, das mir so reichlich widerfahren ist; meinen Dank meinen bisherigen Mitbürgern, Allen die an dem Ergehen dieser Anstalt günstigen Antheil nahmen, und vornehmlich dem verehrten Kuratorium, in dessen Theilnahme an meinen Leistungen ich so manches Mal Freude und Aufmunterung gefunden habe.

„Und Sie, meine werthen und lieben Amtsgenossen: als ich Sie vor viertehalb Jahren zum ersten Mal an dieser Stelle begrüßte, da sprach ich meine Hoffnung auf Ihr Wohlwollen, auf Ihr Vertrauen aus, — und ich habe nicht vergeblich gehofft. Wo eine Zahl gutgesinnter und verständiger Männer gemeinsam ein Ziel zu verfolgen hat, das nur in organischer Vereintheit mit Gedeihen erstrebt werden kann, so bildet das gemeinsame Streben nothwendig ein Band höherer und innigerer Art, als sonst ein bloß äußerliches Nebeneinanderstehen. Und ein solches Band hat auch hier sich erfreulich gebildet. Manche Mühen und Freuden unseres Amtes haben wir getheilt, auch Sorge und Ärgernis haben wir mehr als einmal einmüthig bestanden, und viel fruchtbare Anregungen werde ich dankbar in mein künftiges Leben aus meinem Zusammenwirken mit Ihnen, verehrter Herr Direktor und meinen übrigen werthen Amtsgenossen, mit herübernehmen. Aber nicht

nur dieses schöne Band amtlichen Zusammenwirkens hat uns bisher verbunden, auch der schönsten allgemein menschlichen Verhältnisse von Achtung, Vertrauen und Liebe habe ich in dieser Abschiedsstunde dankbar zu gedenken, und ich darf die frohe Zuversicht aussprechen, daß diesen Allen Etwas tief zu Grunde liege, was die Trennung nachhaltig überdauern wird.

„Euch aber, Ihr Schüler dieser Anstalt, Euch vornehmlich gelte dieses Abschiedswort: um Euretwillen war ich ja hier, und vor Allem nach dem, was ich Euch gewesen, ist mein Wirken zu würdigen und zu messen. Es ist der Jugend eigen, sich frei und rasch gehen zu lassen in Neigung und Urtheil; es ist ihr schönes Bedürfnis, sich hinzugeben in Liebe, Dank und Achtung, zumal an den Lehrer, der ihr in so vielen und so zarten Beziehungen nahe ist: nur große Herzenshärtigkeit oder große Unfähigkeit kann dieses jugendliche Entgegenkommen von sich stoßen oder verscherzen. Gern überlasse ich mich dem Glauben, daß ich unter Euch Liebe und Dank und Achtung gefunden habe, daß Manche unter Euch mich ungern ziehen sehen, daß Eure Wünsche mich begleiten werden. Doch Euer Urtheil wie Eure Neigung ist nicht nur warm und leicht und rasch, es ist auch veränderlich, flüchtig, unklar, und der Maßstab, den Ihr jetzt an mich legt, ist so wenig ein zuverlässiger und genügender, wie er ein bleibender sein wird. Aber es wird die Zeit kommen, wo Manche unter Euch zu Männern gereift sein werden, wo Euer Urtheil wie Eure Neigung auf festeren Füßen stehen und sich der Wirklichkeit der Dinge mehr nähern wird als jetzt. Wird mir dann ein freundliches Andenken bei Einigen von Euch geblieben sein? Wenn Einer und der Andere von Euch als Mann die Erinnerung sich bewahren kann, daß ich mitgeholfen habe, seinen Geist zu wecken und zu stärken, wenn Einer und der Andere sich bewußt wäre, daß auch ich ihn gefördert in der Kenntnis unseres theuern Griechenlands und des gesammten Alterthums, in der Erkenntnis der Geschichte der Menschheit und ihres bangen

vieltausendjährigen Ringens nach einem dauerhaften und gesegneten Zustande gesetzlicher Freiheit, nach freier und voller Entfaltung aller ihrer Kräfte in Staat und Kunst und Wissenschaft, wenn er sich erinnern könnte, daß auch ich ihn eingeführt in die Bekanntschaft und Liebe zu der alten Mutter, die uns alle am Herzen getragen hat, zu unserm deutschen Vaterlande, — dann würde ich eher glauben dürfen, nicht vergeblich unter Euch gelebt zu haben.

„Für Eins aber vor Allem wünschte ich auf solche dereinstige Erinnerung hoffen zu dürfen. Wir haben unsern menschlichen Brüdern nichts Besseres, ja eigentlich gar nichts Anderes zu geben als uns selbst: das Höchste aber, was ein Mensch dem andern sein kann, ist ihm das zu sein, je nach dem Maß seiner Gaben, was einst Johannes der Täufer war, ein Vorläufer, Einer der den Weg bereitet für Den, der gern in alle Herzen einziehen will, um sie zu reinigen und zu erneuen. Möchte ich auch in dieser Beziehung Einigen unter Euch etwas gewesen sein. Möchte dem Einen und dem Andern von Euch dereinst seine Erinnerung sagen, daß auch ich ein Werkzeug gewesen sei, ihm zu verhelfen zu der rechten Erkenntnis der rechten Noth, und daß er dennoch nicht zu erschrecken und zu verzagen brauche, wenn er sich zu dem Einen wendet, der der Welt Sünde trägt und des Lebens Mangel ausfüllt mit dem, was ewig steht.

„Von Eurer jetzigen Gesinnung zu mir habe ich mich auf Euer künftiges Mannesurtheil berufen. Euch aber gebe ich schon jetzt frei und gern das Zeugnis, daß ich Vielen unter Euch zu danken habe für die Freude, die ich mit ihnen gehabt, für die Anregung und Ermunterung, die ich in ihrem regen Fleiß gefunden habe.

„Und nun spreche ich noch meine warmen Wünsche für diese Anstalt aus. Mögen ihre Zöglinge immer mehr in ihrer Pflicht ihre Lust und in der Erkenntnis ihre Freude finden; mögen sie immer mehr die Wissenschaft suchen, nicht weil sie sollen, sondern weil das Licht schön ist und des Menschen würdig und die Finster-

nis häßlich und unwürdig; mögen sie immer mehr ihre Erholung in frischer jugendlicher Fröhlichkeit, immer seltener in dumpfer plumper Roheit finden. — Mögen die Lehrer dieser Anstalt immer einen Verein darstellen zu einträchtigem, eifrigem und gedeihlichem Wirken; mag in dieser Stadt nie die hohe und würdige Gesinnung ohne kräftige Vertreter sein, die vor dreihundert Jahren diese Anstalt ins Leben rief, — mögen diese Schüler immer mehr in allen ihren Umgebungen ein Vorbild edler, würdiger und frommer Sitte finden."

Duisburg.

Anfang Oktober 1835 siedelte Landfermann mit seiner Familie nach Duisburg über. Am 21. desselben Monats wurde er durch Eilers in sein neues Amt eingeführt. Aus seiner Antrittsrede theilen wir Folgendes mit:

„Indem ich zum ersten Mal in Verhältnissen auftrete, die mir ebenso neu sind, wie ich es ihnen bin, möchte ich vor Allem es vermeiden, Erwartungen durch meine Worte zu erregen, deren Erfüllung, auch wenn sie mäßig und billig sind, wie es menschliche Erwartungen nicht immer sind, lediglich in Gottes Hand steht. Nicht von Leistungen, zu denen man sich zuversichtlich anheischig macht, von Resultaten, deren Gewinnung mit Sicherheit sich voraussagen ließe, darf im jetzigen Augenblick die Rede sein. Erst wenn es mir über Jahr und Tag vergönnt sein wird, vor den verehrten Vorgesetzten und Freunden dieser Anstalt wieder an dieser Stelle zu stehen, wird es an der Zeit sein, von vorliegenden Leistungen, von Resultaten, zu deren Gewinnung vielleicht ein Anfang gemacht wäre, zu reden. Die Rechenschaft muß dem Haushalt nachfolgen, nicht ihm vorausgehen.

„In diesem Augenblick darf ich nur davon reden, wie sich mein Beruf in meiner bisherigen Erfahrung und Erkenntnis mir dar-

gestellt hat, was ich in demselben für mein Manrestheil zu leisten und zu erreichen wünsche.

„Die Stellung eines Schulmanns, zu keiner Zeit mit behaglicher Ruhe vereinbar, ist in unseren Tagen eine besonders schwierige geworden für den, der nicht gedankenlos in vorgeschriebenen Bahnen sich bewegen kann, sondern einerseits dem von oben her gegebenen Impuls denkend und begreifend nachstreben, anderseits als Einzelner für sein bescheiden Theil von unten herauf mitwirken möchte zu heilbringender würdiger Gestaltung des Schulwesens.

„Und nicht in äußerlichen materiellen Verhältnissen ist diese Schwierigkeit zu suchen, sie ist vorzugsweise, ja fast ausschließlich geistiger Natur. Wer könnte verkennen, daß in unserm deutschen Vaterlande fast überall nach dem edlen Vorbilde unseres Staates die Überzeugung durchgedrungen und zur Verwirklichung gediehen ist, daß einer der ersten Hebel eines tüchtigen Schulwesens, und zugleich derjenige, den die Staatsgewalt am leichtesten und sichersten handhaben kann, eine befriedigende äußerliche Stellung der Schule, eine Entfernung von Sorge und Hemmung durch Verkümmerung des leiblichen Daseins ist, — wer könnte auch verkennen, daß der gesunde Theil der Nation diesem Streben der Staatsgewalt überall auf die ehrenwertheste Weise entgegenkommt. Und wenn dennoch noch allerwärts viel, sehr viel zu wünschen übrig bleibt in dieser Beziehung, wenn es das Los des Menschengeschlechts zu sein scheint, daß immer und überall die Befriedigung der materiellen Anforderungen des Lebens in Krieg und Frieden dringlicher erscheint und eher ihre Erledigung findet als das Bedürfnis der stillen und unscheinbaren Schule, überhaupt des geistigen Lebens, so muß der Schulmann, den ein innerer Beruf in sein Amt geführt hat, wenn irgend Einer, es wissen, daß er seine Ehre und seine Freude in einer reicheren Quelle zu suchen hat, als in dem Lohn, wie ihn die Welt giebt.

„Nicht äußerliche Verhältnisse also sind es, die wir im Auge

haben, wenn wir von den besonderen Schwierigkeiten reden, die dem Schulmann in gegenwärtiger Zeit entgegen treten. Die gährende Bewegung der Geister, die, lange still und verborgen wirkend, nur an einzelnen Punkten hervorzuckte, nun aber seit einem halben Jahrhundert ganz Europa offen in seinem innersten Leben aufregt, wie ein zündendes und zerstörendes, aber auch durch Gottes Gnadenführung luftreinigendes und erneuendes Gewitter, sie hat die Kirche wie den Staat, die Wissenschaft wie die Industrie unwiderstehlich ergriffen; wie hätte sich die Schule erwehren können, in ihre Kreise hineingezogen zu werden: auch sie hat die Einwirkungen der Zeit im reichsten Maße erfahren müssen. Jahrhunderte lang hatte sich das höhere Schulwesen in gewohnten und vertrauten Bahnen bewegt und besonders in unserem Vaterlande sich auf derselben Grundlage behauptet, die einst Melanchthon legte. Nur im Einzelnen, zumal in der Methode, waren wechselnde Modifikationen eingetreten, das Fundament hatte den ab- und zufluthenden Tagesmeinungen getrotzt, das Studium der Grammatik und des Alterthums, der Mathematik und der Geschichte hatte sich mit immer verjüngter Kraft in dem Rang der edelsten Bildungsmittel behauptet, den ihnen Melanchthon's Wort gesichert hatte, und die Schulzucht, obschon oft in den Jammer einer äußerlichen peinlichen Legalität sich verirrend und manchmal auch schon dem Pseudo-Evangelium von freier Entwicklung des natürlichen Menschen huldigend, hatte sich doch immer wieder zu dem Grundsatz zurückgefunden, daß eine freundliche aber scharfe gesetzliche Zucht vorbereiten müsse zu der innerlichen Reinigung und Erneuung der Herzen.

„Aber gegenwärtig steht es anders mit der Schule: die Zeit beharrender Sicherheit ist für sie abgelaufen, eine Aufregung ist in sie eingedrungen, nur der vergleichbar die sich zeigte, als in dem Kampf der obscurorum virorum mit den Humanisten vor Jahrhunderten eine abgestorbene Bildung, deren Zeit erfüllet war,

ihr Scheindasein gegen eine lebendige neue Bildung, gegen das Werdende und sein unabweisliches Recht verfocht.

„Zunächst nun haben sich die Früchte dieser Aufregung in der Revolution der Begriffe über die zweckmäßigsten Lehrobjekte gezeigt. An die Spitze aller Bildungsmittel hatte das neuere Europa das Studium des Alterthums, des griechischen und römischen Alterthums gestellt, und hielt diese seine Wahl durch eine vielhundertjährige Erfahrung gerechtfertigt und über allen Einspruch erhaben. — Dem ist nicht mehr so. — Nicht nur der Vorrang, als das eminenteste Bildungsmittel zu gelten, ist diesen Studien von tausend und abertausend Stimmen streitig gemacht, es ist sogar laut und erfolgreich in Zweifel gezogen worden, ob sie überhaupt unter den allgemeinen Bildungsmitteln des modernen Europas noch eine Stelle einnehmen könnten. Und während diese Frage allein mehr als genügen konnte, die Schule in sich selber irre und haltungslos zu machen, so hat die Erweiterung und gesteigerte Entwicklung des europäischen Lebens einen ganzen Cyklus neuer, bis dahin nur als zur speciellsten Berufsbildung gehörig betrachteter Bildungsmittel der Schule zugeführt, mit dem dringenden Ansinnen, dieselben bei sich aufzunehmen, ja ihnen die Hauptstelle einzuräumen. Und in gleicher Weise, zum Theil durch Rückwirkung dieser ersten Veränderung der Ansichten, befinden sich die Begriffe über die übrigen herkömmlichen Objekte des höheren Schulunterrichts, über ihren Zweck, ihren Umfang, ihre Methode in einem Zustand des allerbedenklichsten Schwankens. Fragen wir aber, wie es sich mit den herrschenden Ansichten, den leitenden Grundsätzen für den anderen Theil des Schullebens, für die Schulzucht, in unserer Zeit verhält, so finden wir hier keine größere Sicherheit, keine erfreulichere Klarheit und Eintracht der Begriffe. Zwar scheint sich die Theorie immer mehr dahin zu koncentriren, daß eine freundliche aber ernste Zucht die größte Wohlthat ist, die man der Jugend erweisen kann. Aber zwischen der Theorie und der Ausübung liegt nur zu oft eine

große Kluft, und wenn die großen Kardinalfragen über die Grundnatur des Menschen, wie über das wahrhafte Verhältnis der Gesinnung, des Glaubens, als der Wurzel alles geistigen Lebens, zu den gelegentlichen Früchten, den Werken, über das Verhältnis zwischen innerer Heiligung und äußerer Legalität, wenn diese Fragen zwar wieder aus gleichgültiger Vergessenheit hervorgerufen sind, aber noch zur Zeit in den schneidendsten Gegensätzen beantwortet werden, wie ließe sich dann Einheit und Klarheit der Begriffe über die Schulzucht erwarten, deren oberste Grundsätze mit der Beantwortung jener Fragen stehen und fallen?

„Eins dürfen wir endlich nicht übergehen in diesen Andeutungen der besonderen Schwierigkeiten des Schulamts in dieser Zeit. Es ist hoch erfreulich, wenn die Schule von dem Antheil der Eltern, der Gemeinde, der Nation in ihren Leistungen begleitet, gefördert, emporgetragen wird. Was wäre auch unerfreulicher, lähmender, als da stumpfer Gleichgültigkeit zu begegnen, wo man auf eifriges Entgegenkommen als unerläßliche Bedingung des Gedeihens rechnen muß? Aber wenn dieser Antheil die Sphäre überschreitet, innerhalb welcher er berechtigt ist, wenn er zu einem Mit- und Absprechen ohne Einsicht und Gründe, zu einem Aufstellen verworrener und sich kreuzender Ansprüche an die Schule wird, dann kann er zwar den Schulmann, welcher weiß, was er will, nicht irre machen, aber er muß ihn stören, hemmen, die beginnende Einsicht aber wird er verwirren. — Mitzureden über das, was man nicht versteht, ist nun zwar ganz und gar nicht die Unart einzelner Zeiten und Individuen, es ist eine allgemein menschliche Unart, aber in Zeiten aufgeregter Bewegung, als welche wir unsere Zeit haben bezeichnen müssen, tritt diese Unart natürlich ganz besonders hervor. Das erfährt das Staatsleben, die Kirche täglich vor unsern Augen, die Schule aber ist diesem Übelstande begreiflich am meisten ausgesetzt, da jedes Haus in seinen Kindern Tag für

Tag in Beziehung zu ihr tritt und darin leicht eine Berechtigung zu keckem Urtheil zu haben vermeint.

„Wenn wir nun die hier nur angedeuteten Erschwerungen unserer Aufgabe vollständig übersehen und mit den bleibenden nicht in besonderen Zeitverhältnissen liegenden Schwierigkeiten unseres Berufs zu einer Gesammtanschauung ausgestalten, so darf uns wohl bedenklich zu Muthe sein über den Umfang unserer Verpflichtungen, über die Größe unserer Verantwortlichkeit: Aber wir wollen uns auch nicht verschweigen, was uns ermuthigen, was uns zu einem freudigen Vorwärts erheben kann.

„Erstlich: wir haben in einer Stadt zu wirken, die seit Jahrhunderten nicht nur einen industriellen Rang mit hohen Ehren behauptet, sondern auch die edelste Blüthe würdigen Bürgerthums, freie allgemeine Bildung, Wissenschaft und geistiges Leben zu pflegen nie versäumt hat. Edler Bürgersinn hat vor Jahrhunderten diese Anstalt gegründet und hat sie erhalten und fortgebildet. Andere Berechtigungen alter municipaler Selbständigkeit haben hier wie anderwärts schwinden müssen vor der großen Umgestaltung aller socialen Verhältnisse. — Der Ehre, diese freie Stätte freier allgemeiner Bildung durch würdige Vertreter aus ihrer eigenen Mitte zu pflegen und mitzuwirken zu ihrer zeitgemäßen Weiterbildung, dieser Ehre hat unsere Stadt sich würdig gezeigt, und darum sie sich erhalten gesehen. Wir haben in einer Stadt zu wirken, die in der nicht erloschenen Erinnerung, welches Kleinod wissenschaftlicher Thätigkeit sie 150 Jahre lang als das erste Geschenk des hohenzollern'schen Herrscherstammes in ihren Mauern bewahrt hat, eine bleibende Mahnung findet, dem Institute von verwandter Bestimmung, welches ihr geblieben ist, die rechte Liebe, den fruchtbaren Antheil zu widmen.

„Wir haben ferner zu wirken in einem Verein frischer, unabgenutzter Lehrerkräfte voll Wirkens und Strebens; wir haben hinter uns eine Reihe würdiger vielverehrter Vorgänger, denen nachzu-

eifern ein edler Sporn ist; wir haben eine Anstalt vor uns, die einen gesegneten Anfang gemacht hat, den bedenklichen Kampf realistischer und humanistischer Bildung in harmonischer Einheit zu vermitteln.

„Wir werden endlich unter den Augen einer Landesbehörde wirken, vor der zu arbeiten Dem, der Liebe und Einsicht zu redlichem Streben mitbringt, eine Freude ist, die vertraut ist aus eigenster Erfahrung mit den Bedingungen und den möglichen Resultaten unserer Leistungen; wir gehören einem Staate an, der seinen Wahlspruch ‚Jedem das Seine' so segensreich und ruhmvoll auch in seinem Verhalten gegen die Schule zu bewahren strebt, dem seine ganze Geschichte und Gegenwart zum lebendigsten Bewußtsein bringt, daß freie allgemeine Bildung seine Grundlage, seine letzte Bedingung ist: wir gehören dem preußischen Staate an.

„Und wenn uns diese Rücksichten vereint zu hoffnungsvollem Vorwärtsschreiten berechtigen, so hat jedes echte Streben, und auch das unsrige, so weit es echt ist, noch einen anderen Anhalt, einen Grund, der nicht von dieser Welt ist: ‚Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.' Auch uns gilt diese Verheißung, auch wir können uns fortan in diesem Namen hier versammeln, auch uns wird unter dieser Bedingung der Beistand dessen nicht fehlen, der ‚wo kein Mensch nicht helfen kann, sich selbst zum Helfer stellt'."

Nachdem sodann in ähnlicher Weise wie in der Soester Antrittsrede der Werth und die Bedeutung der einzelnen Unterrichtsfächer erläutert worden, heißt es weiter:

„Es ist bisher vorzugsweise von dem Kreise der Gymnasialbildung die Rede gewesen. Aber auch die Anstalt, die durch so viele und so ehrenwerthe Bemühungen hoffnungsreich ins Leben gerufen ist, um in harmonischer Einheit mit dem Gymnasium zu bestehen, sie soll, so hoffen wir, auch fortan eine treue Pflege finden, nicht aus fügsamer Nachgiebigkeit,

sondern aus aufrichtiger Anerkennung eines unabweislichen Bedürfnisses. Die Jugend, welcher Lebensverhältnisse und Neigung jene Reise in das Alterthum, überhaupt den Kreis der Gymnasialbildung verschließen, der sei auch fortan an dieser Stätte durch ernstes Zusammenwirken aller Lehrerkräfte volle Gelegenheit geboten, sich aus der Gegenwart zu orientiren für die Gegenwart, durch die Bekanntschaft mit den Sprachen und der Litteratur der uns umgebenden Völker sich zu befähigen, das Leben derselben zu erkennen und mit ihnen zu verkehren; die Natur, ihre Gesetze und Kräfte, und die Art, wie dieselben den Zwecken der Menschheit dienstbar gemacht werden, umfassender zu erkennen. Mit einem Wort, wir hoffen, auch fortan werde unsere Anstalt ohne Beeinträchtigung ihrer anderen Zwecke immer mehr zu einem Mittel sich gestalten, unserer Stadt, unserer nächsten Landschaft auch ihre alte industrielle Ehre zu bewahren, vor Stillstand und Rückschritt schützen zu helfen.

„Aber es giebt auch eine unmittelbare Bildung oder vielmehr Einübung zu der speciellsten Lebensthätigkeit des Einzelnen. Solche Einübung ist unerläßlich und hochlöblich, wenn sie an eine freie allgemeine Bildung zu rechter Zeit sich anschließt, aber unheilvoll und verderblich, wenn sie dieselbe überspringen oder gar an deren Stelle sich setzen und die allgemeine Entwicklung des Geistes und Gemüthes als überflüssig verdrängen will. Ärger als die schmählichste Verstümmelung des Leibes ist dieser Frevel an dem heiligen Recht der Jugend auf allgemeine Entwicklung, denn sie verstümmelt, sie erstickt die Seele. Doch Duisburgs wackere Bürger wissen wohl, daß die Schule solche Einübung nicht geben kann, welche nur die Routine des späteren Lebens mit Erfolg gewährt; sie wissen, daß die Schule, auch wenn sie könnte, sie nicht geben dürfte, ohne sich hart an der ihr anvertrauten Jugend zu versündigen. Wir wünschen unsere Zöglinge alle geschickt und anstellig zu jeder ehrenwerthen Thätigkeit zu entlassen, wir hoffen, der Erfolg wird

unser Streben nicht fruchtlos lassen, aber zu jener übereilenden Verpfuschung der Jugend wird diese Anstalt, auch das hoffen wir, sich nie erniedrigen . . . ."

Die Duisburger Anstalt befand sich, als Landfermann ihre Leitung übernahm, noch in dem Übergangsstadium, welches durch die neuen Lehrpläne und Prüfungsordnungen herbeigeführt war. Die geringe Schülerzahl, 77 im Gymnasium, 29 in den Realklassen, erleichterte die Durchführung der neuen Ordnung, welche sogleich energisch in Angriff genommen wurde. Für den lateinischen Unterricht entwarf Landfermann selbst den Lehrplan, über welchen eingehende Berathungen des Lehrerkollegiums stattfanden. In einem anderen wichtigen Unterrichtsfach, in der Mathematik, bildete die ungleiche Vorbereitung der Schüler der oberen Klassen eine große Hemmung. Durch Errichtung einer Parallelklasse, in welcher die ungenügend vorgebildeten Primaner und Sekundaner vereinigt wurden, suchte man dem Übel zu steuern. Ferner waren die katholischen Schüler der Anstalt, ungefähr ein Fünftel der Gesammtzahl, bisher ohne Religionsunterricht. Das Entgegenkommen des für den Unterricht bestimmten Geistlichen ermöglichte es, diese Lücke auszufüllen, noch ehe die Angelegenheit den langsamen Gang der Regierungsinstanzen durchlaufen hatte.

Wie durch Übernahme des Geschichtsunterrichts trotz einer ohnehin großen Stundenzahl, so bewies auch sonst Landfermann der Realschule seine ganze Sorgfalt; da die drei unteren Klassen beider Anstalten gemeinsam waren, traten immer wieder Gesuche um Befreiung vom lateinischen Unterricht für die Realschüler an den Direktor heran, welche auf Grund einer Ministerialverfügung vom Jahre 1834 abgelehnt wurden.

Der Turnunterricht konnte wieder eingeführt werden, nachdem durch freiwillige Beiträge der Schüler die erforderlichen Geräthe beschafft waren. So konnte Landfermann auch in dem durch die bekannte Schrift des Dr. Lorinser über die seitdem nicht zur Ruhe ge-

langte Überbürdungsfrage veranlaßten Bericht des Lehrerkollegiums darauf hinweisen, daß von diesem, soweit es in seiner Kompetenz liege, alle Rücksicht auf leibliche Gesundheit und geistige Frische der Schüler genommen werde. Sehr mit Recht wurde dann weiter bemerkt, was von gegnerischer Seite stets übersehen wird, daß der geistige und leibliche Gesundheitszustand der Schuljugend „keineswegs durch die Schulen allein oder auch nur vorherrschend bedingt wird, daß diese vielmehr nur ein einzelnes Moment unter vielen hier in Betracht kommenden Einflüssen der allgemeinen Lebensverhältnisse ist. Es würde eine grobe Ungerechtigkeit sein, das was Verkehrtheiten der Familienzucht, eine verweichlichende Erziehung, Beförderung frühreifer, überreizender Theilnahme an gesellschaftlichen Genüssen, was Romanenlektüre und die Unzahl elender Kinderbücher oft genug verschulden mögen, den Schulen zur Last zu legen, welche dagegen ankämpfen, so weit es ihnen irgend möglich ist."

Einem der hier berührten Übelstände, der ungeeigneten Lektüre, suchte Landfermann gleichzeitig durch Gründung einer Schülerbibliothek abzuhelfen. Auch hier war er freilich meist auf freiwillige Gaben angewiesen, eine darauf hinzielende Aufforderung war nicht erfolglos.

Seinem ersten Programm fügte er als wissenschaftliche Beilage eine Abhandlung über Quintilian's Instit. orat. X, 1, 104 bei, in welcher mit sicherer methodischer Kritik die Unhaltbarkeit der bisherigen Erklärungsversuche nachgewiesen und die Beziehung der Stelle auf Domitian vorgeschlagen wurde.

Ungeachtet der durch diese besonderen Verhältnisse erhöhten Anforderungen, welche die Leitung der Schule an seine Arbeitskraft stellte, übernahm Landfermann, außer dem lateinischen Unterricht in Prima, den Homer in Prima und Sekunda, Ovid in Tertia, Geschichte und Geographie in der vereinigten Sekunda und Tertia, so wie in den vereinigten beiden Realklassen. Eine Erweiterung fand dieser Cyklus im Herbst 1837, als er nach dem Ausscheiden

des bisherigen Religionslehrers, Pfarrer Mohn, in dessen Unterricht in den beiden oberen Klassen eintrat. Der Religionsunterricht machte ihm solche Freude, daß er ihn nicht wieder aufgab, und die dabei gesammelten Erfahrungen waren für die später von ihm als Schulrath durchgeführte Regelung dieses Lehrzweiges von besonderer Bedeutung. Er behandelte nach den sehr sorgfältig ausgearbeiteten Heften das Johannesevangelium, den Hebräerbrief u. a., christliche Glaubenslehre und Symbolik nach dem apostolischen Bekenntnis, Erläuterung der Augsburgischen Konfession u. s. w. Dagegen beschränkte er seitdem seinen Unterricht auf Prima, wo er noch die Geschichte übernahm; zur Repetition der alten Geschichte wurden dabei vielfach die lateinischen Sprechübungen verwandt. Daneben fand er indeß noch Zeit, in der Privattöchterschule des Fräulein Wuppermann, der nachmaligen Gattin des ihm nahe befreundeten Professor Hülsmann, in Geschichte, Deutsch und Litteratur zu unterrichten.

Aber auch die andere Seite des Lehrberufs, die er oft genug hervorgehoben, die Zucht, wurde in gewissenhaftester Weise gepflegt. Neben privaten Gesprächen, die er schon früher als ein vorzügliches Mittel für erziehliche und seelsorgerische Einwirkung erkannt hatte, nahm er in seinen Ansprachen, die zum Theil bis ins Einzelne ausgearbeitet vorliegen, wiederholt Gelegenheit, den versammelten Schülern christliche Sitte ans Herz zu legen. Andere Mahnungen betrafen die Theilnahme an verbotenen Verbindungen und demagogischen Umtrieben. Einen besonderen Anlaß bot dazu im Oktober 1837 bei Eröffnung des neuen Schuljahrs eine kurz zuvor ergangene Verfügung gegen die Burschenschaften in Greifswald und Breslau, die sein Gemüth besonders tief berühren mußte. Seinen Primanern aber gab er aus gleicher Veranlassung noch besonders eine eindringliche Ermahnung zu richtigem Verhalten während ihrer Gymnasialzeit und zu angemessener Wahl des Berufes, indem er ihnen das virgilische o mihi praeteritos referat

si Jupiter annos als ernste Warnung erläuterte. Besondere Vorgänge scheinen auch der Grund gewesen zu sein, daß er im Programm des folgenden Jahres (1838) sich an die Bürger der Stadt mit der Bitte wandte, die Schule in der Handhabung der Disciplin zu unterstützen, welche bisher durch die angestammte ehrbare Sitte der Stadt und die vorherrschende Einfachheit der Lebensverhältnisse wesentlich erleichtert sei. Jede harmlose wahrhaft jugendliche Lust solle gefördert, aber dem Übergreifen nach unjugendlichen Genüssen gewehrt, die Zerstreuungen, die nicht nur gründliche Bildung unmöglich machen, sondern auch den Frieden der Seele und die echte Freude tödten, von ihr nach Möglichkeit fern gehalten und sie besonders von der widerlichen Nachäffung studentischer Roheit, diesem Krebsschaden des Jugendlebens auf Gymnasien, rein gehalten werden, wie es bis jetzt gewesen sei. „Manche verehrte Mitbürger haben uns bisher durch wohlwollende Überwachung der Sitten und des Wandels unserer Schüler und durch Mittheilung ihrer Beobachtungen in unserer disciplinarischen Aufgabe aufs freundlichste unterstützt: sollen wir nicht bitten und hoffen, daß dies mehr und mehr geschehe, daß mehr und mehr in unserer Stadt in dieser und ähnlicher Weise wahrhafte Freundlichkeit gegen die Jugend, gegen die unserer Stadt übergebenen auswärtigen Knaben und Jünglinge die edelste Gastfreundschaft geübt werde."

In dasselbe Gebiet fällt die Behandlung der Frage betreffs der Anwendung körperlicher Züchtigung, welche 1837 seitens der Behörde gestellt wurde. In dem Referat darüber heißt es: „körperliche Strafen seien nur als Nothmittel angemessen, wo geistige Einwirkung nicht fruchte, also der Regel nach nur bei den jüngeren Schülern und zwar besonders bei solchen, welche durch frühere verkehrte Einflüsse verstockt geworden, daß aber auch bei diesen die Schule es als ihre Aufgabe betrachten müsse, dieses Nothmittel mehr und mehr entbehrlich zu machen. Es könnten allerdings

auch außerordentliche Fälle vorkommen, wo Äußerungen von Ungehorsam, Widerspenstigkeit, Frechheit und roher Bösartigkeit auch bei Schülern der mittleren und selbst der oberen Klassen durch augenblickliche körperliche Züchtigung am heilsamsten begegnet werde." Diese Ansichten über die Disciplin wurden von der Schulbehörde als mit den Grundsätzen einer vernünftigen Pädagogik und mit den betreffenden gesetzlichen Bestimmungen ganz in Einklang stehend anerkannt.

Den deutlichsten Erfolg seiner Thätigkeit durfte Landfermann wohl mit Recht in der steigenden Schülerzahl sehen, welche im Herbst 1841 138 betrug, von denen 73 Auswärtige waren; der Realabtheilung gehörten 26 an. Der wachsende Zufluß auswärtiger Schüler war es ohne Zweifel, welcher ihn bestimmte, Ostern 1840 ein Alumnat im Zusammenhang mit der Schule einzurichten. Die Zahl der Alumnen wurde auf acht bis zehn beschränkt; die Oberleitung behielt er sich selbst vor, während die besondere Aufsicht, namentlich der Arbeitszeit, einem Lehrer der Anstalt, die ökonomische Verwaltung aber den Händen einer bewährten Frau übertragen wurde. Die Einrichtung hat in gutem Gedeihen lange bestanden.

Der erwähnte Aufsatz des Medicinalraths Lorinser brachte, da König Friedrich Wilhelm III. aus diesem Anlaß selbst durch mehrere Kabinetsorders eingriff, im Jahre 1836|37 nochmals Anfragen der Behörden und Berathungen des Lehrerkollegiums. Man hatte die erfreuliche Überzeugung gewonnen, daß der Gesundheitszustand recht befriedigend und auch in der Einrichtung der Lehranstalten kein Grund zu der Anklage vorhanden sei, „ja daß bei einer umsichtigen und gewissenhaften Ausführung der in Bezug auf die Gymnasien bereits erlassenen gesetzlichen Vorschriften die geistige und körperliche Gesundheit der Jugend nicht gefährdet, vielmehr durch den Ernst des Unterrichts und die Strenge der Zucht, wie sie in den Gymnasien herrschen, selbst gegen die verderblichen Einflüsse

der oft verkehrten häuslichen Erziehung und der materiellen Richtung der Zeit erfolgreich geschützt wird." Aber der Aufsatz gebe doch Veranlassung, hinsichtlich einiger Punkte über Unterricht und Zucht nähere Bestimmungen festzusetzen. Die Aufnahme in Sexta sollte nicht vor dem zehnten Lebensjahr erfolgen und das Maß der erforderlichen Elementarkenntnisse vergrößert werden, z. B. durch Elementarkenntnisse der Geographie, namentlich Europas, und durch erste Elemente des Zeichnens, verbunden mit der geometrischen Formenlehre. Körperlich oder geistig Untüchtigen ist der Eintritt abzurathen, „auch den Eltern zu empfehlen, ihre Söhne weder in einem zu vorgerückten Alter, noch ohne die nöthigen Subsistenzmittel den Gymnasialkursus beginnen zu lassen, damit sie nicht auf Kosten ihrer Gesundheit das Versäumte einzubringen oder durch Privatstunden ihren Unterhalt zu verdienen genöthigt sind." Von den bisherigen Lehrgegenständen könne keiner ohne Gefährdung der Jugendbildung entfernt werden, so wie äußere Gründe rathen, auch den Unterricht im Französischen und für künftige Theologen und Philologen den in der hebräischen Sprache beizubehalten. Klassensysteme und Klassenordinariate sollen schärfer durchgeführt werden, um gegenüber dem auseinanderreißenden bloßen Fachunterricht die Einheit in Unterricht und Methode zu bewirken. Die Klassenordinariate sollen mit besonderer Sorgfalt gewählt und ihnen das Prädikat Oberlehrer ausschließlich beigelegt werden. Der hohe Werth der Turnübungen wird anerkannt, aber die Anordnung den einzelnen Anstalten überlassen.

Nicht durchweg gleichmäßig erfreulich gestalten sich die Verhältnisse der Realschule. Trotz der den Realschulabiturienten schon 1832 verliehenen Berechtigungen hatte sich doch im Jahre 1837 keiner der die Anstalt verlassenden Realschüler der Prüfung unterzogen. In dem Programm dieses Jahres wies deßhalb Landfermann auf das Mißverhältnis zwischen Zweck und Aufgabe des jungen Instituts der Realschulen und den althergebrachten Ver-

hältnissen der Handelslehrlingschaft, besonders die vierjährige Lehrzeit hin. Letztere war berechnet auf die mäßigen Fertigkeiten, welche die älteren Elementarschulen lehren. Die Realschule gewähre eine so weit geförderte theoretische Ausbildung, daß die Zeit praktischer Ausbildung, die Lehrjahre nämlich, vielleicht auf zwei Jahre ermäßigt werden könnte. Sollte letzteres nicht geschehen, so würde es immer zu den seltenen und glücklichen Ausnahmen gehören, wenn ein künftiger Handelslehrling den Kursus einer Realschule vollständig durchmache. Diese Ansicht werde einsichtsvollen und wohlgesinnten Handlungsvorstehern um so angelegentlicher empfohlen, weil von ihrem Urtheil und Beispiel die Hebung jenes Mißverhältnisses durch Abkürzung der üblichen Lehrlingsjahre allein ausgehen könne. — Auch die letzte Programmabhandlung Landfermann's (1841) beschäftigte sich mit den Verhältnissen der Realschule. Die mangelhaften oder wohl auch gänzlich fehlenden Vorkenntnisse im Lateinischen bei den von auswärts kommenden Realschülern übten naturgemäß einen höchst nachtheiligen Einfluß auf den Unterricht in dieser Sprache aus. Landfermann betonte dem gegenüber, daß die lateinische Sprache auch für die Realschule, solle diese anders ihren Zweck erfüllen, den festen Stamm bilden müsse. Wohl sei eine Einheitsschule denkbar: ein Gymnasium mit dem Recht von der Theilnahme am griechischen Unterricht zu befreien und statt dessen den französischen zu verstärken, den englischen aufzunehmen, auch die Möglichkeit zu bieten, eine solche Bildung weiter zu fördern für die reifere, der Schule entwachsene und ins industrielle Leben übergetretene Jugend durch Unterrricht in Physik, Chemie, jetzt auch mit wesentlicher Rücksicht auf industrielle Technik, französische und englische Sprache, Geschichte und deutsche Litteratur.

Die Abhandlung blieb nicht ohne praktischen Erfolg; schon im Frühjahr 1842 konnte er an einen Freund schreiben: „Mein letztes improvisirtes Programm (er hatte die Abhandlung statt der aus-

gefallenen wissenschaftlichen Beilage gegeben) hat manche gute Wirkung gethan; ich freue mich sehr, mich vor Thorschluß dazu forcirt zu haben."

Über Landfermann's häusliches Glück und inneres Leben berichtet ein Brief an die Schwiegermutter in Heidelberg:

„Duisburg, den 2. Januar 1836. Liebe Mutter. Das alte Jahr ist vergangen, das neue hat begonnen, beides für uns frisch und fröhlich. Übermorgen beginnt die Schule wieder und die lustige Zeit ist abgelaufen, für die ich mir so Manches vorgenommen und allerdings Manches auch ausgeführt, doch nicht Alles was ich mir vorgenommen. Aber heute Nachmittag bin ich so frisch von einem Gange um die ganze Stadt auf den hartgefrorenen Wällen zurückgekommen, zu dem ich mich auf Luisens inständiges Bitten entschloß, obschon mich die grimmige Kälte abschreckte, daß ich nun auch gleich den langen Vorsatz, an Dich zu schreiben, ausführen werde. Du hast einen Brief in der alten Art einmal wieder zu haben begehrt und mir wird recht wohl zu Muth, daß ich nun daran bin, in der alten Art Dir zu schreiben, obgleich Du gewiß recht gut begreifst, daß der Drang, der mich sonst wohl trieb, mein Herz gegen Dich auszuschütten, nicht mehr so zu wirken vermag wie früher, seitdem Du mir Deine Tochter mitgegeben hast. Was soll ich Dir aber zuerst schreiben von alle Dem, was sich auf diesen Bogen drängen will. Dein Enkel ist wohl, trotz Sturm und Wetter, dem er täglich trotzt, mitunter freilich von der Rauheit des Winters bis zu Thränen gerührt; er trinkt sehr gerne, ißt aber noch lieber und zwar als echter Westfälinger Alles was man ihm vorsetzt, und Alles bekommt ihm gut; er wird sich einmal, so gut wie Klas Avenstaken, durch den Pfannkuchenberg fressen, wenn ihm das Glück eines solchen Abenteuers beschieden sein sollte; er ist gut gegen Jedermann, aber über den Vater geht ihm, wie billig, noch die Mutter. Großvater und Großmutter kennt er im Bilde sehr

gut und gegen das große Bild des Großvaters in der Wohnstube ist er sehr aufmerksam und vergißt selten, ihm seine Brotrinde hinzureichen. Geimpft ist er noch nicht; ich bin durch einen Brief eines befreundeten Arztes, bei dem ich deßhalb angefragt, wieder sehr zweifelhaft geworden und möchte Dich bitten, Chelius und Arnold über ihre Ansicht vom Impfen zu befragen und wie die Sache am sichersten betrieben wird, namentlich wie man sicher sein kann, eine gute Lymphe zu bekommen, denn dafür soll, wenn es dazu kommen muß, um jeden Preis gesorgt werden. Luise ist eben so wohl wie Christian, trotzt, wie er, Wind und Wetter und sagte mir heute auf dem Spaziergange, daß es ihr in Duisburg bald auch in vielen Stücken besser gefalle als in Soest. — Und da bin ich auf den Punkt gekommen, über den Du ganz besonders wohl ein Wort von mir erwartest, auf die Revolution unserer Lebensverhältnisse. Ich habe mich auch manchmal gewundert, wie der Vater, daß die alten Geschichten meine Beförderung nicht gehindert haben, da mein jetziges Amt in dieser philiströsen Zeit mir mehr Gelegenheit zur Verführung der Jugend darbietet, als irgend ein anderes. Es hat allerdings Bedenken im Ministerium des Unterrichts gesetzt, hauptsächlich jedoch nur in Bezug auf das Urtheil des Publikums; diese Schwierigkeiten hat eine entschiedene Erklärung der Provinzialbehörde in Koblenz bald gehoben. Überhaupt ist die Pietisterei mit ihrem plumpen Fanatismus nicht dem preußischen Gouvernement eigen, sondern nur einem Kreise leider freilich einflußreicher, leidenschaftlicher und bornirter Menschen. Die Minister, mit Ausnahme des v. Kamptz, und die Provinzialbehörden sind weit entfernt, die rohen Maßregeln zu billigen, mit denen man seit 1817 den Teufel an die Wand gemalt hat, so weit sie auf der anderen Seite entfernt sind, demagogischen Unfug zu billigen. Herr v. Kamptz, der mir recht mechant auf meinen Brief geantwortet hat, hat ohne Zweifel die Zähne geknirscht über meine Beförderung, und ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß er sofort Maßregeln getroffen hat, mich

unter geheimpolizeiliche Aufsicht zu stellen. Aber ich werde es ganz wohlgemuth ertragen, zumal da er weit und breit Niemand findet, der eine solche Aufsicht in seinem Sinne führen könnte und wollte. Also die Sache wurde ohne große Umstände fertig und am 10. Oktober zogen wir nach mancherlei Schwierigkeiten von Soest ab. Ich erinnerte mich lebhaft, wie ich fünf Jahre früher zu meiner ersten Anstellung nach Elberfeld fuhr. Damals war ich ein leichter, freier Junggesell, um den sich Niemand kümmerte und der sich um Niemand zu kümmern brauchte; dennoch war es mir etwas beklommen, als ich, meine ganze Habe in ein paar Koffern, in der ganz fremden Stadt einzog. Jetzt zog ich an einen Ort, der mir noch weit fremder war, wo ein Amt von unendlich größerer Verantwortlichkeit auf mich wartete und wo nach Schilderungen, die ich hernach weit übertrieben gefunden habe, mein Leben mit bitteren Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt hätte, besonders durch böswillige Personen. Und doch war ich keinen Augenblick beklommen oder befangen wie damals; nicht als ob ich mich viel reifer und vollendeter fühlte wie damals, sondern mein Leben hat seitdem eine Grundlage gewonnen, die ich damals noch nicht ahnte: mit mir zogen Weib und Kind. Den Schnecken hat die Natur ein schützendes Schneckenhaus gegeben; dem leicht verletzlichen Menschen muß Liebe und Vertrauen, die ihn in unmittelbarer Nähe umgeben, solch ein schirmendes Schneckenhaus bereiten, wenn es ihm wohl werden soll in der Welt; mir ist es so wohl geworden, wohler als ich je gedacht, und ich kann auch aus meinem Schneckenhaus recht frisch und sicher die Fühlhörner herausstrecken ins Leben hinein. Der Abschied von Soest ist mir nicht schwer geworden, am nächsten ging mir die letzte Stunde in meiner Klasse.

„Den 19. Januar. Du siehst, liebe Mutter, welche Unterbrechungen auch bei dem besten Willen bei mir eintreten, und wenn ich Dir sage, daß ich in den drei Monaten meines neuen Amtes 35 amtliche Berichte und Briefe abgefaßt und dann als

mein eigener Sekretär auch abgeschrieben, und 26 amtliche Anschreiben erhalten habe, aus deren jedem eine Arbeit für mich hervorging, und daß ich Alles derartige noch gar nicht gewandt zu behandeln verstehe, und wenn Du dann dazu die Zerstreuungen eines neuen Lebenskreises, die Arbeit sich zu orientiren, und besonders die mir neue innere Seite meines Amtes nimmst, so wirst Du solche Unterbrechungen begreifen. Ich will aber fortfahren, wo ich es gelassen habe, und da wo ich oben abbrach hinzufügen, daß mir der Abschied von dem Vater auch ein sehr nachdenklicher war. Sonst habe ich Soest mit leichtem Herzen verlassen. Was mich dort froh und glücklich gemacht hat, steckte nicht in den Wänden unseres stillen Stiftes, sondern ist mit mir gezogen. Was ich hier habe, ist bis jetzt durchgängig erfreulich gewesen, eine heitere Gegend, waldige Hügel, weite Ebenen, schiffreiche Ströme, gesellschaftlicher Ton, etwas zu luxuriös, doch nicht durchgängig, sonst einfach, schlicht und treuherzig und nicht träumerisch und krämerhaft, geistige Anregungen mancher Art, Interesse auf dem Gebiet der Litteratur, der Politik, der Religion, für welche drei Punkte in Soest unbeschreibliche Stumpfheit herrschte, namentlich die große Anregung, welche in der Aufgabe liegt, das Streben von 120 Schülern und 14 Lehrern zu führen und zu leiten, eine Aufgabe, die zum Träumen und Schlafen nicht kommen läßt und die freilich schwer genug ist, am schwersten dadurch, daß ich Leuten, denen ich nach meiner Sinnesart gleich zu gleich gegenüberstehen möchte, als Vorgesetzter erinnernd, treibend, selbst tadelnd entgegentreten muß, wobei ich mir oft vergegenwärtigen muß, daß meine amtliche Autorität nicht mein freies Eigenthum, sondern ein anvertrautes Gut ist, das ich als solches zu bewahren habe. Ich bin nur einigen unserer Lehrer an Alter überlegen, einer ist an Lebens- und Dienstalter weit über mir, der Sohn eines einst vielgenannten Theologen, vor dem ich von vielen Seiten gewarnt war, mit dem ich aber recht gut auskommen werde, so verschieden unsere Sinnesart auch in den wich-

tigsten Dingen ist. — Die Schwierigkeit der ganzen Aufgabe ist aber so groß, daß es mir ein sehr beruhigender Gedanke ist, daß ich mir mein jetziges Amt schlechterdings nicht ausgesucht habe, sondern daß es durchaus ohne mein Zuthun an mich gekommen ist. Wem Gott ein Amt gegeben, dem giebt er auch Verstand: das ist trotz aller thörichten Anwendung doch ein wahres und köstliches Wort. — Die freie Bewegung, die Freiheit mir die Lehrgegenstände selbst zuzutheilen und die Stunden zu bestimmen, die Möglichkeit meine Gedanken zu verwirklichen, Verkehrtes abzustellen, die Möglichkeit Anderen helfen zu können, gehören denn auch zu den freundlichen Seiten des neuen Amtes."

Landfermann's hervorragende Stellung brachte es mit sich, daß er auch dem öffentlichen Leben in Duisburg näher trat. Sehr bald wurde er zum Vorsitzenden des Vereins für die Sonntagsschule, eine den heutigen Fortbildungsschulen entsprechende Einrichtung, gewählt. Ein von ihm in diesem Verein gehaltener Vortrag aus dem Jahre 1837 ist auch gedruckt worden. Regen Antheil nahm er an dem kirchlichen Leben. Als Mitglied des Presbyteriums der kleinen Gemeinde in Duisburg beschäftigte er sich eingehend mit der Armenpflege, übernahm die Versorgung einiger armen Familien, gewährte auch wohl vorübergehend einem ganz verkommenen Kinde in seinem eigenen Hause Aufnahme. Im Jahre 1838 sandte ihn die Duisburger Kreissynode als ihren Vertreter zu der Provinzialsynode in Koblenz. Bei einer festlichen Zusammenkunft der Mitglieder ließ er den Staat leben als ein wesentliches Werkzeug zum Ausbau des Reiches Gottes und seine Entwicklung zu immer vollerer bürgerlicher Freiheit. Ebenso betheiligte er sich in der Folgezeit fortdauernd mit großem Eifer an der Arbeit des evangelischen Gustav-Adolf-Vereins und war wiederholt Deputirter auf seinen Provinzial- und Generalversammlungen.

Der Sommer 1838 führte ihn nach Nürnberg zur ersten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Eine Woche verbrachte er dort und erfreute sich nicht bloß der Bekanntschaft bedeutender Männer, mit denen ihn zum Theil dauernde Freundschaft in Zukunft verband, sondern er studirte auch mit Eifer die Stadt, ihre Alterthümlichkeit und ihre Alterthümer, und Schenkendorf's Lied „Die deutschen Städte" wurde ein Lieblingslied von ihm, aus welchem er gern die Strophen: „wenn einer Deutschland kennen und Deutschland lieben soll, wird man ihm Nürnberg nennen, der edlen Künste voll" citirte.

Das rege geistige und gesellige Leben Duisburgs führte ihn in einen ungleich größeren freundschaftlichen Verkehr ein, als seine Vaterstadt Soest ihm geboten hatte. Mochte er auch im Anfang (1835) noch schreiben: „So viel halte ich übrigens für gewiß, daß kein Instrument, auch das Instrument Mensch nicht, sich selbst stimmen kann, sondern daß es dazu eines Stimmers bedarf, der mehr ist als das Instrument," so sind doch manche Freundschaften seines späteren Lebens in Duisburg geschlossen. Dabei fanden alte Beziehungen nicht minder reichliche Pflege. Zwei Briefe Ernst Moritz Arndt's aus dieser Zeit, dessen Freundschaft er im Winter'schen Hause gewonnen und mit dem ihn das innere Band gleicher Schicksalsfügungen verknüpfte, mögen hier eine Stelle finden.

„Bonn, den 25. Januar 1839. Lange, mein theurer Freund, hätte ich auf Ihr Liebeszeichen vom Ende des verflossenen Jahres wieder ein Zeichen gegeben, wenn mich der Anfang dieses Jahres und der Eintritt in mein siebzigstes nach langer ungestörter Gesundheit nicht etwas unsanft angefaßt hätten. Ich leide seit Weihnachten wahrscheinlich an den Folgen einer Erkältung, die sich auf den Unterleib und die Blase geworfen und mich an Stube oder Bett gefesselt hält. Da ich nun nicht wissen kann, ob der alte

Pfeifer vielleicht auf dem letzten Loche pfeift, so will ich wenigstens eilen, meine Schuld mit Ihnen zu berichtigen und Ihnen hierdurch auf das herzlichste danken für Ihre liebe Erinnerung, die mir eine große Freude gewesen. Sie waren seit jenem herbstlichen Kartoffelfeuer, dem Sie nebst meiner Jugend beiwohnten, nicht aus unserer Erinnerung geschwunden und sind auch später oft durch gemeinsame Freunde und durch Ihre Gedichte darin wieder aufgefrischt worden. Nun wäre es freilich schön gewesen, wenn Sie mit den Ihrigen mal bei uns ausgelandet und im eigentlichsten Sinn uns wieder angesichtlich geworden wären. Machen Sie es künftig so und landen ohne Umstände bei uns an und bleiben eine Nacht oder fünfe, wir wollen Sie und Ihr Völkchen schon unterbringen. Ich, wenn ich anders wieder beinig werde — bis jetzt bin ichs für meine Jahre sehr gewesen — könnte Sie wohl mal in Duisburg bestrafen, vielleicht mit einigen meiner Jungen, denn eine Ruhrwanderung in einem etwas gekrümmten Ziel haben wir lange im Sinn gehabt. Übrigens sind seit jenem Feuer manche schwere Stürme über mein altes Haupt hingebraust. Der schwerste war der Verlust meines feurigsten, reichsten Sohnes, den der Rhein wegnahm. Durch die begleitenden Umstände ein eigenthümliches, inhaltreiches Schicksal. Der Rhein hat so meinen goldenen Hort und Gott hat mir für den heiligen Strom, wofür so viele edle Menschen geblutet, das nicht freiwillige Opfer abgefordert. Ich habe noch vier Söhne im Hause, von welchen einige Hoffnungen geben; zwei sind diesen Herbst Studenten geworden und ein dritter wird übers Jahr wohl eben so weit sein: aber von keinem scheine ich hoffen zu dürfen, was der Entflogene so reich versprach. Doch es bleibt dabei: Gottes bester Wille muß an uns geschehen! Und nun zum Schluß Ihnen und den Ihrigen ein fröhliches, glückliches Jahr und die herzlichsten Grüße von uns allen. Mit alter Treue Ihr E. M. Arndt."

Der zweite Brief ist die Antwort auf einen Glückwunsch Landfermann's zur Wiedereinsetzung Arndt's in seine Rechte als Professor der Universität, die nach zwanzigjähriger Suspension wenige Wochen nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. vom Könige verfügt worden war.

„Bonn, den 2. August 1840. Herzlichen Dank, geliebter Freund, für Ihre erfreulichen Zeilen. Ist der Sonnenschein der Gerechtigkeit und Gnade meines Königs und Herrn ein lieblicher Strahl, so erwärmt und erquickt die Liebe und Theilnahme meiner Mitbürger und so vieler guten und redlichen Menschen noch mehr. Wir wollen alle erste Zeichen des Königs als glückweissagende Vorbedeutungen seiner Regierung und des Heils des Vaterlandes nehmen. Es thut uns wahrlich ein Erwecker und Beleber und Verbinder noth, ein Fürst, der einmal eine volle, offene, freundliche, wahrhaftige deutsche Redlichkeit und Gemüthlichkeit zeige. Möge Friedrich Wilhelm IV. das für das kleine Preußen und für das ganze große Deutschland werden und Gott ihn auf seiner schweren königlichen Bahn mit Freudigkeit und Standhaftigkeit rüsten! Für mich selbst kommt meine sogenannte Wiederherstellung nun fast in jeder Beziehung zu spät. Meine frischen Jahre sind dahin, ich bin ein Siebenziger, und meine fröhlichen Geister haben ihren Flügelschlag lange schon anderswohin genommen; ja ich glaubte mit der Erde, sofern sie eine in Staat und Regiment arbeitende Welt ist, ganz abgeschlossen zu haben, als ich so mit einem Male wieder an diese Welt πολυζήλου βίου angeknüpft werde. Es ist rührend bei solchen Gelegenheiten zu sehen, wie die Menschen gleichsam nicht in der Zeit zu leben scheinen und Einem den Abfluß von zwanzig Jahren nicht anrechnen. Es geht ihnen dann, wie es Einem mit Leuten geht, die man als Knaben gekannt hat und vor welchen, wenn man sie nach zwanzig bis dreißig Jahren wiedersieht, man erstaunt, schon einzelne weiße Sprenkelungen in ihren Locken zu erblicken. Also der Universität

und mir selbst und den Meinigen wird diese Wiedereinsetzung, welche die verlorene Zeit und Kraft nicht zurückstellt, wenig frommen. Ihnen aber, geliebter Landfermann (wäre ich König, ich änderte Ihren lieben Namen in Landwehrmann), gebe Gott Freudigkeit, noch lange in vielen Jünglingen die Wahrhaftigkeit für das liebe heilige Vaterland durch den stählenden Muth einer treuen und tapfern Begeisterung für alles Wahre, Tapfere und Deutsche zu üben und zu stärken. Und so Lebewohl bis aufs Wiedersehen! Vielleicht berühre ich Sie diesen Herbst mal mit einigen meiner Jungen. Ihr E. M. Arndt."

Auch der Familienkreis erweiterte sich. Zu den eigenen Kindern kamen wiederholt fremde, vielfach nähere Verwandte, die zum Besuch der Schule im Hause aufgenommen wurden. Von einem der ersten dieser Zöglinge, der gewissermaßen dort seine Rettungsanstalt finden sollte, schreibt Landfermann: „Vor unserm neuen Hausgenossen war uns bange und nur auf die dringendsten Bitten seines Vaters und seines Oheims, meines Freundes C., entschlossen wir uns, es mit ihm zu wagen, nachdem er von seiner Flucht nach Amsterdam, wo er Matrose werden wollte, zurückgekehrt war. Es geht aber besser, als wir dachten. Er ist zwar verwildert und anmaßend, aber die Erfahrungen auf der Flucht haben ihn mürbe gemacht, und er fängt an, sich recht freundlich und aufrichtig anzuschließen. Schlimm ist es nur, daß er nicht bei uns, sondern einige Häuser weiter wohnt, weil wir keinen Platz haben."

Ein großer Übelstand war während der ganzen Duisburger Zeit der Mangel einer ordentlichen Wohnung, da bessere Miethswohnungen damals dort nicht vorhanden waren. Nicht weniger als viermal mußte gewechselt werden. In einer Wohnung waren die Zimmer so eng, daß ein neu erworbener Flügel nur nach Ent-

fernung eines Wandofens untergebracht werden konnte, an dessen Stelle man das Instrument setzte. In einer andern grenzte die Küche an den nachbarlichen Schweinestall, ein betriebsamer Bewohner desselben durchbohrte die Wand und brachte die Porzellangestelle in lebhafte und gefährliche Bewegungen. Eine Abhilfe brachte erst die Drohung des Schulmanns, er werde den Rüssel des Störenfrieds so treffen, daß dieser das Wiederkommen vergessen werde.

Erst im Früjahr 1840 konnte die neue Amtswohnung bezogen werden. Bei der Übersiedlung legte Landfermann ein Gedenkbuch für das Haus an, welches einen Einblick in das häusliche Leben gestattet. Er weihte das Buch mit dem Spruch aus Arnim's Kronenwächtern:

„Gieb Liebe mir und einen frohen Mund,
Daß ich dich, Herr der Erde, thue kund,
Gesundheit gieb bei sorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen festen Muth!
Gieb Kinder mir, die aller Liebe werth,
Verscheuch die Feinde von dem trauten Herd;
Gieb Flügel dann und einen Hügel Sand,
Den Hügel Sand im lieben Vaterland,
Die Flügel schenk dem abschiedschweren Geist,
Daß er sich leicht der schönen Welt entreißt."

„Dies Gedenkbuch beginne ich mit den Worten des Dichters, dessen ‚Dolores' uns in diesen Tagen außer mancher freundlichen und ernsten Anregung und Belehrung auch die Stiftung eines solchen Hausbuches eingegeben.

„Sonntag den 5. April machte Christian mit mir seinen ersten größeren Gang nach dem fast zweiundeinhalb Stunden von hier entfernten R. und Abend wieder zurück. Er ging den ganzen Weg frisch und ziemlich unverdrossen, wenn auch nicht ohne der

hergebrachten Auffrischung durch allerlei Erzählungen vom treuen Eckart, Cimbern und Teutonen, vom alten Fritz, von Roßbach, von meinem Großvater u. s. w. zu bedürfen, die dann auch ihre Wirkung nie verfehlen. Bedenklich trat hervor, daß der Rhein und so vieles Andere, überhaupt die Natur, ihm weniger anziehend war als jene Sachen. Diese Richtung wird nicht zu begünstigen sein.

„Den 6. April: ‚Welche Freude ist es einer Mutter, von ihrem Sohne belehrt zu werden‘, Dolores III, 387. Warum einem Vater nicht auch?

„Aus menschlichen Heilanstalten wird manch' Einer als unheilbar entlassen. Ist es denkbar, daß Gott Jemand als unheilbar aus dem Bereich seiner Gnadenzucht entlasse? und wohin entließe er?

Am 9. April fand der Einzug in die neu erbaute Amtswohnung neben dem Gymnasialgebäude statt „mit Lust und Freude über die großen sonnigen Stuben, die wir nun mit den Kindern bewohnen dürfen und daß wir nun ein ruhiges Obdach haben, wo wir auch erst recht heimisch werden können. Viele gute, fröhliche Stunden haben wir doch in den engern Räumen auch gehabt und bringen darum die feste Zuversicht mit, daß auch hier uns der Segen von oben nicht fehle, der uns bisher so sicher und freundlich geleitet hat.

„Vom 21. April Abends bis 25. April Morgens war ich abwesend, um der Zusammenkunft der Schulmänner in Münster beizuwohnen. Alles Vereinen von Kräften ist zu fördern in unseren Tagen; so nehme ich auch gern an diesem Verein Theil. Viel Vertrauen ist mir dort gezeigt, möchte ich es rechtfertigen.

„Der 29. April ist mir der sauerste Tag gewesen, dessen ich mich aus meiner ganzen Amtsführung zu erinnern weiß, obgleich Alles, was zu thun war, klar und einfach vor mir stand, wie je. Eine herbe Exekution gegen einen Ausbruch verwilderten Geistes

unter ganz unreifen Knaben zuerst und dann die Gewißheit, daß der Geist höhnischer Frechheit auch mich selbst in einer Weise trifft, die fast alle Hoffnung auf sittlich-gemüthliche Einwirkung vernichtet. Gebe uns Gott so viel Frieden und Freude, daß das fremde Wesen nicht stören kann, sondern selber an Frieden und Freude glauben lerne."

In den nächsten Wochen zogen zwei der bisherigen Hausgenossen fort, neue zogen ein.

„Den 16. Juni. Nach und nach werden wir auch wieder frei und leicht in dem Verhältnis zu den fremden Hausgenossen, und es ist wie eine Probe und Läuterung für des Hauses Art und Weise, Ordnung u. s. w. gewesen, wie sichs hielt oder fiel bei der plötzlichen Vergrößerung und Vermischung mit zum Theil so fremden unerfreulichen Elementen. Jetzt da es gleichsam überstanden ist, die erste Eingewöhnung vorbei, wächst frischer Muth, daß noch Gutes daraus kommen werde.

„Sommer 1841. Über ein Jahr ist unser Gedenkbuch unbedacht und unberührt geblieben; aber ich wende gerne auf diese Zeit noch einmal den Blick zurück, ehe wir weiter gehen. Es hatten sich vergangenen Sommer, durch allerlei Verhältnisse veranlaßt, fünf junge Leute unter unserm Dach angesiedelt und brachten uns viel Unruhe und Arbeit, wenig belohnendes Wirken und Gelingen. Im Herbst zogen wir mit allen Kindern nach Heidelberg, uns da mit unsern Lieben zu erfrischen .... Vieles bot sich da, am meisten aber that uns wohl, daß wir mit Eltern und Geschwistern in Friede und Freudigkeit zusammen sein konnten.

„Eine gar freundliche Woche verlebten wir in Weinheim, herumwandernd zwischen Bender und Hörner (Vetter und Schwager). Namentlich brachte uns die nähere Anschauung des Instituts vielen Genuß, wo wir auch dem Examen beiwohnten. Dann tauschten wir unsere kleinen Lebens- und Ehestandserfahrungen aus und freuten uns dazwischen vor Allem unserer Kinderwelt. Die Rückreise

war glücklich aber doch mühevoll; die Landung in Duisburg geschah still und wehmüthig, da wir uns noch nicht so heimisch da fühlten, als wo wir eben herkamen. Frau P. und W. hießen uns freundlich willkommen sammt den Kindern und der mitgebrachten Pflegetochter Klara E., die noch mit frischem gewaltigen Heimweh nach Koblenz hier einzog. Bald kamen auch drei der Pflegesöhne wieder; aber obschon uns der harte Winter eng genug zusammenschob und wir Freud und Leid des täglichen Lebens stets zusammen theilten, so blieben doch die Knaben kalt und fremd und nur Klara schloß sich uns mit kindlich warmem Vertrauen an. Bald nach Neujahr wurden Alle mehr oder minder aufgeregt, durch einen Ruf des Vaters nach Elberfeld und noch unbestimmte Gerüchte von Versetzungen nach Köln und Koblenz. Die jungen Leute suchten bereits neue Wohnungen, da sie von uns ziehen sollten. . . . Kurz vor Ostern gab es manche Trennung, die schwerste von Pfarrer L . , der den 28. März seine Abschiedspredigt hielt und dann mit seiner Familie nach Zürich zog, um dort als Professor an der Universität zu wirken. Darauf verließen uns die drei Knaben und dann unsere Klara. . . . Nun lebten wir nach Jahren wieder einmal allein zusammen und fühlten uns gar leicht und froh darüber, daß wir nun auch mehr unsere Kinder in ungestörtem Zusammenleben mit Ernst beobachten und leiten, auch spielend unterrichten und belehren konnten. . . .

„Der Sommer 1841 hat uns viele liebe Gäste gebracht, zuerst die Schwester Florentine aus Hemer, dann Melly, den Großvater und Herrn Maler Schmidt. Der erste Besuch des Vaters war schon an sich ein segensreiches fröhliches Ereignis, aber es wurden uns die Tage mit ihm noch besonders froh, da er so überaus rüstig und heiter war.“

Zu dichterischen Ergüssen gewährte diese arbeitsvolle Zeit seltener Muße. Doch bot das glückliche häusliche Leben mancherlei

Veranlassung zu Versen. Er besingt Gäste und Freunde, die Schwägerin, die zu Besuch ist, weiht einer Pflegetochter ein Kochbuch ein mit dem Spruch: „Kochen ist nichts Gemeines, es bauet Groß' und Kleines" und begrüßt die Schwiegereltern, Vater, Mutter und seine Hausfrau wiederholt mit Reimen, besonders zu Weihnachten. Wir setzen nur zwei Gedichte aus jener Zeit hierher:

Dem Vater Winter zu Weihnachten 1838.

„In langen Wintertagen
Hör' ich die Kinder fragen
Nach dem Großvater viel,
Und Antwort geb' ich gerne,
Doch, daß ein Kind was lerne,
Bedarf's des Bildes Spiel.

Wem soll ich ihn vergleichen?
Etwa der alten Eichen
Im Walde grün und stark?
So strenge und so stolze,
Der tief im harten Holze
Grünet das Lebensmark?

Doch denk ich, wie er linde
Spielet gleich einem Kinde
Mit Enkeln lieb und traut,
Und freundlich sich erzeigend,
Hat ohne Dank und schweigend
Manchem ein Glück erbaut;

Dann mag mit harter Eichen
Ich nimmer ihn vergleichen,
Die Niemand Früchte schenkt,
Denn echt muß sich bewähren,
Was sich aus Vaters Lehren
In Kinderherzen senkt.

Der Palme, will's mich mahnen,
Die strebt auf grünen Planen
Empor so hoch und schlank,
Mag stolz sich Keinem neigen,
Doch wer sie kann ersteigen,
Der hat deß reichen Dank.

Und schüttelt sie den Wipfel,
So fällt herab vom Gipfel
Manch edle Labefrucht.
Großvater, so zu denken
Soll drum die Enkel lenken
Fortan des Dietrichs Zucht."

Zur Hochzeit

des Schwagers A. W. mit Frl. E. B. in Frankfurt 1840.

„In der Stadt so reich an Kunst,
Reich an Gunst und reich an Dunst,
Fehlt es sicher werthen Bräuten
Nicht am hergebrachten Läuten.
Aber regt auf einen Tag
Allerwärts sich Glockenschlag,
Darf wohl auch auf der Kapellen
Seitwärts sich der Glöckner stellen.
Also zieht er an dem Strang,
Glockenklang! Glockenklang!
Also tönt der erste Klang:
Weil zum ersten, ältsten Stand
Dieses Paar sich nun verband,
Soll auf ihren Rosenbahnen
Ernstlich sie das Glöcklein mahnen
An des Standes Ehr' und Würde,
An des Standes Pflicht und Bürde.

Nicht auf Erden wird geschlossen
Dieser Stand, er ist entsprossen
Nicht aus Menschenwitz und Kunst,
Nein aus höchster Himmelsgunst.

Einsam ist des Menschen Brust,
Einsam unter seines Gleichen,
Einsam fern des Himmels Reichen,
Ich heißt all sein Weh und Lust.
Solch uralte Noth zu wenden,
Wollte Gott den Ehstand spenden.
Hat gedient wohl treu und gut.

Fleißig hat der Bursch geschafft,
Und am End' der Wanderschaft,
Als es nun gilt Meister werden,
Da ist ihm so eng auf Erden,
Und es fühlt sein tiefstes Herz
Einsamkeit nur, Heimwehschmerz.
Sieh' da führt auf dunkeln Wegen
Gott ihm einen Schatz entgegen.
Da erst kömmt's dem Burschen ein,
Sollst nicht länger einsam sein,
Da gewinnt er Meisterrecht,
Kurz und gut und schlicht und schlecht,
Greift behend' und fröhlich durch,
Und erbaut sich Hof und Burg,
Will nicht Sorg' und Mühe sparen,
Hat ja einen Schatz zu wahren,
Und den Segen der Gemeine
Lernt er fröhlich durch die Eine.

Anders auch ist's nicht ergangen
Dort der Maid mit rothen Wangen!
Hat auch Einsamkeit getragen,
Ob sie sichs nicht mochte sagen,
Doch mit bangem blöden Muth.
Frei wird erst das Mägdelein,
Thut der Liebste recht sie frei'n.
Eig'nem Haus und Eheherrn
Dient sie frei und dient sie gern.
Sie auch lernt am eignen Herd,
Daß sie Stadt und Land gehört.

Also baut der Ehestand
Bürgerschaft in Stadt und Land,
Und noch Andres will er bau'n
Denen, die ihm recht vertraun.
Sind die Herzen aufgeschlossen,
Weil die Liebe eingeflossen,
Sollen sie sich nicht verschließen,
Wenn der ew'gen Liebe Quell
Unergründlich reich und hell
Über sie sich will ergießen.
Bürgerschaft die ohne Gleichen,
Bürgerschaft in Gottes Reichen,
Bürgerschaft von Gottes Gnaden,
Dazu will der Ehstand laden.

Ist die Ehr' und Würde groß,
Arbeit auch ist Ehstands Los.
Nicht zusammen froh nur leben,
Nein zusammen auch zu streben
Vorwärts, aufwärts in den Herzen,
Aufwärts unter Freud und Schmerzen;
Vorwärts bringen Hof und Herd,
Rein und blank und traut und werth;
Ist's im Hause recht und rein,
Vorwärts helfen der Gemein',
Und der diesen Stand wollt' gründen,
Den in Wort und Werk verkünden:
Das ist Ehstands Pflicht und Brauch;
Wär's nicht Lust und Ehre auch?

Also tönt der erste Klang.
Wieder zieh' ich einst am Strang,
Wenn, wills Gott, zu neuem Fest
Sich die Ladung hören läßt.
Denn lernt Lieben sich zu zwei,
Ist vollkommen doch die Drei."

Die Tage von Landfermann's Wirken in Duisburg waren indeß gezählt. Das Elberfelder Gymnasium hatte sich nach einer schweren Krisis, die es der Aufhebung nahe brachte, wesentlich durch die Bemühungen des nachmaligen Ministers v. d. Heydt so weit wieder herausgearbeitet, daß man an die Wahl eines Direktors denken konnte. Landfermann war für diese Stellung, welche ihm neben dem größeren Wirkungskreis auch eine bedeutende Gehaltsverbesserung bot, in erster Linie in Aussicht genommen. Seine anfänglichen Bedenken, welche sich auf das Verhältnis des bisherigen Leiters der Schule bezogen, wurden durch die Versicherung, daß die Behörde diesem die nächste vakant werdende Direktorstelle übertragen wolle, gehoben. Am 18. Februar 1841 fand die Wahl statt und Landfermann wurde angewiesen, zum 1. Oktober die Leitung des Elberfelder Gymnasiums zu übernehmen. Er traf demgemäß seine Vorbereitungen, entwarf den Lektionsplan für das Wintersemester 1841|42, in welchem er selbst in der Selekta sechs Stunden Tacitus und Thucydides, in Prima Horaz und Homer, in Sekunda Odyssee übernahm. Unter seinen Papieren findet sich noch ein Verzeichnis der bevorstehenden Arbeiten: „Agenda in Elberfeld. In necessariis unitas. In der ersten Konferenz: Erklärung über die Tendenz, in der ich mein Amt zu führen gedenke. 1. In wissenschaftlicher Beziehung: einfache, auf die Klassiker gegründete Bildung, in his habitandum, in ceteris versandum. Keine nachgiebige Auslegung des Reglements; keine Koncessionen. 2. In disciplinarischer Beziehung: Disciplin eine Hauptaufgabe; strenge Bewachung und Behütung. 3. In religiöser Beziehung: kirchliches Verhältnis dieser Anstalt. Lästigkeit, aber Pflichtmäßigkeit der Stellung eines Vorgesetzten, Hoffnung, daß ich nicht oft in den Fall kommen werde. — Schulgottesdienst: gemeinsamer Gesang in Ermangelung eines Buches. Bunsen. — Nationaler Festkalender: 11. November

Luther, Schiller, Scharnhorst; 18. Oktober, 18. Januar; Turnen: militärische Zucht. Kränzchen."

An Versuchen, ihn in Duisburg zu halten, fehlte es nicht, doch waren sie um so weniger erfolgreich, als ihm sich gleichzeitig die Aussicht eröffnete, Nachfolger des nach Berlin ins Ministerium berufenen Schulraths Eilers in Koblenz zu werden. So hat er sein Amt in Elberfeld in Wirklichkeit nicht angetreten. Unter dem 12. Oktober 1841 wurde er von der Übernahme des Direktorats entbunden; seine Ernennung zum Regierungs- und Schulrath datirt vom 30. September; Mitte Oktober siedelte er nach Koblenz über.

Duisburg 1[illegible]7

[illegible]

[illegible], Lam

[illegible]

[illegible] zu halten, [illegible] es nicht, doch waren [illegible] daß ihm sich gleichzeitig [illegible] ins Ministerium [illegible] zu werden. So hat [illegible] nicht angetreten. [illegible] der Übernahme des [illegible] zum Regierungs- und [illegible] Mitte Oktober siedelte er n[illegible]

Duisburg 1837.

V. Der Schulrath, 1841—1873.

Ein Tagewerk ward mir beschieden,
Ein strenges! ja, so that's mir Noth;
Ich durft' es treiben meist in Frieden,
Und mancher Dank auch mir sich bot.

Als die Anfrage des Oberpräsidenten der Rheinprovinz an Landfermann erging, ob er geneigt sei Eilers' Stelle im Provinzial-Schulkollegium zu übernehmen, erbat er sich zunächst Auskunft über die Pflichten des neuen Amtes. Es wurde ihm erwidert, daß ihm die Aufsicht der höheren Schulen der Provinz, der Elementar- und Bürgerschulen des Regierungsbezirks, sowie die Theilnahme an den Sitzungen und Prüfungen des Konsistoriums obliege. Das vorläufig mit dieser Stelle verbundene Gehalt sei allerdings geringer als das in Elberfeld ihm zugesagte, doch sei die Entschädigung für Dienstreisen reichlich bemessen und die Aussicht auf Verbesserung des Gehaltes, welche in Elberfeld wegfalle, in Betracht zu ziehen. Am 14. September sagte Landfermann zu. Indeß verzögerte sich die Ernennung durch die Reise des Königs nach Schlesien. Landfermann wurde deßhalb angewiesen, nach Elberfeld zu gehen und dort die Vorbereitungen für den Winterkursus zu treffen, als wenn von einer anderweitigen Anstellung keine Rede sei. Unter dem 10. Oktober jedoch konnte ihm der Oberpräsident mittheilen, daß nach einer mündlichen Äußerung des Ministers Eichhorn seine Ernennung inzwischen vollzogen sei (wie bereits erwähnt am 30. September); er möge daher sein Verhältnis in Elberfeld lösen und seinen Umzug nach Koblenz bewirken. Zugleich sprach er seine Freude aus über die Aussicht, nunmehr bald in recht nahe Verbindung mit Landfermann zu kommen. Die Zustellung der Ernennung erfolgte am 25. Oktober.

Der Ruf nach Koblenz hatte auch in Landfermann's Familie die freudigsten Aussichten geweckt. Die schöne Stadt, die auf den häufigen Reisen nach Heidelberg immer der Glanzpunkt gewesen, der Blick auf die beiden Ströme mit ihren Brücken und den sie umschließenden Bergen wirkte stets wie ein lieblicher Zauber auf Alte und Junge. Dabei kam man der badischen Heimat so viel näher und wie gerne wollte man die Herrlichkeit des ganzen rheinischen Lebens theilen, selbst wenn es zuerst galt, sich durch einige Drangsale hindurchzuringen. Denn außer manchen äußeren Schwierigkeiten mischte sich in die Erwartung des Neuen viel wehmüthige Dankbarkeit bei dem Abschied aus einem Freundeskreise, dem man sich innig verbunden fühlte. Charakteristisch für Landfermann's Bedeutung in seinem amtlichen Wirken in Duisburg ist eine Bemerkung des Gymnasialprofessors Hülsmann, mit dem auch in der Folge der Verkehr stets besonders herzlich war. „Ich erwähne noch, schreibt derselbe einige Zeit nach Landfermann's Weggang, ein recht schlagendes Beispiel von eigenthümlichen Fügungen, das hier unter uns vorliegt. Ihre Anwesenheit hier wirkt nach, aber ich glaube ganz bestimmt, besser, mehr, als wenn Sie selbst noch hier wären. Die Verhältnisse im Collegio haben sich freundlicher, ernster gestaltet; das Ernste Ihres Wesens und Wirkens wirkt nun, da es von der Macht der Persönlichkeit nicht mehr begleitet ist, reiner, eindringlicher fort, als es sonst wohl würde. — Und doch, wie habe ich geglaubt für die Anstalt fürchten zu müssen! Gut, daß Sie hier waren! Gehen Sie deßhalb auch ja nicht zu bald von Koblenz fort." — —

In Koblenz fand man Wohnung und treuen Rath, sowie für die Kinder fröhliche Spielgenossen im Hause des Buchhändlers Bädeker, der bei Winter in Heidelberg seine Lehrzeit durchgemacht hatte. Bald wurde man heimisch. War doch schon die äußere Umgebung dieselbe geblieben. Verwandte und Freunde hatten Landfermann vergeblich angerathen, die schlichten Möbel wegen

der großen Transportkosten in Duisburg zu verkaufen, wie das schon von Manchen mit großem Nutzen geschehen sei, und sich in Koblenz eine neue modernere Einrichtung anzuschaffen. Fremd und unheimlich erschienen ihm solche Überlegungen. Er behauptete, er bliebe besser „er selbst" in seiner alten einfachen Umgebung, auch wenn sie ihm das Doppelte kosten würde; denn er sah gerne in diesen äußeren Dingen die stummen Zeugen seines bisherigen häuslichen Lebens*).

*) Nach längerer Erfahrung in den Verhältnissen der Lehrer, besonders an den Elementarschulen, sprach er es oft mit Trauer aus: wie diese Hausväter in dem Irrthum befangen wären, sie müßten sich um der Ehre der Schule, des Amtes willen, besser und feiner einrichten als sie es eigentlich vermöchten, und dadurch nur zu bald in quälende finanzielle Sklaverei fielen, während ein schlichtes, friedliches Genügen ihrem Berufe weit mehr nützen würde. Es soll mein Streben bleiben, fügte er wohl hinzu, mein äußeres Dasein so zu gestalten, daß jeder Lehrer, der mich besucht, sich sagen kann: 'So wie Der könnte ich es allenfalls auch noch haben.' Anderseits führte ihn der Drang zum Wohlthun mitunter weit über seine Mittel, wovon schon ein Beispiel aus Duisburg Zeugnis giebt. Bei den Armenbesuchen, die er als Diakon machte, fand er in einem Häuschen besonderes Elend, den Mann durch Trunksucht verkommen, und die Frau, umgeben von mehreren größeren Kindern, mit einem Wochenkindchen krank danieder liegend. Als er ihr zusprach, erhob sich zu Füßen des ärmlichen Lagers ein noch nicht zum Gehen fähiges elendes 2jähriges Knäbchen und reckte die Ärmchen so flehentlich nach ihm aus, daß er es tief ergriffen aufnahm und wie durch einen höheren Ruf sich zu seiner möglichen Rettung und Heilung veranlaßt fühlte. Er bürdete sich Schweres auf, als er sich den kranken Fremdling, der Johannes hieß, gerichtlich zusprechen ließ; nach jahrelanger Pflege in Kaiserswerth und Düsselthal sah er ihn zwar im Stande zu gehen und sich zu beschäftigen, aber ein wiederholter Versuch, ihn zwischen den eigenen Kindern mit zu erziehen, ließ seine Schwächen recht erkennen; nur in einem leichten Handwerk konnte er zu einiger Thätigkeit gebracht werden, bis er 18–20 Jahre alt starb, ohne seinem Wohlthäter je rechte Freude gemacht zu haben. Entmuthigt wurde Landfermann niemals durch solche Erfahrungen in seiner liebreichen Barmherzigkeit, die er auch in Koblenz noch vielfach bethätigte. Ein Beispiel unter vielen gebe davon

So konnte Landfermann sich ruhig in seinem Amte orientiren und die nöthigsten Besuche machen. Freundliches Entgegenkommen allenthalben that ihm wohl, aber er fühlte auch bald, daß er außer den amtlichen Reisen noch überwältigend viel zu thun haben würde, und zwar „nun alles fern vom eigenen Hause". Zu Landfermann's neuem Amtsgebiet gehörten 19 höhere Schulen (Gymnasien, Realschulen, Seminarien), dazu 400 christliche und 50 jüdische Elementarschulen; die Konsistorialarbeiten nahmen ihm nach seiner Schätzung (September 1843) wenigstens einen Monat vom Jahre weg. Es war ein mannigfaches, vielseitiges Arbeitsfeld, in das er eintrat, und da sein Vorgänger seit Monaten in Berlin war, wartete seiner gehäufte Thätigkeit. Er äußert sich darüber in einem Brief (19. Novbr. 1841) an einen Duisburger Freund:

„Auch uns andern geht es wohl, die Kinder sind ganz lustig: Parade, Musik, Soldaten, Weintrauben xc. Christian — der älteste Sohn — geht in eine Schule für evangelische Honoratioren: sie soll gut sein; er ist in die 2. Klasse gekommen. Vom Französischen habe ich ihm Dispensation erwirkt, leider kann ich das nicht von den absurden Sprachbüchern von Wurst, die hier im ganzen Bezirk grassiren: Gott helfe, daß ich sie todt mache. — — —

„Im Amt muß ich mir's sauer werden lassen: ich arbeite von Morgens 8-1 und 1/23-8 auf der Regierung, auch wohl länger. Bin ich erst eingeschossen, so wird es wohl rascher gehen und leichter. Das glaube ich aber schon jetzt sagen zu können, daß um mit

---

Kenntnis. Bei der Errichtung einer Taubstummen-Anstalt in Moers lernte er eine arme Frau von der Mosel kennen, die ihr krankes Töchterchen jedes Jahr einmal nach Trarbach holen und zurückbringen mußte, wobei ihr besonders das Übernachten in Koblenz viel Unkosten machte. Da ist ja leicht zu helfen, meinte Landfermann, wenn Sie mit dem Kinde immer bei uns schlafen, meine Frau wird gerne für Alles sorgen. So geschah es Jahre hin auf die fröhlichste Weise: fanden die unerwarteten Gäste das Haus schon von Andern besetzt, so nahmen sie mit einigen Matratzen auf den Dielen vorlieb; und wie freute sich der Hausherr jedes Wiedersehens!

Geist und Ideen arbeiten zu können, doppelt so viel Arbeiter nöthig wären im Schulfach und daß, wie die Sachen stehen, ich nur in Nebenstunden in Sachen der Gymnasien und Seminare werde arbeiten können, da jeder Tag 3-4 Volumina über Elementarschulen zu bearbeiten bringt: daß ein Bauer seine Kinder nicht in die Schule schickt, daß man einem Lehrer 6 statt 8 Klafter Holz giebt, daß der katholische Burgemeister dem evangelischen Lehrer nasses Holz giebt, daß der Pfarrer Ferien giebt, ohne es dem Schulinspektor anzuzeigen, daß ein Lehrer von jeder Taufe einen Schoppen Branntwein bekommt, — das war mein heutiges Pensum und daneben ein Gutachten über B. und C. zu lesen und ein Gesuch um Anstellung an einem Gymnasium abzulehnen. Das Konsistorium hat mir bis jetzt — außer den Sitzungen — nur das Protokoll der Synode zu lesen gegeben, sonst keine Arbeit. Übrigens sind manche wackere Leute in der Regierung. — — —

„Im Konsistorium und Prov.-Schul-Kollegium geht es ganz gemüthlich her und ganz freimüthig; in der Regierung ist nothwendig viel Juristerei. Noch arbeite ich nicht mit Unlust, ob's immer so bleiben wird?"

Unter dem 16. Decbr. schreibt er: „Mir geht es im Allgemeinen gut, ich dresche meine Tenne. In diesen Tagen hatte ich die Satisfaktion zu erkennen, daß ich nicht umsonst im Konsistorium sitze. — Es ist das Los eines Verwaltungsbeamten, zumal eines Schulraths, nicht eigene Interessen verfolgen zu können, sondern täglich durch fremde Bestrebungen, Einfälle, Verkehrtheiten gezwungen zu werden, auf dieselben einzugehen und Entscheidungen zu treffen."

Neben der Fülle der im vorstehenden charakterisirten alltäglichen Amtsgeschäfte, deren Übermaß selbst seine hervorragende Arbeitskraft bald drückend empfand, suchte Landfermann auch an specielle Verhältnisse bessernde Hand anzulegen. Die geistlose Art, in welcher der deutsche Unterricht in den mittleren und unteren

Klassen unter der Bezeichnung „Sprachdenklehre“ vielfach betrieben wurde, veranlaßte ihn, statt der dürren theoretisch-grammatischen Übungen Erweckung lebendiger Anschauung der Muttersprache in gehaltvollen, Geist und Gemüth bildenden Musterstücken und die Aneignung der Sprache zu tüchtigem und korrektem schriftlichen und mündlichen Gebrauch einzuschärfen*). Ebenso widmete er dem deutschen Unterricht der oberen Klassen seine Aufmerksamkeit. Eine Verfügung vom 16. Juni 1843**), welche die auf Grund einer früheren Verfügung eingegangenen Berichte bespricht, billigt zunächst Übungen in angemessener mündlicher Darstellung der Gedanken in dem Sinn, daß nicht eine scheinbare Beredtsamkeit erzielt werde, und unter der Voraussetzung, daß der Inhalt sich in der Sphäre der Schüler halte. Dazu kann jede Unterrichtsstunde Gelegenheit bieten, indem der Schüler zu planmäßiger Übung des Gedächtnisses, streng geordnetem Denken, klarer und kurzer Darstellung gewöhnt wird. Dies ist daher zugleich Aufgabe aller wissenschaftlichen Lehrer, nicht nur derjenigen des Deutschen. Stilus egregius dicendi magister, deßhalb werden auch Übersetzungen aus den Klassikern als angemessen bezeichnet.

Die Pflege des Gesanges und die Beobachtung der körperlichen Haltung im Hinblick auf die Ausbildung der Sprachorgane wird anerkannt, ebenso der Nutzen öfter wiederkehrender Redeakte, wobei der Erfahrung die Entscheidung vorbehalten wird, in wie weit dieselben über den engeren Kreis der Schule hinausgehen dürfen. Bei den freien Vorträgen, für welche geschichtliche Stoffe zwar bequem aber wenig geeignet sind, ist auf klare Disposition zu dringen; auch Disputirübungen können unter geschickter Leitung nützlich sein.

---

*) Vergl. die Ministerialverfügung vom 8. März 1843 bei Wiese, Verordnungen und Gesetze für die höheren Schulen in Preußen, I., S. 85 I. Aufl.). Vergl. auch das unten S. 241 f. Gesagte.

**) Wiese, a. a. O. S. 87.

Gelobt wird ferner die zusammenhängende Wiedergabe des Aufgefaßten am Schluß der Lehrstunde durch einzelne Schüler, ebenso der Vortrag gelesener Abschnitte der Klassiker nach Abschluß der Lektüre, z. B. einer ciceronianischen Rede, in freier Übertragung. Auch Klassenaufsätze in den oberen Klassen sind mit Maß angewendet förderlich. Die vaterländischen Schriftsteller sind als Muster zu verwenden, indem mehr auf die lebendige Totalanschauung als auf grammatische Zergliederung Werth zu legen ist; endlich müssen alle Vorträge der Lehrer selbst Vorbilder sein und womöglich frei gesprochen werden.

Sodann beschäftigte ihn der Religionsunterricht, über welchen er in Duisburg (s. S. 137) reiche Erfahrungen gesammelt hatte, die er durch gründliche Prüfung der gebräuchlichen Lehrbücher und durch Gedankenaustausch mit bewährten Religionslehrern, namentlich seinem Freunde Hülsmann in Duisburg, erweiterte und befestigte. Schon 1844 legte er seine Vorschläge über die beste und einheitliche Gestaltung dieses Unterrichtszweiges dem Minister Eichhorn vor, welcher daraufhin in einer Cirkularverfügung die sorgfältige Wahl der Religionslehrer und die Befragung der Konsistorien und General-Superintendenten in Erinnerung brachte*). Landfermann veröffentlichte seine Denkschrift unter dem Titel: „Der evangelische Religionsunterricht in den Gymnasien, ein Gutachten von Dr. W. Landfermann**)" 1846, und die in demselben Jahre versammelte Generalsynode sprach sich wesentlich im gleichen Sinne aus. Daraufhin forderte der Minister (8. Mai 1847) von Landfermann einen Bericht ein. Der Entwurf desselben hat sich unter seinen Papieren erhalten; der Gedanken-

*) Vergl. Wiese, Gesetze und Verordnungen, I, S. 83. I. Aufl.

**) Frankfurt am Main. Druck und Verlag von H. L. Brönner. 1846. Eine ausführliche Besprechung giebt ganz neuerdings Fay in seinem trefflichen Aufsatz in der Zeitschrift für den evangelischen Religionsunterricht, I, S. 94-114.

gang bewegt sich so vollständig in der gleichen Linie wie das Gutachten, daß wir von einer wörtlichen Wiedergabe absehen können.

Zweck und Ziel des Religionsunterrichts sieht Landfermann in der Heranbildung zu bewußten Mitbekennern des Glaubens der Kirche, zu lebendigen Gliedern derselben. Deshalb soll den Inhalt des Unterrichts die Verkündigung der Thaten Gottes, ihrer Zeugnisse und Wirkungen bilden. Erscheint in so weit der Unterricht des Gymnasiums nicht verschieden von dem der übrigen evangelischen Jugend, so verlangt er entsprechend der allgemeinen höheren Bildung des Gymnasiasten Erweiterung und Vertiefung, zugleich zur Sicherung „gegen die eigenthümlichen Anlässe zur Entfremdung von der christlichen Wahrheit", welche mit diesem Bildungsgang verbunden sind.

Ihre Quelle hat diese eigenthümliche Gefährdung in den socialen Kreisen, denen die Gymnasiasten anzugehören pflegen; sie besteht in Skepsis, Indifferentismus, Bekenntnislosigkeit, Unbekanntschaft mit den kirchlichen Symbolen, Einfluß der allem Christenthum feindlichen Tagespresse u.s.w. Daher hat der Religionsunterricht in den oberen Klassen wesentlich apologetisch zu verfahren, „auf wahrhafte Gnosis, denkende Aneignung der christlichen Wahrheit, Ausgleichung derselben mit dem subjektiven Denken aufs kräftigste hinzuarbeiten". Zu vermeiden ist die Zugrundelegung der symbolischen Bücher (da ganz abgesehen von den konfessionellen Bedenken, eine bestimmte Abgrenzung des Religionsunterrichts der Schule von dem Katechumenenunterricht dringend erforderlich ist), vielmehr ist auszugehen von der h. Schrift, „in dieser der Schüler heimisch zu machen, an ihr sein Bewußtsein von Gott und Welt und seinem eigenen Selbst während seiner ganzen Schulzeit ununterbrochen zu bilden und zu vereinigen, ihn in ihr die Offenbarung der wahrhaften Weltordnung und die heiligende Kraft des Evangeliums finden zu lassen, und auf dieser Grundlage in den oberen Klassen eine systematische Erkenntnis zu begründen, wo

denn auch die Bekenntnisschriften, insonderheit das augsburgische Bekenntnis, ihren angemessenen Platz finden."

Es werden dann die einzelnen Faktoren des Religionsunterrichts besprochen. — Von dem Lehrer fordert Landfermann neben eingehendsten theologischen und hinreichenden philosophischen Kenntnissen namentlich Bekanntschaft mit der schönen und vaterländischen Litteratur wegen ihres Einflusses auf die moderne Weltanschauung; „das wichtigste aber ist feste christliche Überzeugung und freudiges Bekenntnis derselben, daß er rede, weil er glaubt". Dringend wünschenswerth ist ferner, daß der Religionslehrer durch Unterricht in anderen Hauptfächern mehrfache und einflußreiche Beziehungen zu den Schülern gewinne, um zu zeigen, daß eine geläuterte Weltbetrachtung nirgends mit der christlichen Wahrheit in Widerspruch tritt, vielmehr erst in dieser ihre Vollendung findet. Am geeignetsten dafür sind die Klassiker, aber auch deutsche Litteratur, unter Umständen auch Mathematik und Naturlehre*). Neben einer gründlichen Vorbildung auf den Gebieten der historischen, exegetischen und systematischen Theologie ist aber auch eine Bürgschaft gegen individuelle Willkür erforderlich, entweder durch Erlaß einer allgemeinen Instruktion für Religionslehrer, oder durch Verpflichtung auf eine Formel **), welche den Unterricht auf Grund der h. Schrift

---

*) Das Hebräische, weil nur fakultativ, genügt in dieser Beziehung nicht. — Entsprechend diesen Anforderungen empfiehlt Landfermann eine Änderung der Prüfungsordnung vom 21. August 1824 und 20. April 1831.

**) Den Entwurf einer solchen Verpflichtungsformel, welche entweder bei der öffentlichen Einführung des betr. Lehrers in sein Amt oder in seiner Vokation Anwendung finden sollte, enthält das Gutachten an Eichhorn. Sie lautet: Nachdem Sie zum Lehrer an dieser Anstalt, namentlich zum evang. Religionslehrer an derselben bestellt sind, ist es da Ihr wohlerwogener Vorsatz und Wille, allen Pflichten dieses Ihres Amtes nach bestem Vermögen nachzukommen, insonderheit die Ihrem Religionsunterricht anvertrauten Schüler in der h. Schrift und der in dieser bezeugten Lehre der

und im Sinne der Kirche vorschreibt. Abzuweisen ist dagegen eine Verpflichtung auf die Symbole, welche viele tüchtige Kräfte abschrecken, vielmehr solche anziehen würde, „welche aus der Gottseligkeit ein Gewerbe machen“. Denn „in Schulen wird die Aneignung der Wahrheit so wesentlich durch die lebendige Persönlichkeit des Lehrers und die sittliche Autorität desselben vermittelt, daß die Überzeugung des Schülers von der Aufrichtigkeit und subjektiven Wahrhaftigkeit des Lehrers eine der höchsten Bedingungen für die Fruchtbarkeit des Religionsunterrichts ist“.

Um dem Schulunterricht in der Religion selbständigen Werth zu geben, muß eine Abgrenzung gegen den Konfirmandenunterricht dadurch gewonnen werden, daß die eigentliche Katechismuslehre*) dem letzteren zufällt. Daher ist dem Lehrstoff im Gymnasium die h. Schrift**) als Grundlage zu geben. Der untersten Stufe (Sexta, Quinta) fällt die biblische Geschichte von der Schöpfung bis zur ersten Mission in der Apostelgeschichte zu. Die Frage, ob das Alte Testament oder das Leben Jesu den Anfang machen soll, erledigt sich dadurch, daß eine elementare Kenntnis in Sexta vorauszusetzen ist. In den Händen der Schüler befindet sich auf dieser Stufe noch nicht die Bibel, sondern ein Lehrbuch***).

---

evang. Kirche sorgfältig und gründlich, als im Dienst der evang. Kirche und in Ehrfurcht vor deren Bekenntnis und Ordnung, zu unterweisen und nach allen Kräften dahin zu wirken, daß dieselben zu lebendigen Gliedern der evang. Kirche erwachsen?

*) Der Lehrplan von 1882 setzt selbständigen Katechismusunterricht fest.

**) Auch Joh. Schulze hatte in seinem Lehrplan für das Hanauer Gymnasium für den Religionsunterricht „ein durch alle Klassen fortgehendes sinniges Lesen der Bibel statt des bisherigen wenig fruchtbringenden Unterrichts“ festgesetzt. Vergl. Varrentrapp, Joh. Schulze und das höhere preußische Unterrichtswesen in seiner Zeit (Leipzig 1889), S. 132.

***) Von den von Landfermann angeführten Büchern hat sich, wie es scheint, nur das Zahn'sche noch im Gebrauch erhalten. — Über die Methode

Von Quarta an erfolgt zusammenhängendes Bibellesen, natürlich mit Auswahl, denn besonders hier gilt mit Rücksicht auf den Lehrer in dubiis libertas. Jedenfalls sind zu lesen: aus dem Alten Testament eine reiche Auswahl Psalmen, die bedeutendsten Abschnitte aus Jesaias, namentlich Kap. 1–12; 40–66; Sprüche 1–9; I. und V. Buch Mose (mit einigen Auslassungen), mehrere Stücke aus den Propheten, der Weisheit Salomos; die schöne Übersicht der alttestamentlichen Geschichte am Ende des Jesus Sirach. Wünschenswerth ist dabei eine verbesserte Luther'sche Bibelübersetzung. Im Neuen Testament ergiebt sich die Ausscheidung einzelner Theile (Apokalypse und einige kleinere Briefe) von selbst; zu lesen sind eine Synopse der drei ersten Evangelien oder Matthäus und Lukas ganz, das Ev. Johannis, die Apostelgeschichte, die Briefe an die Römer, Galater, Epheser, dazu erster Johannes- und erster Petrusbrief, der Jakobusbrief. Auch hier ist die Auswahl im einzelnen dem Lehrer freizugeben. Nach den Klassen würde sich folgende Vertheilung des Stoffes ergeben. Für Quarta und Tertia: Psalmen, Evangeliensynopse, Apostelgeschichte; für Sekunda und Prima: Jakobusbrief (der in Sekunda zweckmäßig den Anfang macht); Jesaias; Ev. Johannis; Römer- und Galaterbrief (ersterer nothwendig mit Luther's Vorrede). Dem Ev. Johannis wird passend Sprüche 1–9 vorausgeschickt werden. Den Abschluß mag in Prima der erste Johannesbrief bilden.

In Sekunda ist sodann eine kurze Übersicht der Geschichte des Kanons zu geben, wobei kritische Fragen nicht zu übergehen sind, aber auch „auf die fortschreitende Lösung dieser Fragen und beson-

---

des Unterrichts auf dieser Stufe äußert sich Landfermann dahin, daß der Lehrer zunächst den Abschnitt vorzulesen und die unerläßlichen Erläuterungen hinzuzufügen hat; dann wiederholtes Lesen und Nacherzählen seitens der Schüler, frei aber in den wesentlichen Zügen und möglichst im Anschluß an die Schriftsprache. Dazu reichliches Auswendiglernen von Sprüchen und der Hauptstücke des Katechismus.

ders darauf eindringlich zu verweisen (ist), daß trotz solcher Fragen und Zweifel die Schrift sich zu allen Zeiten als heilige und heiligende erwiesen hat, so daß das Leben der christlichen Kirche jederzeit von der lebendigen Geltung der Schrift im Zusammenhang aller ihrer Theile bedingt gewesen ist."

Die Erklärung der biblischen Lektüre ist möglichst einzuschränken und aus der Bibel selbst zu schöpfen. „Die biblischen Grundbegriffe: Gesetz, Sünde, Schuld, Sünde als Zustand und als einzelne That, organischer Zusammenhang des Menschengeschlechts, Mitschuld an der Sünde einer größeren Gemeinschaft und am Übel anderer, Gnade, Glauben, Werke, Versöhnung, Rechtfertigung, Heiligung, Leben und Wandeln im Geist, Leben, Tod, Vertrauen und Sorge, Treue, Wahrhaftigkeit, Kirche, Seligkeit ꝛc. sind in genaue Betrachtung zu nehmen und bei solchen Hauptbegriffen sind die prägnantesten Stellen der beiden symbolischen Katechismen .... heranzuziehen." — Für Sekunda und Prima, jedenfalls für letztere, ist die Lektüre der Bibel in griechischer Sprache vorzuziehen. Die dagegen erhobenen Bedenken sind nicht von Bedeutung gegenüber dem Umstand, daß die schwierigeren Bücher des Neuen Testaments im griechischen Text leichter als in der Übersetzung verstanden werden können, namentlich Grundbegriffe wie μετανοειν, καταλλασσειν ꝛc. Den Abschluß kann der Unterricht in Prima finden „in einem systematischen Inbegriff des christlichen Glaubens und des demselben entsprechenden und aus demselben hervorgehenden Lebens als einer Realisirung der wahrhaften Weltordnung und seiner Entfaltung in den Lebenssphären des Individuums, der Familie, des Volks und Staats und der Kirche . . . Eine Hauptaufgabe dieses Theils des Unterrichts ist aber, die von Anfang an vorbereitete Ausgleichung des subjektiven Denkens mit der christlichen Wahrheit zu einem Abschluß zu bringen und die apologetischen Momente des früheren Unterrichts zusammenzufassen. Hier ist vielleicht der schwierigste Theil der Arbeit

des Religionsunterrichts: er hat auf das allgemeine und auf das individuelle Bedürfnis der Jünglinge einzugehen, ihre Fragen, Bedenken und Zweifel, soweit sie ernster und gewissenhafter Art sind, nicht mit Machtworten abzuweisen, sondern vielmehr deren offene Äußerung zu fördern, um sie auflösen zu können."

Daneben wird für die oberen Klassen kirchengeschichtlicher Unterricht gefordert. So lange eine Behandlung der allgemeinen Geschichte nicht angängig ist, welche gleichmäßig politisches, religiöses und in weitestem Sinne kulturelles Leben berücksichtigt, so sehr dies auch der Forderung der Koncentration des Unterrichts entsprechen würde, so lange muß Kirchengeschichte gelehrt werden. Sie hat zu beginnen mit „der Vorbereitung unter den Juden" unter gedrängter Zusammenfassung der Hauptmomente, dann etwas ausführlicher das Geistesleben und die sittlichen Zustände des heidnischen Alterthums im Licht des Evangeliums zu erläutern. Die Darstellung der Geschichte der christlichen Kirche hat die Entwicklung der christlichen Gemeinde nach Lehre, Verfassung, Zucht zur Anschauung zu bringen, wobei die Confessio Augustana heranzuziehen und die konfessionellen Unterscheidungslehren zu erörtern sind, vor allem aber die Bedingtheit des Lebens der Kirche von ihrem lebendigen Zusammenhang mit ihren Grundlagen, d. h. der h. Schrift hervortreten und der Nachweis der fortwährenden Arbeit der Kirche an ihrer Reinigung (Reformation), Einigung (Union), Ausbreitung (Mission) geführt werden muß. Auf anschauliche Schilderung der Kulminationspunkte und lebendige Darstellung ausgezeichneter Persönlichkeiten wie Augustin, Chrysostomus, später Bonifaz, der Reformatoren und ihrer Vorläufer, eines Spener und Francke ist dabei Werth zu legen. „Überall aber ist zu urgiren, daß das echt Christliche im Glauben und Leben aller Jahrhunderte geschichtliches Eigenthum unserer am 1. Pfingsttage beginnenden evangelischen Kirche ist."

Aus der Dogmengeschichte sind nur die Hauptentwicklungs-

momente des Dogmas und die Irrthümer, durch welche diese bezeichnet werden, zu erwähnen, vorzugsweise „die Irrlehren, welche in neuen Formen immer wieder auftauchen: rationalistischer Ebionitismus, falsche Gnosis u.s.w. — Alle gelehrte Breite ist dabei zu vermeiden, wohl aber das biblische, dogmatische und moralisch-paränetische Moment hervorzuheben, um dem Religionsunterricht selbständigen Werth für die religiöse Entwicklung der Schüler zu geben*).

Um den unvergleichlichen Schatz des deutschen evangelischen Kirchenliedes, in welchem „eine wahrhafte Union" längst vollzogen ist, auch der Schule dienstbar zu machen, empfiehlt Landfermann einen Kanon der hervorragendsten Kirchenlieder aufzustellen, sei es durch kirchliche Berathung und Feststellung, sei es durch Beschluß der einzelnen Anstalten. In den beiden unteren Klassen sind dieselben zu lernen und soweit nöthig durch den Lehrer zu erklären, in den oberen zu repetiren.

Wir übergehen die z. Th. eingehenden Bemerkungen über verschiedene Lehrbücher, weil diese kaum noch bekannt sein dürften. Bezüglich der Lehrstunden dringt Landfermann auf Trennung der einzelnen Klassen (auch in dem Gutachten an Eichhorn wird dies noch besonders betont), aber auf Beschränkung der Stundenzahl auf zwei**) für die unteren und mittleren, auf drei in den oberen Klassen.

Hinsichtlich der Lehrform heißt es: „Die Geringschätzung

---

*) Für die vier Jahre von Sekunda und Prima ergiebt sich demnach folgende Eintheilung: für Prima Glaubenslehre mit beständiger Rücksicht auf die Wirkungen des Glaubens auf das Leben; Lehre vom christlichen Leben mit beständiger Rücksicht auf dessen Grundlage im Glauben. — Für Sekunda: Lehre von der Bibel und ihren Theilen; Kirchengeschichte.

**) Klopsch, Gymnasium und Kirche (Berlin 1842), forderte sechs. Vgl. die treffende Bemerkung von O. Jäger, das humanistische Gymnasium, S. 59.

früherer Zeit gegen das gedächtnismäßige Aneignen überall und besonders auch beim Religionsunterricht kann nur schädlich sein . . Die Sprüche, Bibelstellen, Lieder und prägnanten Stellen der Symbole müssen dem Gedächtnis unverlierbar eingeprägt werden, und der Lehrer ist unbrauchbar, der die darauf zu verwendende Zeit verloren achtet. Die Thorheit, nur völlig Verstandenes auswendig lernen lassen zu wollen, ist hier, wo es einen Inhalt gilt, an dem auch ein gereifter männlicher Verstand fort und fort zu thun behält, ganz besonders verwerflich . . . Ein beginnendes, ahnendes Verständnis werde vor dem Auswendiglernen vermittelt und dann zuversichtlich der unerschöpfliche Inhalt dem Gedächtnis als ein reiches Saatkorn anvertraut. Das tiefere Verständnis der Wahrheit wird durch wenig so gefördert als dadurch, daß der ursprünglichste, prägnanteste Ausdruck derselben bleibend vor der Seele steht und auch dann gegenwärtig ist, wenn das Individuum gerade diejenige Lebenserfahrung macht, welche geeignet ist, ihm i ndividuelldas volle Verständnis zu eröffnen."

Zu vermeiden ist alles, was nicht unbedingt zur Vermittlung der verkündigten Wahrheit erforderlich ist, also das stille Vertiefen in dieselbe stört: alle ausgeartete Heuristik oder gar formale Geistesübungen, aber auch alle breiten Paraphrasen und erbaulichen Nutzanwendungen, exegetische, kirchenhistorische Gelehrsamkeit u.s.w.

Eine Ergänzung des Religionsunterrichts bilden die gemeinsamen Schul- (Morgen-) Andachten, bestehend in Gesang, Lesen eines Bibelabschnitts, Gebet, für welche ein Lektionarium im Anschluß an das Kirchenjahr festzustellen ist. Die Theilnahme des Gymnasiums am öffentlichen Gemeindegottesdienst ist als freie Sitte zu fördern, jeder Zwang jedoch, wie er in Folge mißverstandener Auffassung des § 5 der Ministerialverfügung vom 28. Juni 1826 bisweilen geübt wird und auch in der Anweisung bestimmter, vielfach sehr ungeeigneter Kirchensitze sich äußert, ist auszuschließen; in gleichem

Sinne ist die Theilnahme an der gemeinsamen Abendmahlsfeier zu behandeln. Im übrigen aber wird sich die Schule auf Präventivmaßregeln, Abwehr aller ungünstigen Einflüsse durch Persönlichkeiten, Lehrbücher, namentlich in Geschichte und Litteratur, u.s.w. zu beschränken haben. Positiv einwirken kann sie durch die Zucht, welche ihr Verhältnis zur religiösen Bildung durch Erweckung der Pietät bethätigt. „Die Anforderung frischer turnerischer Rüstigkeit, Wehrhaftigkeit des Leibes, nicht minder geistiger Rüstigkeit in wissenschaftlichem angestrengten Fleiß und im Kampf gegen Lüsternheit, Unzucht, Gemeinheit; sodann die Beziehung auf ein irdisch nahestehendes großes Ganze, dem der Jüngling in der Rüstigkeit des Leibes und der Seele dienen soll: auf Volk und Vaterland, eine Beziehung, die ihm Klassiker und Geschichte so nahe legen; dies ist also das eigenthümliche, individuelle, dem Verständnis des natürlichen Menschen naheliegende Gesetz für die Jugend unserer Gymnasien, an dem sie neben dem vorläufigen Segen, daß es ihr einstweilen der wirksamste Damm gegen die Sünde ist, zugleich die Unzulänglichkeit ihrer eigenen Kraft erkennen und Sehnsucht nach einem höheren Heil gewinnen kann. . . . Administrative Maßregeln, die ja überhaupt sehr wenig in allen Angelegenheiten des geistigen inneren Lebens vermögen, wo man wohl das Sausen des Windes hört, aber nicht weiß von wannen er kommt und wohin er fährt, sie werden diesen Geist gesetzlicher Vorbereitung auf das Evangelium nicht hervorrufen können."

Wir haben absichtlich in so ausführlicher Weise Landfermann's Ansichten wiedergegeben, weil sie unschwer die Frucht der eigenen Lebenserfahrung erkennen lassen, welche ihm in der harten Festungszeit gereift war. Unmittelbar konnte er sodann für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, die Frage der Reform des gymnasialen Religionsunterrichts in Fluß gebracht zu haben. Der Minister sandte einen Auszug der Denkschrift an die Schulkollegien zur Begutachtung, und eine große Anzahl öffentlicher Besprechungen

folgte. Auch hatte Landfermann die Genugthuung, daß, wenn auch allmählich, so doch in den wesentlichsten Punkten seine Forderungen zur Annahme und Durchführung gelangten.

Schon auf der 1846 einberufenen außerordentlichen Generalsynode, deren Mitglied Landfermann als Stellvertreter seines Oberpräsidenten Eichmann von Anfang Juli bis zum Schluß der Sitzungen war, konnte er sich einer vielfachen Zustimmung zu seinen Ansichten erfreuen. Das Gutachten der sechsten Kommission der Synode, welche das Verhältnis von Schule und Kirche zu behandeln hatte, sprach sich in allem Wesentlichen übereinstimmend mit seinen Aufstellungen aus, was ihm um so erwünschter sein mußte, als er zwar Mitglied der Kommission, aber in Folge seines späten Eintritts nur an der schließlichen Redaktion des Gutachtens betheiligt war*). Wenn auch die Generalsynode selbst zu einer Äußerung in der Frage nicht mehr gelangte, weil sie nach Abschluß der Verhandlungen über die Kirchenverfassung vertagt und nicht wieder einberufen wurde, so fand Landfermann doch wiederholt Veranlassung, auch in den Plenarsitzungen seinen Ansichten Ausdruck zu geben. Im Zusammenhang mit seinen Wünschen bezüglich der Vorbildung der Lehrer (vgl. S. 169) steht ohne Frage der Antrag, allgemeine religiöse Vorlesungen an den Universitäten einzurichten, deren Bedürfnis, soweit es nicht schon befriedigt werde, die Synode anerkannte**). Geringeren Vortheil für die Vorbildung der Geistlichen zu ihrem praktischen Beruf versprach er sich von

*) So äußert sich Landfermann selbst in der oben erwähnten Denkschrift an Eichhorn; die sehr wünschenswerthe Vergleichung seines Gutachtens und des der Kommission verbot sich, da letzteres, weil nicht im Plenum verhandelt, unter die Aktenstücke des amtlichen Berichts nicht aufgenommen, sondern, wie es scheint, nur im metallographischen Abdruck an die Mitglieder vertheilt wurde.

**) Ministerialverfügungen vom 9. December 1852 und 10. Mai 1856 brachten diese Vorlesungen wieder in Erinnerung.

der Einrichtung von Seminaren nach dem Wittenberger Vorbild, da diese leicht einseitig würden und keine Gewähr für praktische Ausbildung böten. Ein weit besseres Mittel zur Fortbildung im Leben sah er für den jungen Geistlichen im Vikariat, das zugleich Hilfe und praktische Ausbildung gewähre. Er rieth daher die Entscheidung auszusetzen und erst Erfahrungen zu gewinnen*). Auch gegen die allgemeine Einführung des Instituts der Repetenten an den Universitäten äußerte er sich, weil ihm die Einrichtung noch nicht genügend erprobt zu sein schien. Wie er aber eine Verpflichtung des Religionslehrers (vgl. S. 170) auf die kirchlichen Symbole nicht für zweckmäßig hielt, so sprach er sich auch gegen den Symbolzwang bei der Ordination der Geistlichen aus. „Es handelt sich nicht bloß, so äußerte er sich**), um eine Pacifikation der Kirche, sondern um ihre Grundlage in Wahrheit und sittlicher Ordnung; die jetzige Lage macht es den meisten Geistlichen und zwar vielen ernsten, frommen und treuen Männern sehr schwer, wo nicht unmöglich, das zu sein, was sie sein möchten und sein sollten: freudige Bekenner ohne alle Mentalreservation. Aber auch den Gemeinden raubt dieser Zustand das Vertrauen, daß sie in ihren Lehrern treue aufrichtige Bekenner haben, und damit verlieren ebenso sie selbst die Freude, wahrhaftige Mitbekenner zu sein, als die Geistlichen den Segen, der aus solchem Mitbekenntnis auf sie zurückströmt. Einer der Grundschäden der römischen Kirche ist der, daß in Folge ihrer Verpflichtungsweise der Glaube des Volkes an seine Lehre abhanden gekommen ist, und die evangelische Kirche schwebt in gleicher Gefahr. Dieser Zustand ist nicht neu und vorübergehend,

*) Die Synode entschied sich mit geringer Majorität für Einrichtung kleinerer Seminare und einstimmig für möglichste Durchführung des Vikariats.

**) Nach Krüger, Berichte über die erste evangelische Generalsynode Preußens im Jahre 1846 (Leipzig, Brockhaus, 1846), dem diese Mittheilungen entnommen sind.

so daß man temporisiren könnte; nein, man hat das lange genug gethan, dieser Zustand dauert, sich in immer steigender Progression fortentwickelnd, fast schon hundert Jahre, es ist also Zeit, daß die Kirche soviel Zuversicht zu sich selbst gewinnt, ohne paläologische Rücksichten Abhilfe zu schaffen. Ich fordere die Kirche dazu auf, nicht bloß im Namen der Geistlichen und Gemeinden, sondern auch in meinem und meiner Kinder Namen, im Namen vieler Jünglinge, die ich zum geistlichen Studium angeregt und vorbereitet habe, meiner geistigen Söhne. Diese Abhilfe zu versagen, namentlich jetzt, wo die Schäden so aufgedeckt sind, das hieße die Auflösung der Kirche dekretiren. Die Abhilfe besteht aber darin, daß kein Bekenntnis von den Lehrern der Kirche gefordert wird, als was die Kirche fordern muß, um evangelisch-protestantische Kirche zu bleiben, und was sie von denen voraussetzen kann, die mit sittlichem Ernste dem Studium der Theologie und der h. Schrift obgelegen haben. Und diese Abhilfe liegt in dem Gutachten*), selbst in seinen Formularen**), ohne Einwendungen dagegen auszuschließen. Die Gegner sagen, wir müssen festhalten, was wir haben. Ja, wenn wir nur wüßten, was wir hätten! Andere Vorschläge verdecken den Schaden, aber desto tiefer wird er in das Mark der Kirche fressen. Man warnt uns vor Secessionen, vor Hohn der Gegner; dazu ist kein objektiver Grund im Gutachten und darum die Warnung nicht hoch anzuschlagen; subjektive Irrungen und Mißverständnisse können eintreten, aber ist anders das Heilmittel gesund und richtig, so wird sich auch in Liebe, Geduld und Hoffnung ein Verfahren finden lassen, wodurch sich die subjektiven Irrungen erledigen werden. Ich lebe und wirke fünfzehn Jahre lang in den

*) Gemeint ist das der ersten Kommission der Generalsynode, welcher Jul. Müller, Nitzsch, der Bischof Ritschl und Andere angehörten; Referent war Nitzsch.

**) Für die Ordination, welche im Interesse der Union von der Regierung dringend gewünscht wurden.

westlichen Provinzen, aber von Gemeinden, wo eine Wolke von Zeugen für die Symbole zu finden wäre, habe ich nichts wahrnehmen können.“ Als warmer Freund der Union stimmte er für das von Nitzsch entworfene Ordinationsformular.

Entsprechend Landfermann's Abneigung gegen allen Gewissenszwang hinsichtlich der Symbole war es auch ein Ausfluß seiner humanen Gesinnung, wenn er bezüglich des Verfahrens gegen Geistliche wegen Irrlehre Bedenken gegen die Einholung von Gutachten einer bestimmten Fakultät aussprach, weil deren Wahl „in Voraussicht eines erwünschten Bescheides geschehen könne“, und in derselben Absicht die Veröffentlichung der Gutachten forderte. Auf seine Anregung wurde ausdrücklich konstatirt, daß einen wegen Irrlehre abgesetzten Geistlichen keinerlei ungünstige Folgen in seiner bürgerlichen Stellung treffen sollten.

Das Verhältnis von Schule und Kirche wünschte Landfermann zu einem möglichst engen zu gestalten. Zwar schien es ihm nicht angemessen, wenn der Stahl'sche Entwurf der Kirchenverfassung dem Presbyterium auch die Überwachung der Schule innerhalb der gesetzlichen Grenzen, insbesondere des Schulbesuchs zuwies, weil sich daraus leicht Konflikte mit den schon vorhandenen Schulvorständen ergeben konnten, doch sprach die Synode auf seinen Antrag *) „das Vertrauen zu den höchsten Schulbehörden aus, daß sie immer mehr Mittel und Wege finden würden, um die christliche Erziehung der Schule sicher zu stellen.“ Anderseits suchte er auch die Schule für das Leben der Kirche zu interessiren, indem er in der Vertretung derselben auch dem Lehrstand eine Stelle zu sichern strebte. Sein Vorschlag, daß stets ein selbständiger Elementarlehrer dem Presbyterium angehören sollte, wurde freilich unter dem Hinweis, daß der Lehrer wie jeder andere Hausvater wählbar

*) Vergl. auch S. 235.

sei, abgelehnt; wohl aber auf seine Veranlassung den Elementarlehrern in der Kreissynode, und den gelehrten und Volksschulen in der Landessynode ein Vertreter zugestanden.

Auch sonst nahm Landfermann an den Verhandlungen der Generalsynode lebhaften Antheil, und wiewohl, was selbstverständlich auch von dem oben Mitgetheilten gilt, diese Verhandlungen zunächst nur in sehr beschränktem Maße praktischen Erfolg hatten, so würde doch eine wichtige Seite in Landfermann's Bilde fehlen, wollten wir sie deshalb übergehen. Über sein Auftreten berichtet ein Mitglied*) der Synode: „Er war schon durch seine Erlebnisse ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und Theilnahme .... In der Generalsynode nahm er von seinem ersten Eintritte an den lebendigsten und fruchtbarsten Antheil an allen wichtigen Berathungen und zwar immer in entschiedener markiger Sprache, in der Kraft einer festen Überzeugung auf Erfahrung gegründet und mit hellem Blicke für die wahren Bedürfnisse und Forderungen der Zeit."

Da Landfermann die rheinische Kirchenverfassung aus eigener Anschauung kannte, so mußte der Stahl'sche Entwurf für die Presbyterialverfassung der sechs östlichen Provinzen nach mehrfacher Richtung ihm Bedenken erregen. So trat er eifrig und mit dem Freimuth, der ihn auszeichnete, für Erweiterung der Rechte der Gemeinde und Beschränkung der landesherrlichen Befugnisse ein, und mit ihm entschied die große Mehrheit der Synode. „Nachdem er gerügt, daß in dem Gutachten die zwei Faktoren der kirchlichen Gemeinschaft, Gemeinde und Landesherr, immer nur neben, ja gegen einander gestellt wären, ohne sie zusammenzufassen und in eine lebendige Einheit zu bilden, und daß der Gemeinde viel zu wenig Rechte eingeräumt wären, äußerte er weiter: viel zu viel

*) Krüger, Erinnerungen an die erste preußische Generalsynode im Jahre 1846. Persönliches und Sachliches. Delitzsch, R. Pabst 1874; vergl. die Anmerk. S. 178.

fällt in den anderen Faktor, den Landesherrn. Es ist ein weltgeschichtliches Verdienst der Reformation, daß sie die Versöhnung der Kirche und des Staats vollbracht und den Fürsten zum vornehmsten Gliede der Kirche gemacht hat. Aber daraus folgt nicht, daß der Landesherr etwas anderes sei als eben das erste Glied der Kirche, daß er als alleiniger Inhaber der Kirchenmacht erscheine. In dem Entwurfe aber, der nicht einmal davon redet, ob dabei der Landesherr als evangelisch vorauszusetzen sei, gehen von diesem Faktor alle Verwaltungsbeamten aus, über deren Anstellung er die Gemeinde nur „anhört", also koncentrirt sich die ganze Verwaltung in dem Landesherrn. Verwaltung aber ist weit wichtiger als Gesetzgebung; da pulsirt das tägliche Leben und zieht die Gesetzgebung nach. Auch bei Entscheidung aller wichtigen Fragen, selbst über die Lehre, ruht immer das Gewicht auf diesem einen Faktor, und er hat ein solches Übergewicht, daß offenbar eine Hypertrophie dieses Gliedes der Kirche stattfindet, welche, besonders wenn man sich denkt, daß einmal der Landesherr ganz außerhalb der Kirche und des kirchlichen Lebens steht, wofür es doch auch Beispiele giebt, um so gefährlicher erscheint. — Eine Stelle des Gutachtens spricht in bezug auf ein durch Kooptation sich fort und fort ergänzendes Presbyterium: „Ein solches Häuflein, das sich der Kirchenregierung bemächtigt, hat keine geringere Versuchung, sich profanen und unkirchlichen Motiven hinzugeben, als die Gesammtheit der Gemeinde." Das ist gewiß sehr wahr, gilt aber nach allen Seiten hin. Christus selbst bezeichnet als das Höchste die Gemeinde, indem er spricht (Matth. 18, 17): „Höret er die nicht, so saget es der Gemeinde"; und in der Apostelgeschichte erscheinen allenthalben die Gemeinden mit den Aposteln und Ältesten als beschließend und entscheidend."

Aus der gleichen Überzeugung entsprang seine Ansicht, dem Laienelement auf den Synoden eine möglichst ausreichende Vertretung zu geben, welche er mit folgender charakteristischen Erzäh-

lung begründete: „Als er vor zehn Jahren den Segen gehabt, einer Provinzialsynode als Ältester beizuwohnen, und, während er beim ersten Blick auf manche Mitglieder sich einer gewissen Furcht nicht habe erwehren können, nachher doch einen so trefflichen Geist in den Verhandlungen und einen so reichen Segen fürs kirchliche Leben wahrgenommen habe, da habe er einen Freund gefragt, wie das doch zugehe, und dieser ihm geantwortet: Ja, das macht, daß hier viel für die Synode gebetet wird; wer nun am meisten gebetet, ob Geistliche oder Weltliche, das wisse er nicht, wohl aber das, daß man zum Geiste des Herrn immer Vertrauen haben müsse."

Diesen Anschauungen entsprach es auch, wenn Landfermann dafür eintrat, daß die Kreissynode ihren Vorsitzenden selbst wähle; ebenso stimmte er dem Antrag Bethmann-Hollweg's zu, daß die Provinzialsynode dem Landesherrn drei Kandidaten für die Generalsuperintendentur bezeichne, während er anderseits von dieser den Vorsitz in der Provinzialsynode nicht getrennt wissen wollte.

Endlich mag hier noch als ein sehr bezeichnender Zug Erwähnung finden, daß Landfermann gleichzeitig mit dem Antrag auf allgemeine theologische Vorlesungen*) eine Äußerung der Synode in dem Sinne herbeiführte, es sei wünschenswerth, daß die Regierung ihre Aufmerksamkeit darauf wende, wie dem immer wieder sich kundgebenden Bedürfnis der Studirenden nach korporativer Vereinigung in legaler Weise Rechnung zu tragen sei. Er begründete diese Anregung, deren Ursprung sich leicht erkennen läßt, damit, daß dieser Korporationsgeist, auf uralter nationaler Sitte wurzelnd, unter zweckmäßiger Leitung sich sehr heilsam erweisen, frischen Gemeingeist wecken und gegenseitige sittliche Wahrung und Stärkung fördern würde. Auch die Burschenschaft, ursprünglich auf reinen Absichten beruhend, sei selbst in ihrer Ver-

*) S. 177.

kümmerung und Entstellung für viele segensreich gewesen. Die jetzigen Verhältnisse erzeugten aber mannigfache Übelstände: auf der einen Seite Vereinsamung, auf der andern Befriedigung des Associationstriebes auf illegale Weise, woraus Zweideutigkeit des Charakters und Gewöhnung an leichtfertiges Verhalten gegenüber dem Gesetz und dem gegebenen Wort entstehe. Daher sei auch die Kirche betheiligt und verpflichtet, für ihre künftigen Diener zu sorgen*).

Die Unruhen, welche die folgenden Jahre brachten, mußten Landfermann tief bewegen. Wer, wie er, mit ganzer Seele am engeren und weiteren Vaterlande hing, konnte der Entwicklung der Dinge nur getheilt zwischen Hoffnung und Besorgnis folgen. Einige Briefe aus dem Jahre 1848 an die Schwiegereltern in Heidelberg geben am besten seine Stimmung und Ansichten kund**).

„Koblenz, 1848. Es ist so viel Herzeleid im Vaterlande, daß man wohl Ursache hat, es einander mitzutheilen, wenn es irgendwo freundlich und friedlich aussieht, — und Gottlob, so ist es bei uns.

„Aber die Ruhe hier am Orte scheint doch nur äußerlich, und

*) Für das Album, welches die Mitglieder der Synode dem Minister Eichhorn nach dem Schluß der Verhandlungen überreichten, wählte Landfermann den Spruch Mark. 9, 24: „Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben."

**) Ob Landfermann im Frühjahr 1848 in Frankfurt am Main anwesend war, wie Duckwitz, Denkwürdigkeiten (Bremen 1877) S. 217-219 erzählt, erscheint fraglich, und die handgreiflichen Mißverständnisse legen den Gedanken an eine Verwechslung recht nahe. Nach Duckwitz soll Landfermann am 29. März d. J. in einer sehr stürmischen Versammlung im Weidenbusch dem Demokraten Struve mit kräftigem Wort entgegengetreten sein, als dieser „die Blutsauger, die Regenten Deutschlands mit sämmtlichen Ministern und Beamten abgethan" wissen wollte. Was aber Duckwitz aus der angeblichen Rede Landfermann's anführt, — er habe die Feldzüge 1813-1815 mitgemacht und sei mehrfach verwundet worden — liefert nur einen hübschen Beleg für die Leichtigkeit der Mythenbildung in aufgeregter Zeit.

ein Theil der Bevölkerung ist auch, wie in Mainz, Trier, Köln, Düsseldorf, Mannheim, ein zigeunerhaftes Gesindel ohne Gesinnung, ohne Zucht, ohne Vaterland. Das neuliche Demoliren und Plündern des Hauses unseres Frankfurter Deputirten, der für den Waffenstillstand gestimmt hatte, brachte keine andere Folgen, als daß einige Leute, leider nur Verführte, keine Verführer, ins Gefängnis kamen und es sich zeigte, daß die Bürgerwehr auch hier nur ein elendes Kinderspiel ist. Herr A., wie ich höre, sonst ein ehrenwerther Mann, hat übrigens geerntet was er gesäet hat, denn in den Märztagen, wo er hier war, schenkte er reichlich demagogischen Branntwein ein — nun hat er ihn selbst austrinken müssen, denn eine Nemesis steht fest in der Welt. —

„Was ist aber aus unserm Deutschland geworden! Welcher Mangel an Verständnis und sittlichem Halt in unserm Volke kommt zu Tage. — Auch mir ist die neue Zeit in meine Wirksamkeit grell hineingetreten in einzelnen Fällen, zum Beispiel: Ein begabter junger Mann, die Hoffnung einer Wittwe, war von uns zum Gymnasiallehrer ernannt und bereits an Ort und Stelle. Da weigert er sich den Eid zu leisten, weil es keinen König mehr und besonders auch keinen Gott gebe. Da er dabei blieb, so nahmen wir seine Anstellung zurück. —

„Die Wünsche der Elementarlehrer, welche sich eine goldene Zeit versprechen, machen mir schmerzlich zu thun, weil ich voraus sehe, wie bitter sie sich getäuscht finden werden. Mittlerweile habe ich das Amt eines Rektors der hiesigen höheren evangelischen Schule übernommen, da der frühere schnell starb und das Geld noch fehlte, rasch einen neuen anzustellen. Da bin ich also wieder auf meinem alten Boden, gebe aber wöchentlich nur einige Stunden in einer Mädchenklasse dabei, wohin ich meine Älteste mitnehme, die leider ihre beste Freundin und den Unterricht mit ihr durch plötzliche Versetzung ihres Vaters nach Berlin verloren hat.

„Gott gebe Euch und uns ein fröhliches unverzagtes Herz."

Koblenz, 1848.

„Eins ist besonders traurig! Nie seit Deutschland steht, hätte es des versöhnenden, stärkenden, heilenden Einflusses der Religion dringender bedurft, und wie steht es damit? 1813 war das deutsche Volk ein frommes Volk. Gottesfurcht und dankbare Anerkennung der Mittheilung Gottes in Christus an die Welt, bei aller Verschiedenheit in der Auffassung derselben, war die Regel. Viel Sentimentalität lief nach deutscher Art mit unter, viel Unklarheit, Unbestimmtheit der Gedanken, — aber das deutsche Volk war fromm. Die Anfechtung hatte aufs Wort zu merken gelehrt. Und jetzt? Wir alle sind schuld, daß es so ist, wie es ist; laßt uns ja den Wahn von uns fern halten, der alle Schuld auf einer Seite sucht; aber freilich wo die Macht und die Einsicht ist, ist in der Regel auch die größere Schuld, wenn es schief geht. Und da wird die religiöse Bevormundung, die 1817 begann und in Agende, Union und in der Fiktion, „die symbolischen Bücher drückten das Bewußtsein des Volkes aus“, sich geltend machte, einen schweren Theil der Schuld tragen, daß so Vielen im deutschen Volke das Evangelium jetzt gleichgültig oder selbst zuwider ist. Nun, die Anfechtung wird nicht ausbleiben und wieder aufs Wort merken lehren.

„Ein anderes was Gott mit dieser Zeit will scheint mir dieses zu sein. Die bürgerliche Gesellschaft, das Volk, bedarf, wenn es nicht ein Haufen ohne Ordnung, Verstand, Kraft sein soll, der Gliederung, der Einordnung jedes Einzelnen an seine rechte Stelle im Ganzen. Das hatte der Instinkt früherer Jahrhunderte in allen Lebenskreisen durch Einrichtungen wie Zünfte, Innungen verwirklicht. Da fand der Einzelne sittlichen Halt, bürgerliche politische Kraft und Geltung: er hörte auf ein Staubkorn zu sein, er wurde ein lebendiges Glied eines Ganzen; bedingt war dieser Gewinn durch Beschränkung der persönlichen Freiheit: so frei wie ein Beduine, wie ein Thier der Wüste kann man als Glied der Gesell-

schaft nicht sein. Die Sache verknöcherte, wurde egoistisch monopolistisch — des Untergangs würdig. Die Revolution von 1789 zertrümmerte sie, — zugleich aber auch den der Sache zu Grunde liegenden Gedanken. Die bürgerliche Gesellschaft wurde ein Haufen Staub ohne Gliederung, Ordnung, Kraft. Wer das beklagte, galt für mittelalterlich, aristokratisch. — Jetzt ist die Innung wieder überall das Losungswort. Der Gedanke wird wieder lebendig, in dem die Rettung der Freiheit und der Ordnung liegt, ohne den der Despotismus unvermeidlich ist. —

„Unterwegs sprach ich bei Magdeburg den greisen Dembinski, der aus Frankreich nach Krakau eilte und seine beiden Söhne auch nach Polen bestellt hatte. Er sagte mir: von Paris wird noch viel Unheil für die Menschheit ausgehen. In Polen wünscht er sein Grab zu finden. Er schien wenig zu hoffen, wer kann das auch für ein solches Volk! Ich fürchte, dieser letzte Versuch der Polen wird die Theilung Polens als etwas unvermeidliches rechtfertigen, wie die Banditenzüge in Baden die Ausweisung Idstein's und Hecker's so glänzend gerechtfertigt haben.

„Ich schreibe für die Mutter noch einen Vers ab:

Der Himmel ist blau! Er fällt nicht ein
Vom Sturme irdischer Schmerzen,
Es hungert das Volk, und die Bösen schrei'n
Den Aufruhr ihm in die Herzen! —
Da ist kein Glaubens-, kein Liebesband,
Sie reißen's mit frechen Händen,
Wie soll, o Herr, mit dem Vaterland
Das enden, das enden!

Nun, Gott wird Recht behalten!"

Koblenz, 1848.

„Israel hat dennoch Gott zum Trost, wer nur reines Herzens ist". Diese Worte, womit der 73. Psalm in einem großartigen Dennoch beginnt, vergegenwärtigte ich mir gestern, sie werden

auch Euch eine ansprechende Erinnerung sein, wie überhaupt die Psalmen ein Schatz für Zeiten wie diese sind. Wie wir gestern den Geburtstag des Königs feierten, des Mannes, den die Geschichte nicht ohne schweren Tadel lassen wird über eigensinnigen Hochmuth und dann strafbare Weichheit gegen die Banditen des 18. März, den sie aber rein waschen wird von allen den Vorwürfen, welche man von demokratischer Seite auf ihn gehäuft hat; dem sie die Ehre lassen muß, daß er edel, geistvoll, thätig, voll Liebe war, und mit dessen Wohl noch heute das Wohl Deutschlands und von Millionen eng verknüpft ist, da konnte man sich wohl einbilden, es stünde noch Alles trefflich im Lande; die glänzende Parade, das Diner von 160 Couverts, die 101 Kanonenschüsse und Feuerwerk zc. fehlten nicht, aber daß ein Wurmstich darin ist, konnten auch Kinder merken. Wenn zum Beispiel auf der Rheinbrücke ein älterer finsterer Mann rief: 'Daß ich auch noch eine solche Feier erleben muß' und dergl. mehr. Und nun, wenn man weiter blickt, die Zustände in Berlin, die Vorgänge in Wien, da hat man wohl jenes Dennoch nöthig! Gott erhalte es uns und lasse uns alle Dinge zum Besten dienen!"

Auch gehässige persönliche Angriffe blieben Landfermann nicht erspart; sie richteten sich gegen seine Amtsführung wie gegen seine politische Gesinnung und mußten ihn um so empfindlicher treffen, als sie meist von Lehrern seines Bezirks ausgingen. Schon 1842 hatte ein Artikel der Mannheimer Abendzeitung*) ihn als Pietisten und Frömmler verdächtigt. Jetzt, als man ihn in einem der niederrheinischen Wahlkreise als Kandidaten für die Nationalversammlung aufstellte, erfuhr er wegen seiner politischen Anschauungen erneute Angriffe in der Kölnischen Zeitung seitens eines niederrheinischen Gymnasialdirektors. Diese und die anonymen Angriffe in dem

*) S. 916. Vom Rhein, 25. Sept. Aus einem Reisebuche.

'Wächter an der Ruhr' und in der Elberfelder Zeitung veranlaßten Landfermann das Wort zur Abwehr zu nehmen*). Auch in einer längeren Zuschrift**) an das Lehrerkollegium in Elberfeld sprach er sich mit großer Unbefangenheit über seine Amtsführung aus: „Indem ich Ihnen meinen besten Dank sage für Ihre freundliche Zuschrift vom 14. d. M., gestatten Sie mir auch, die Verspätung desselben mit dem Umstande zu entschuldigen, daß ich erst am 21. d. M. und zwar mit den Nachwehen eines lebensgefährlichen Anfalls der Brechruhr, an der ich einige Tage unterwegs krank lag, heimgekommen bin. Daß mir Ihre Erklärung sehr wohlgethan hat, darf ich wohl nicht erst versichern.

Und nun erlaube ich mir einige allgemeine Bemerkungen:

Die bureaukratische Centralisation in unserm Vaterlande, wie in den übrigen Ländern, wo sie obwaltet, ist nach meiner Ansicht nicht eine vermeidlich gewesene Verschuldung einzelner oder vieler, sondern eine geschichtliche Nothwendigkeit gewesen, hervorgegangen aus der Mattigkeit der Individuen und dem Absterben des Gemeindelebens, welche bei uns auf den 30jährigen Krieg, anderwärts auf andere krampfhafte Erschütterungen folgte. In Frankreich hat eine 60jährige, im Namen der Freiheit hervorgegangene Bewegung jenes Gegentheil der Freiheit bis zur höchsten Entwicklung gesteigert, und mir scheint nicht die entfernteste Aussicht vorhanden zu sein, daß es dort anders werde. Der Absolutismus, dem dieses Land verfallen ist, wechselt eben nur die Formen, während die Sache bleibt. Bei uns ist die Hoffnung, die 1815 sich regte, ihn in andere Zustände hinüberzuleiten, nicht in Erfüllung gegangen; ob die jetzige Bewegung die Ursachen

*) Kölnische Zeitung 1848. 28. April. 1. Beilage.
**) 30. Nov. 1848.

und mit ihnen die Wirkung beseitigen wird, hat die Zeit zu lehren. Einstweilen liegen die traurigen Folgen des bisherigen Zustandes in einem Maße vor, welches meine obschon weitgehenden Erwartungen weit übertrifft. Statt der gesunden Einheit der Regierung und des Volkes, der Beamten und derer, für die sie arbeiten sollen, haben wir höchste Spannung, Mißtrauen, Zwietracht, und eben damit die höchste Erschwerung der Herbeiführung anderer Zustände. Die öffentliche Meinung hat den bisherigen Zustand gerichtet, aber damit ist noch lange nicht die Möglichkeit eines andern gegeben.

Einzelne oder viele der Jetztlebenden allein verantwortlich machen für das Erbe von Jahrhunderten, kann nur die Bornirtheit oder die Ungerechtigkeit; wie viel Schuld der Einzelne mitträgt an der Aufrechterhaltung und Fortpflanzung bureaukratischer Centralisation, wird kaum zu entscheiden sein.

Das Schulwesen hat sich in gleicher Weise wie das gesammte Volksleben, wovon es ein Theil ist, entwickelt: bureaukratische Centralisation waltet auch hier, und die Folgen sind dieselben. Noch ist hier die Reaktion gegen die jetzige Ordnung der Dinge erst in den mittleren Sphären energisch aufgetreten: die Lehrer haben ihre Wünsche und Ansichten meistens ohne Zusammenwirken mit ihren Behörden, Schulinspektoren, Direktoren, Schulkollegien u. s. w., guten Theils in Opposition gegen dieselben zu realisiren und zu dem Ende durch Versammlungen und dergleichen eine selbständige Macht mit Erfolg zu bilden versucht. Die weitere Reaktion gegen die dem Volke am nächsten stehenden Schulbeamten, gegen die Lehrer, steht erst noch bevor. Ich besorge nach meinen Wahrnehmungen, daß die Pietät und Eintracht zwischen

den Gemeinden und der Jugend einerseits und den Lehrern andrerseits nicht größer sein wird, als die zwischen den Lehrern und deren Vorgesetzten. Erschreckend häufig habe ich Pietät der Jugend und der Gemeinden gegen Lehrer vermißt, und zwar immer da, wo es an Pietät der Lehrer gegen die Jugend fehlte.

Ich an meinem Theile, sofern ich die bureaukratische Centralisation in meinem amtlichen Wirken frei und willig aufrecht erhalten und gefördert haben mag, habe es wider besseres Wissen und Gewissen gethan. Ich kann nicht beurtheilen, wie weit mich hier Schuld trifft, so wie ich auch darüber nicht urtheilen will, wie weit die Lehrer die Schuld trifft, durch Untreue oder Unfähigkeit solche Centralisation nothwendig gemacht zu haben. Theoretisch wenigstens habe ich immer möglichste Decentralisation erstrebt und verfochten, möglichst freies Zusammenwirken der Lehrer, der Gemeinden und aller Schulbetheiligten mit den Centralbehörden. Daß diese (und die Direktoren rc.) darum nicht zu willen- und gedankenlosen Vollziehern alles dessen werden, was Lehrern, Schulgemeinden u. s. w. beliebt, nicht ohne Kraft und Autorität dastehen dürfen, daß z. B. wenn Direktoren primi inter pares würden, dies den Schulen zum Ruin, den Lehrern zum größten Nachtheile gereichen, die Schulen zu einem wirren Chaos werden würden, das ist meine Überzeugung gewesen und wird es auch wohl bleiben. Ich habe als Schulrath dem Volke an seinen Schulen, und nur um dieser willen den Schulbeamten, den Lehrern, zu dienen gesucht. Ein Hauptvorwurf, den ich mir selbst mache, ist, daß ich gegen unfähige oder schlechte Lehrer nicht Energie genug bewiesen habe.

„In den Beschlüssen der Lehrerversammlungen dieses Jahres habe ich löbliches Streben, aber auch nicht selten die Hast, Unklarheit und Unkenntnis der wirklichen Zustände, welche allem Treiben des Jahres 1848 anhaftet, wahrzunehmen geglaubt. In den Deutzer Beschlüssen aber vom 22. Oktober d. J. erkenne ich eine schwere und alles Grundes entbehrende persönliche Beleidigung. Nicht darin, daß die Versammelten die Freiheit der Wahlen durch Ausschließung des Provinzial-Schulkollegiums dabei gewährleistet sehen wollen. Denn allerdings ist diese durch den Wahlmodus gewissermaßen gefährdet. Nehme ich z. B. an, jemand gebe seine Stimme einem notorisch infamen Menschen, und dies käme zu meiner Kenntnis, so würde dies auf mein sittliches Urtheil über den also Stimmenden, und also, wie die Dinge jetzt stehen, möglicherweise auf dessen amtliche Stellung nicht ganz ohne Einfluß bleiben können. Wem nicht eine freie männliche Seele seine Freiheit in dieser Beziehung sichert, dem ist schlechterdings nicht zu verargen, wenn er andere Sicherheiten sucht. Es thut mir leid, aber keineswegs für mich, daß manche in dieser Lage gewesen zu sein scheinen.

„Wenn aber öffentlich erklärt wird, die Sicherheit der Wahlen müsse gewährleistet werden, indem das Skrutinium aus den Händen des nach der bestehenden Verfassung allein dazu berufenen und ausdrücklich damit beauftragten Kollegiums, dessen Mitglied und zeitlicher Dirigent ich bin, in die Hände von Skrutatoren gelegt werde, welche von nicht einem Viertel der Wähler, und darunter noch viele dissentirenden, außerordentlich gewählt sind, so steht es anders. Das ist für das Kollegium und für mich ein harter öffentlicher Zweifel an unserer Rechtlichkeit. Dieser Zweifel steht Jedem frei, wer ihn aber kundgiebt, mit dem kann und will ich in keinem andern Verhältnis als dem amtlich oder konventionell unvermeidlichen mehr stehen. Ich weiß, daß viele in Deutz aus anderen Motiven und ohne einen Zweifel an meiner Rechtlichkeit zu

hegen, zugestimmt haben, ich weiß aber auch daß andere sehr wohl gewußt haben, was sie thaten, daß andere ausdrücklich gewarnt haben vor einem so beleidigenden Beschluß, und daß derselbe von vielen Lehrern und andern ganz außerhalb der Sache stehenden Leuten, als er zu ihrer Kenntnis kam, als harte Beleidigung aufgefaßt worden ist, wie er es nach meiner Meinung werden mußte.

„Ich freue mich von Herzen in Ihrer Zuschrift, geehrte Herren, die ausdrückliche Bestätigung zu finden, daß jener Zweifel Ihnen fern gewesen ist.

„Und nun erlauben Sie mir noch ein Wort. In ruhigen Zeiten mag man fünf manchmal gerade sein lassen, manches dulden um schlimmeres zu verhüten: unsere Zeit fordert die schärfste sittliche Strenge und das Böse darf man auch nicht durch den entferntesten Schein freiwilliger Gemeinschaft mit ihm moralisch stärken. Darum habe ich auch meine Entrüstung über die Deutzer Beschlüsse und die Art ihrer Veröffentlichung nirgends verschweigen zu dürfen geglaubt. Denn

Jetzt kommen erst die rechten Tage,
Wo Kern sich sondern wird von Spreu,
Wo man den Falschen von dem Treuen
Gehörig unterscheiden kann,
Den Unerschrocknen von dem Scheuen,
Den halben von dem ganzen Mann.

Ihr ergebenster
L.“

Immerhin erreichten die Gegner, daß Landfermann weder nach Berlin noch nach Frankfurt in die Nationalversammlung gewählt wurde. Auch bei den Wahlen zur zweiten Kammer im Februar 1849 unterlag er.

Es bedarf kaum des Hinweises, daß er von gegnerischer Seite durchaus ungerecht beurtheilt wurde. Unbekannt mußte es aller-

dings sein, daß er seinem Patriotismus durch die That Ausdruck verliehen hatte, indem er bis zur Beendigung der Unruhen auf einen nicht unbeträchtlichen Theil seines keineswegs glänzenden Einkommens, 150 Thaler, verzichtete, wovon die Regierung bis zum 1. Januar 1849 Gebrauch machte. Wohl aber lagen andere Zeugnisse vor, welche über seine Ansichten keinen Zweifel aufkommen lassen durften. Das eine war eine kurze Denkschrift, welche er am 4. März dem Minister von Bodelschwingh, den er als Oberpräsidenten in Koblenz schätzen gelernt hatte, übersandte. Der Minister legte die Denkschrift, Landfermann's Wunsch entsprechend, einige Tage später dem Könige vor. Wir lassen sie hier folgen.

„Ew. Excellenz können zu mir nicht das Vertrauen empfinden, wie ich es zu Ihnen von Herzen hege. Aber in dem furchtbaren Drang dieser Zeit darf auch ich Unberufener es wagen meine Ansicht gegen Sie auszusprechen. Vor uns liegt die Wahl zwischen 1806 — aber einem 1806, worauf schwerlich ein 1813 folgen wird — und 1813. Wird der Weg eingeschlagen, der zu dem letzteren führen kann, so ist auch mein Platz im aktiven Heere. — Dahin führt, daß Deutschland sich selbst und allein hilft, weder auf Österreich noch gar auf Rußland baut. Dazu bedarf Deutschland einen festen Mittelpunkt, um den sich mit vollem Vertrauen alles, was gesund ist, in Deutschland scharen kann. Dieser Mittelpunkt kann nur Preußen sein. Mit der Nation wird es siegen, ohne diese fallen und Deutschland mit ihm. Gott wende es anders. Die Kabinette werden Preußen nicht helfen, auch die nicht, an deren Spitze Männer stehen, die nicht, wie so viele, den Haß und die Verachtung der Nation verwirkt haben. Sie werden höchstens helfen wie Kurhessen 1806. — Aber das unentbehrliche Vertrauen der deutschen Nation und der eigenen Angehörigen besitzt das preußische Gouvernement nicht schon, es muß es erst erwerben durch kühne und rasche Schritte. Es muß die unselige Reaktion seit 1819 in ernster Buße sühnen; es muß seinem Lande und

Deutschland feste Bürgschaften geben, daß die Nation der Willkür nie wieder anheim fallen wird. Dazu ist erforderlich:

1. Schleunige Berufung des vereinigten Landtages, dem sofort alle die Rechte, wie sie etwa das englische Parlament ausübt, in unwiderruflicher Weise, unter eidlicher Anerkennung aller Agnaten, aller Beamten und des Heeres, beigelegt werden müssen. Eine Reform des unter dem Einfluß der Reaktion entstandenen Wahlgesetzes muß in sichere Aussicht für friedliche Zeiten gestellt werden. Das Übergewicht der Ritterschaft, die mißtrauische Ausschließung der Hauptkraft des preußischen Staates, der Intelligenz, welche sich 1847 dadurch gerächt hat, daß die Masse der Stände den Sophisten in ihrer Mitte nicht widerstehen konnte, wird immer der Nation ein Ärgernis sein.

2. Geschieht dies, dann ist Preußen fähig zu werden, was es sein muß, der Mittelpunkt von Deutschland. Aber dieses Deutschland ist damit noch nicht organisirt für seine Aufgabe, bis es wahrhafte Vertreter der ganzen Nation versammelt sieht. Diese alte Forderung des deutschen Volkes muß Preußen zu der seinigen machen, rasch, nachdrücklich und weltkundig. — Nur solche Maßregeln können der deutschen Nation die Überzeugung wieder geben, daß sie nicht für die Interessen einiger Familien (und welcher!) Gut und Blut opfert, sondern für das Ganze. In dieser Überzeugung wird sie die anarchistischen und kommunistischen Elemente in ihrer Mitte bemeistern und den Feind mit Ehren bestehen. Wird diese Überzeugung dem deutschen Volke nicht gegeben, so wird dem redlichen Manne nichts übrig bleiben, als mit seinem Schmerz über das unaufhaltsame Verderben sich in irgend einem Winkel zu verbergen.

„Ob ein Pairsgericht der Fürsten in Deutschland ausführbar ist, welches vorbaut, daß nicht mehr Leute, die Niemand achten

kann, — (in Kassel, Wiesbaden, Hannover u. s. w.) *) — über die Geschicke von Millionen verfügen, und täglich Nägel zum Sarge des Königthums und mit ihm der gesetzlichen Ordnung schmieden, weiß ich nicht; eine segensreiche Einrichtung würde es sein.

„Keine Koncessionen mehr, keine Koncessionen im Angesicht der Gefahr, das ist der belobte Grundsatz gelehrter Politiker, der in der Anwendung noch immer zum Verderben geführt hat. Er hat zur Voraussetzung, daß Fürst und Volk zwei mit einander in Proceß liegende Parteien, nicht ein einziges Ganze sind. Trifft diese Voraussetzung zu, dann sind wir verloren. Die richtige Politik wird aber immer die sein, das Nothwendige sobald als möglich zu thun, nicht es noch länger zu verschieben, weil es lange verschoben ist.

„Gebe Gott unserm König und Herrn weise und kühne Räthe und solche, denen die Nation vertraut, wie E. E., denen sie zutrauen kann, daß sie Krisen gewachsen sind.

„Die Ansichten, die E. E. ich vorzutragen gewagt habe, sind im Wesentlichen die Ansichten aller wohlgesinnten und unbefangenen Männer, die ich kenne.

„Gott segne das Vaterland!“

Noch ausführlicher äußerte sich Landfermann in einem Briefe an den Pfarrer Wiesmann in Lennep, den späteren Generalsuperintendenten der Rheinprovinz.

„Koblenz, den 19. April 1848. Sie begehren mein politisches Glaubensbekenntnis; hier ist es, zu beliebigem Gebrauch. Es steht ab von irgend welchen Theorien, sondern hält sich an die Wirklichkeit

*) Die Namen sind im Entwurf durchstrichen. — Dieser Aufsatz wurde mit kleinen Abänderungen bezw. Erweiterungen gedruckt und veröffentlicht („Die Aufgabe Preußens“. Koblenz bei Baedeker).

unserer Zustände, welche sich eben so wenig von Professoren wie von Regierungen oder Volksschmeichlern meistern läßt, und versucht die Richtung zu bezeichnen, in welche ich für mein kleines Theil die Dinge bringen helfen möchte, weil ich sie für die unter den gegebenen Verhältnissen nothwendige und beste halte.

„Meines Erachtens hat unsere politische Entwicklung drei Wege vor sich:

1. den Weg der Reaktionsversuche. Sie würden erfolglos sein. Den Dynastien, und den in der gestürzten Ordnung der Dinge privilegirten Ständen, welche sie wagen möchten, fehlt dazu die Kraft und der Muth. Eher könnten sie dem noch für Eigenthum und Gewerbe besorgten Bürgerthum gelingen. Aber auch diesem vielfach verweichlichten und muthlosen Theile des Volkes fehlt dazu die Kraft. Sie würden unheilvoll sein, weil sie die Zerrüttung nur steigern würden. Gelängen sie, so wäre das deutsche Volk um jede Entwicklung in geordneter Freiheit betrogen und die Maßlosigkeit, welche von der Reaktion unzertrennlich ist, würde in kurzem wieder zu einem Bruch führen, der viel gefährlicher wäre, als der jetzige. Ich werde die Reaktion entschieden bekämpfen wo ich kann.

2. Den Weg der Ochlokratie, der Herrschaft des in einen ungeordneten Haufen aufgelösten Volkes. Er führt sofort zur Tyrannei in allen möglichen Gestalten, oder vielmehr die Ochlokratie ist an sich schon nichts, als die mit republikanischen Formen umgebene Tyrannei. Von dieser Seite scheint mir die Gefahr noch weit drohender zu sein, als von der reaktionären, und Jeden zu enschiedenem Entgegentreten aufzufordern.

3. Den Weg der Demokratie, eines gegliederten und geordneten und dadurch zur Freiheit des Ganzen und der Einzelnen, zur Einheit und zur Kraft befähigten Volkslebens.

Diesen Weg hat Preußen am 18. März betreten, auf ihm muß Preußen und Deutschland vorwärtsgehen.

„Die Staatsgewalt beruht im Volke, aber in dem ganzen um seine Obrigkeit versammelten, nicht in dem seiner Obrigkeit irgendwie beraubten d. h. verstümmelten Volke. Die Bedingung der Ordnung und der Freiheit, der Einheit und der Kraft ist wie für das übrige Deutschland, so für Preußen, das gesetzlich geordnete Zusammenwirken des ganzen Volkes mit Einschluß der Obrigkeit, d. h. für Preußen die konstitutionelle Monarchie. Wird dieser feste Schlußstein aufgegeben, so ist sofort unser Volksleben verstümmelt, der Ordnung und der Freiheit verlustig und wird sie im glücklichsten Falle erst nach furchtbaren Zerstörungskämpfen wiederfinden.

„Das Recht, an diesem gesetzlich festgestellten Zusammenwirken des ganzen Volkes sich thätig zu betheiligen, steht Jedem zu, welcher zu unmittelbarer Erfüllung politischer Pflichten herangezogen wird. Wo, wie bei uns, die schwerste und gefahrvollste politische Pflicht, der Kriegsdienst, allen Männern ohne Rücksicht auf Census und dergl. auferlegt wird, da kann und darf auch keinem Mann das entsprechende politische Recht verweigert werden. Jeder Mann, ohne Rücksicht auf Besitz, Berufsart und Konfession ist berechtigt, wenn er die erforderliche Altersstufe erreicht hat, in die beschließenden Versammlungen des Volkes vom Gemeinderathe bis zum Reichstage zu wählen und gewählt zu werden. Das erforderliche Alter, wenigstens für den Eintritt in gesetzgebende und sonst beschließende Versammlungen, ist dasjenige, in welchem es möglich ist, die wesentlichsten allgemeinen Lebensverhältnisse aus Erfahrung zu kennen, namentlich für die Grundlage alles Staatslebens, die Familie, bereits selbständig thätig geworden zu sein, also bei uns etwa das 30ste Jahr. Das Recht zu wählen mag auch schon im Beginn der vollen Mannheit, etwa mit 25 Jahren geübt werden können.

„Die organische Gliederung des Volkslebens, ohne welche keine

Ordnung, also auch keine Freiheit in demselben denkbar ist, ist für Deutschland wie für fast ganz Mitteleuropa verloren gegangen, oder doch zu exklusiven Privilegien einzelner Klassen verknöchert oder zu werthloser Spielerei herabgekommen, ja deren Begriff selbst ist verdunkelt. Sie wird und muß in der neugewordenen Zeit neues frisches Leben gewinnen, nicht durch Anordnungen und Theorien, sondern durch die freie aus dem Bedürfnis hervorgehende Thätigkeit des ganzen Volkes. Das Bedürfnis der Association, der Innung spricht sich bereits von allen Seiten laut aus: es muß sich in vollster Freiheit und Mannigfaltigkeit realisiren dürfen, so weit es mit dem Wohl des gesammten Volkslebens irgend verträglich ist, d. h. so weit es sich von selbstsüchtiger Ausschließlichkeit frei hält.

„Hier gilt ganz besonders die für alle Seiten des Volkslebens gültige Wahrheit, daß nur durch das ganze frei mitwirkende Volk echtes und fest gegründetes Gute für das Volk zu Stande kommen kann.

„In solcher in Associationen und Innungen sich vollziehender Gliederung des Volkes wird namentlich auch die Erhebung der besitzlosen Glieder des Volkes, des sogenannten Proletariats, durch seine eigene Thätigkeit hauptsächlich zu Stande kommen müssen: durch sie werden dieselben ihre sittliche Würde und die Unabhängigkeit sich behaupten oder erwerben, wodurch sie allein im Stande sind, auch die politischen Rechte mitzuüben, die ihnen nicht versagt werden können, ohne sie den Wühlern preiszugeben.

„Hier liegt überhaupt der Hauptpunkt, von welchem aus die sociale Frage, gegen welche alle politischen Fragen klein geworden sind, die Lage der Besitzlosen, angegriffen werden muß. Nicht Almosen irgend einer Art, die immer entwürdigen, nicht künstlich geschaffene, aber an sich zwecklose Beschäftigung kann hier helfen: die Besitzlosen müssen durch Association in den Stand kommen, sich selbst zu helfen und zu heben, und die Besitzenden müssen ihnen

dazu die Hand bieten; der Staat muß ihre Noth mit dem aufrichtigsten Eifer als seine eigene betrachten, ihnen alle Freiheit geben, sich selbst zu heben, und alles was sie daran hindert wegräumen. Der nächste und wichtigste Schritt dazu ist Beseitigung jeder Besteuerung der Besitzlosen und der wenig Besitzenden, was dann fast nothwendig zu einer Einkommensteuer mit steigenden Sätzen für die Mehrbesitzenden und die Reichen, als der Hauptsteuer, führt, neben welcher ein schützender Grenzzoll nach den Umständen eintreten mag.

„Einheit und Kraft unseres Volkslebens ist nur in einem festen Zusammenhang des ganzen Deutschlands möglich. Auch Preußen ist ohne das übrige Deutschland schwach nach innen und nach außen, und vor allem, nur als Glied von Deutschland hat Preußen eine nationale Grundlage seines Staatslebens. Das „Aufgehen Preußens in Deutschland" muß voller Ernst werden. Aber dieses Aufgehen darf kein Untergehen sein. Deutschlands Einheit darf nicht Einförmigkeit sein. Ein Deutschland, aus dem die Eigenthümlichkeiten der Hessen oder Schwaben, der Preußen oder Sachsen verschwunden wären, wäre sofort ein kahles ödes Deutschland. Und dieses unerwünschte Ziel wäre nur durch Auflösung der einzelnen deutschen Staaten, also nur durch Beseitigung der jetzigen Obrigkeiten, was eine Verstümmlung des Volkslebens wäre, und gewiß auch nur durch schweren Bürgerkrieg und Preisgebung Deutschlands an das Ausland zu erreichen. Also müssen die jetzigen Staaten Deutschlands in vollster konstitutioneller Freiheit fortbestehen, wenn auch immerhin die kleinsten derselben, welche zu einem Staatsleben jetziger Zeit völlig unfähig sind, auf friedlichem und gesetzlichem Wege als eigene Staaten zu sein aufhören mögen.

„Soll aber bei dem besondern Fortbestehen der deutschen Einzelstaaten die bisher vermißte Einheit und Kraft Deutschlands gewonnen werden, so müssen die Einzelstaaten auf wesentliche Rechte zu Gunsten einer deutschen Centralgewalt verzichten, wie dies schon

der Siebener-Ausschuß in § IV seines dem Frankfurter Vorparlament vorgelegten Programms fordert. Deutschland wird nur ein einziges, nach den Einzelstaaten eingetheiltes, aber nur von der Centralgewalt und nur für ganz Deutschland zu verwendendes stehendes Heer haben, nur deutsche Kriege führen dürfen. Deßgleichen nur Eine diplomatische Vertretung im Auslande; nur Ein System des Handels, der Schifffahrt, des Zolls, der Posten, und Eine höchste Gerichtsbarkeit und Gesetzgebung für ganz Deutschland.

„Die Frage ob vollständige Einheit in Münze, Maß, Gewicht, in Civil- und Straf-Gesetzgebung und im Gerichtsverfahren für Deutschland nothwendig und ersprießlich sei, halte ich noch nicht für spruchreif.

„Die deutsche Centralgewalt kann die an sie übergehenden Rechte nur in konstitutioneller Weise durch verantwortliche Minister und unter Mitwirkung einer Reichsversammlung, in welcher das ganze deutsche Volk mit Einschluß der Regierungen der Einzelstaaten vertreten ist, ausüben.

„In wem diese Centralgewalt beruhen und abschließen soll, ist eine heute wohl noch kaum zu entscheidende Frage. Daß irgend ein deutscher Staat, z. B. Preußen fordere, daß sein Fürst als erbliches Oberhaupt an die Spitze von Deutschland trete, und dies zur Bedingung seines Aufgehens in Deutschland mache, erscheint mir zweckwidrig und der Lage der Dinge widersprechend. *Ein* Reichsoberhaupt, aus der Mitte der deutschen Fürsten hervorgehend, halte ich für das sachgemäße: *wie* es aus denselben hervorgehen soll, ob durch Wahl der Reichsversammlung und der Fürsten, oder so, daß nach Analogie der schweizerischen Vororte die Erbfürsten von Bayern, Österreich, Preußen, etwa von 5 zu 5 Jahren wechselnd die Stelle eines Reichsoberhaupts einnehmen, das scheint mir heute, in Mitten der gährenden Entwicklung, besonders der österreichischen Verhältnisse, noch gar nicht entschieden

werden zu können. Ein Verkennen der Thatsache, daß in Preußen der Schwerpunkt von Deutschland liegt, ist kaum zu besorgen: nöthigenfalls wird ihr nachdrücklich zu begegnen sein.

„Die Ansicht, welche am 3. April in dem Frankfurter Vorparlament hervortrat, daß die konstituirende Nationalversammlung mit Ausschluß der deutschen Fürsten Deutschlands Verfassung feststellen solle, halte ich für irrig und verderblich.

„Es bleibt mir noch übrig auszusprechen, was ich als die unerläßlichen Rechte erkenne, welche jedem Deutschen zu verbürgen sind. Ich stimme im Wesentlichen mit den ziemlich allgemein aufgestellten Forderungen überein, und nenne Folgendes namentlich:

1. Sicherstellung der persönlichen Freiheit gegen jede nicht durch Gesetze geordnete Beschränkung. (Habeas-corpus-Acte.)

2. Für jeden unbescholtenen Deutschen Freizügigkeit durch alle deutschen Staaten, und Zulässigkeit zu jeder bürgerlichen und amtlichen Thätigkeit in jedem deutschen Staate ohne weitere Beschränkung als die für die eigenen Staatsangehörigen angeordneten.

3. Freiheit des Kultus und des Bekenntnisses, soweit dadurch die allgemein gültigen Grundsätze der Sittlichkeit nicht angetastet werden. Das religiöse Bekenntnis kann nie in Ausübung politischer Rechte hindern.

4. Unterrichtsfreiheit d. h. freie Benutzung jeder öffentlichen oder Privat-Lehranstalt nach eigener Wahl der Individuen oder ihrer Eltern.

5. Freiheit der Association, so weit sie nicht durch Gesetze im Interesse des ganzen Volkes beschränkt werden wird.

6. Preßfreiheit, ohne irgend welche Präventivmaßregeln, aber mit strengen Repressivgesetzen gegen Verleumdung, Aufwiegelung und Verlockung zur Unsittlichkeit.

7. Selbstverwaltung der Gemeinden unbeschadet der

Staatseinheit, und Wahl aller in der Gemeinde wirkenden Beamten durch die Organe der Gemeinde selbst und durch die Staatsbehörden.

8. Vollste Unabhängigkeit des Richteramtes. Öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren.

„Davon daß Geschwornen-Gerichte völlig unabhängigen ständigen Richtern vorzuziehen sind, habe ich mich nicht überzeugen können. Die Hauptsache ist aber, daß das Volk zu dem Gerichtsverfahren Vertrauen habe, und stellt es sich heraus, daß dieses Vertrauen entschieden den Geschwornen-Gerichten zugewendet ist, so werde auch ich mich für diese entscheiden.

„Die Trennung der Kirche vom Staate erscheint mir an sich dem Wesen und der Bestimmung dieser Institutionen nicht gemäß, und ihre Ausführbarkeit leuchtet mir nicht ein. Ich verkenne aber nicht, daß das bisherige Verhältnis vielfach ein falsches war, daß die konfessionelle Trennung Deutschlands es aufs äußerste erschwert, das richtige Verhältnis festzustellen, und daß daher die von so vielen einsichtsvollen und erleuchteten Männern begehrte Trennung eine nothwendige und alsdann vollständig und aufrichtig zu realisirende Durchgangsstufe werden kann.

„Da haben Sie denn, verehrter Freund, alles was ich zu sagen habe. Ich hätte mich gern kürzer gefaßt, glaubte aber nicht bei vagen allgemeinen Sätzen stehen bleiben zu dürfen. Vielleicht habe ich in der Eile, mit der ich schrieb, doch noch manches übersehen.“ *)

So wurde Landfermann, als nach der Auflösung der zweiten Kammer **) 1849 Neuwahlen erfolgten, wieder als Kandidat auf-

*) Eine Notiz auf dem Bogen, welcher die erste Niederschrift des obigen Bekenntnisses enthält, lautet:

Man sucht den „Begriff der Volkssouveränität in der Nullität der Regierungen“. Allg. Ztg. vom 3. Juny 1848, No. 155 pag. 2467.

**) 27. April.

gestellt. Angesehene Freunde unternahmen es, für seine Wahl im Kreise Simmern auf dem Hunsrück thätig zu sein. Den hatte er als Schulrath oft zu Fuß durchzogen, von einer Schule zur andern pilgernd, oft von einem Lehrer begleitet, und hatte seine Bewohner in ihrer großen Schlichtheit, in ihrem kernigen gesunden Wesen erkennen und lieben gelernt. Diesem ausgeprägten Volksthum hatte aber der volksthümliche Mann auch gefallen, und Briefwechsel mit lieben, alten Freunden hatte diese Beziehungen lebendig erhalten.

Auch der Duisburger Kreis dachte an ihn. Einer der angesehensten Männer des Kreises, Herr vom Rath, hatte Landfermann auf der Generalsynode in Berlin kennen gelernt und empfahl ihn eifrig. „Ich kenne, äußerte er sich, keine gesundere, aufrichtiger deutsche und liebevollere Gesinnung. Er ist kein Bureaukrat, kein Ministerieller ..... Ich würde jubeln, wenn er durchkäme, denn er wiegt zehn der eifrigsten Demokraten auf und vernichtet sie. Er hat viele Jahre für seine deutsche liberale politische Richtung in der Gefangenschaft zugebracht, aber seine treuen politischen Gesinnungen haben sich nicht geändert, sondern sind nur erstarkt. Er ist ernst und strenge in seinen religiösen Ansichten gegen sich selbst, aber mild und versöhnlich gegen andere.“ Auch seine Gegner konnten ihm ihre Achtung nicht versagen. Ein späteres, einflußreiches Mitglied des Koblenzer Konsistoriums schrieb damals: „Landfermann gehört zu den Menschen, die ich, obschon ich in vielen kirchlichen und politischen Fragen nicht selten als Gegner auf Synoden u. s. w. ihn bekämpfte, doch mehr hochachte als hundert Gleichgesinnte, weil ich ihn für durchaus lauter und aufrichtig halte.“

So begann denn der Wahlkampf. Flugschriften für Landfermann wurden verbreitet; sie enthielten Urtheile angesehener Männer über ihn. Das eine rührte vom Grafen Schwerin*) her, der

*) 1848 Unterrichtsminister, 1849-53 Präsident der II. Kammer u. s. w.

Landfermann ebenfalls 1846 auf der Generalsynode kennen gelernt hatte. Ein anderer Brief mag zugleich als ein schönes Zeugnis der Unbefangenheit seines Schreibers, des Oberpräsidenten Eichmann, hier Platz finden; der dritte wird schon um seines Verfassers willen, des greisen Ernst Moritz Arndt, willkommen sein.

„Koblenz, den 28. Januar 1849. Ew. Wohlgeboren gefälliges Schreiben von gestern habe ich so eben erhalten, und beeile mich dasselbe zu beantworten. — Die Lebensgeschichte des Herrn Landfermann ist Ihnen bekannt. Er hat als Jüngling für deutsche Einheit und Freiheit, für eine volksthümliche Gestaltung unseres Vaterlandes geschwärmt, ist mit andern edeln Jünglingen, namentlich seinem Freunde, unserm Pastor Schütte, dem Gesetz verfallen gewesen und hat schwer büßen müssen. Sie wissen auch, daß, nachdem sich Herr Landfermann als praktischer Schulmann ausgezeichnet hat, er, ich glaube seit dem Jahre 1840, der hiesigen Regierung und dem Rheinischen Provinzial-Schulkollegium als Schulrath angehört. Die freisinnige Richtung seiner Jugend hat er niemals verleugnet; er hat sie in Staat, Kirche und Schule bewahrt und verfolgt.

„Er hat ein warmes Herz für das Volk in dessen ganzer Gliederung, von unserm Könige bis zum gemeinen Mann. Die Schule hat er niemals aus dem engen Gesichtskreise eines ausschließlich dafür gebildeten und lebenden Schulmanns, sondern stets als Bildungsanstalt für das Leben, für dessen verschiedene Verhältnisse betrachtet.

„Er ist der Schrift und der Rede gleich gewachsen. Mit Aufrichtigkeit huldigt er dem konstitutionellen System. Er will ein volksthümliches Regiment in den Gemeinen, in Kreisen, in Provinzen; das Regieren von oben war ihm immer zuwider. Er will, daß dem Volke sein Antheil am Regimente des Staates gesichert werde, also in der Gesetzgebung, in der Steuerbewilligung; er will aber auch eine starke Regierung, die mit Kraft dem Gesetze Achtung verschafft, die uns Ruhe und Friede im Lande bewahrt.

„Für die untern Klassen der bürgerlichen Gesellschaft schlägt Landfermann's Herz besonders warm. Mit Wehmuth sieht er die Wühlereien der Demokraten, da sie das unwissende Volk mit Lug und Trug verführen; er hält es für heilige unerläßliche Pflicht der höheren Klassen, für die geistige und leibliche Pflege der sogenannten Proletarier viel zu thun, sie zu bilden und zu organisiren.

„Herr Landfermann ist Ihnen nach der Unabhängigkeit und Energie seines Charakters, nach seiner edlen Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit, nach seiner Freiheit von allem niedern Ehrgeize hinlänglich bekannt; davon darf ich nichts sagen.

„Ich stimme Ihnen völlig bei, daß dem Vaterlande Glück zu wünschen wäre, wenn Herr Landfermann Mitglied der Zweiten Kammer würde, und ich bin überzeugt, daß jeder Wahlbezirk, auch ein patriotisch so ausgezeichneter wie der Ihrige, mit ihm Ehre einlegen würde. Herr Landfermann hat Einsicht genug, um auch alle Gegenstände der Industrie, welche man ihm empfehlen und gehörig beleuchten würde, aufzufassen und zu verfolgen.

„Ich brauche nicht hinzuzusetzen, daß Herr Landfermann die Verfassung vom 5. December mit ganzem Herzen annimmt, allein auch eifrig für ihre Ausbildung sorgen und dabei vorzugsweise die Wünsche seines Wahlbezirks berücksichtigen würde."

Arndt schrieb: „Bonn, den 29. Frühlingsmonds 1848. Ein strenger und ernster Freier wie unser Freund Landfermann, wie könnte und sollte er den leichtsinnigen und leichtflügligen Tagesschreiern gefallen? Den Mann kenne ich ja von Jugend auf, wie er weiland als tapferer freier Bursch die fröhliche Freiheit immer mit der Zucht deutscher Sitte gepaart, wie er in seinem langen Gefängnisse neben seinem Sophokles, Thucydides und Tacitus seine Bibel liegen hatte, wie er noch heute ein Mann des fröhlichen Scherzes und der lustigen Poeterei gleichwie des Glaubens und des

Muthes ist. Wo wollen wir aber die Sprecher und Herolde unserer jungen Freiheit finden, wenn wir sie nicht da suchen, wo Zucht und Ehre der Sitten und der Glaube an die unvergänglichen Güter den Herzen die rechte Tapferkeit und Freiheit geben? Aber der Mann ist ja ein kopfhängender unfreier Frömmler, rufen uns Einige entgegen. Ei ja wohl. Dies Geschrei gegen Landfermann habe ich schon seit manchen Jahren gehört, da er die Unweisheit und Naseweisheit — um kein schlimmeres Wort zu gebrauchen — mancher Lehrer, welche das bischen Christenthum aus den Gymnasien gern ganz herauskehren und die in den höhern Klassen zum Theil eine sogenannte erhabnere gleichsam eleusinische philosophische Geheimlehre einführen wollten, oft recht derb zurechtgewiesen hat. Wie frei der Mann aber von dem todten Satzungsglauben und kalten Buchstabendienst ist, das wissen wir beide, wie wir auch mit Landfermann wissen, daß wenn es Narren gelänge, uns unser bischen Christenthum aus Häusern und Schulen auszukehren, unser Volk mit all seiner Herrlichkeit bald eben dahin fahren würde, wohin Homer's und Virgil's Völker in hoffnungsloser Ausgelassenheit und Liederlichkeit weiland gefahren sind.“ .....

Tage der Spannung folgten. Der Mai brachte Unruhen in Düsseldorf, Elberfeld, Remscheid und verschiedenen andern Orten, die mit Waffengewalt unterdrückt werden mußten, nur in Barmen trat die Bürgerwehr energisch und erfolgreich für Aufrechterhaltung der Ordnung ein. Landfermann's Stimmung in dieser Zeit spiegelt sich in folgendem Briefe*) an die Schwiegereltern in Heidelberg ab.

„... Die Stimmung eines großen gewaltigen Theils von Europa und besonders von Deutschland ist so rein negativ geworden; statt Anerkennung und schaffender That giebt es fast nur noch Kritik, Auflösung, Widerspruch. Das Jasagen ist fast verlernt,

*) 10. Juni 1849.

nur für die Schwächen hat man einen moquanten höhnenden Blick; die Träger von Gesetz und Ordnung als solche, und trotz ihrer Schwächen und Mängel zu respektiren, bringt man kaum mehr fertig. Kann eine von solcher Stimmung beherrschte Menschengesellschaft bestehen? Jedenfalls, so scheint es, wird die Negation zu vollster Vollendung kommen, um recht erkannt zu werden. Ganz Deutschland wird, so kommt es mir oft vor, die Zustände der Pfalz rc. mehr oder weniger durchmachen müssen, damit es sieht, auf welchen Wegen es ist, um andern Sinnes zu werden. Aber wird es diese Pferdekur überstehen können?

„Frankreich braucht jetzt 60 Jahre lang diese Kur und, wie es scheint, ohne allen Erfolg. Vor 1800 Jahren war die Welt ebenso zerfressen, wie die jetzige, von der Negation, und sie hatte mehr Erkenntnis ihres Elendes als jetzt; geholfen war ihr aber erst durch den in Christus ihr geschenkten Anfangs- und Kernpunkt neuen positiven Lebens, durch einen Gegenstand des wahrhaften echten Respekts für alle.

„Reicht der Heiland von damals auch aus, um heute das Neinsagen in ein ehrfurchtsvolles Jasagen zu verwandeln?

„Gewiß ist 'was Festes, Sicheres ist' in unserer Zeit, das geht von ihm aus."

Am 17. Juli fiel die Entscheidung, Landfermann wurde in beiden Kreisen gewählt. Er nahm die Wahl für Simmern an und theilte den dortigen Freunden seinen Entschluß durch folgendes Schreiben mit.

„. . Ihr werdet schon wissen, daß ich die dortige Wahl angenommen habe, aber es drängt mich, Dir und allen meinen dortigen Freunden zu sagen: daß es geschehen. Ich hatte mich am 25. auf die Anfrage eines Trarbacher und eines St. Goarer Wahlmanns bereit erklärt, das erleichterte mir die Entscheidung zwischen Simmern und Duisburg, die mir sonst äußerst schwer geworden sein

würde. Nun will ich, gehoben und gestärkt durch das Vertrauen, welches so viele wackere Leute mir zugewendet haben, ohne daß ich es irgend gesucht, den Weg gehen, den ich allerdings für keinen leichten halte, — und mich so gut zu halten suchen, wie ich die Hunsrücker kennen gelernt habe, fleißig, verständig, sparsam, treu, gesetzlich und anspruchslos. — Wer mich gewählt hat, wird keinen glänzenden Abgeordneten gewollt haben: aber ich hoffe gewissenhaft meinen Mann zu stehen und bei allen Fragen daran zu denken, was den Einwohnern des dortigen Wahlkreises, vor allem den Bauern, Handwerkern, Mittelbürgern wohl oder wehe thun wird, was dabei für die fleißigen, willigen, rothbäckigen Kinder herauskommen wird, die ich so oft in den groben aber sauberen Hemden, mit den blauen Mützen und den leinenen Quersäcken voll kalter Kartoffeln fröhlich in den Schulen des Hunsrücks und der Nahe beisammen gesehen habe. — Wohl thut es mir auch, von einem konfessionell gemischten Bezirke gesendet zu sein, zu bleibender Mahnung, daß jeder Freund des Vaterlandes mitstreben muß, die eiternde Wunde der konfessionellen Zwietracht zur endlichen Heilung zu bringen.

„Das erste Bedürfnis des Landes in diesem Augenblicke scheint mir, daß die Regierung in die Lage komme, nicht mehr hin- und hergehetzt von Buben und Narren, nicht ein Zankapfel ehrgeiziger oder habsüchtiger gieriger Ränkeschmiede, und im beständigen Zustande gewaltsamer Nothwehr, sondern mit nöthiger Kraft ihre Pflicht zu thun. Nur dann kann sie wahrhaft freisinnig sein, nur dann kann sie leisten, was sie allein den Kleinen und den Großen schuldig ist, starken Schutz für Recht und Eigenthum Aller, eifrige Pflege des Erwerbs und der Arbeit, möglichste Sparsamkeit mit dem Gelde des Landes und eine immer gleichere und gerechtere Vertheilung der Steuern und Lasten. Nur eine solche starke und feste Regierung in Preußen kann auch das arme Deutschland retten, nur eine so dastehende Regierung kann auch die Kammern

ihrer Pflicht gemäß rathend und mahnend antreiben, ihre Schuldigkeit zu thun; von einer Regierung, wie sie vom März bis November 1848 in Berlin war, kann man eben nichts fordern, weil sie nichts kann.

„Weiter aber wird eine Hauptsache sein, daß jede weitere Entwicklung der Gesetze und Ordnungen des Landes, nicht nach den Einfällen der Schwindler und Schulgelehrten, sondern nach dem wahrhaften Bedürfnis und Geist des Volkes vor sich geht.

„Ich sage allen meinen Wählern und Freunden dort, daß ich mich hochgeehrt fühle durch das Vertrauen, welches sie auf mich gesetzt haben, und für mein kleines Theil streben werde, mich dessen würdig zu halten. Für jede Belehrung über dortige Bedürfnisse, Stimmungen und Zustände werde ich sehr dankbar sein.“ —

Landfermann's Parteistellung war ihm durch seine religiöse und politische Überzeugung vorgeschrieben, die er nirgends verleugnete und auch der Regierung gegenüber mit Freimuth vertrat. Er gehörte der Mittelpartei an, deren Organ das Preußische Wochenblatt war, zu dessen Begründern er mit zählte (1851). Ein starkes Königthum, Wehrhaftigkeit, konstitutionelle Verfassung, Selbstverwaltung, konfessionelle Parität, Erfüllung des deutschen Berufes Preußens bildeten das Programm. Schon in der ersten Zeit der Kammerverhandlungen kam die deutsche Frage zur Besprechung. Am 25. August 1849 legte General von Radowitz der II. Kammer*) den Verfassungsentwurf für den unter preußischer Führung zu errichtenden deutschen Bundesstaat und das am 26. Mai geschlossene Bündnis mit Hannover und Sachsen**) vor, zugleich mit den Aktenstücken, welche die Verhandlungen mit Österreich und den andern deutschen Staaten betrafen. Landfermann gehörte der Kommission an, welche diese Angelegenheit zu

*) In der ersten Kammer am 24. August.

**) Das sog. Dreikönigsbündnis.

berathen hatte. Diese beschloß einstimmig die Zustimmung zu dem Bündnis und zu der Regierungspolitik in der deutschen Verfassungsfrage. Die Anwendung aber des Art. 111 der preußischen Verfassung, welcher den Kammern das Einspruchsrecht gegen etwaige Änderungen derselben durch die deutsche Verfassung entzog und königlicher Verordnung vorbehielt*), auf diesen Verfassungsentwurf beschloß die Kommission mit 16 gegen 4 Stimmen zu beantragen. Landfermann stimmte mit der Minderheit. Nicht daß er etwa die Bedenken getheilt hätte gegen die Durchführbarkeit der neuen Verfassung gegenüber der in der Fiktion immer noch bestehenden alten Bundesverfassung und gegen die wenig angemessene Stellung Preußens in dem neuen Bundesstaat, Mängel, welche in der II. Kammer**) allein Bismarck mit klarem Blick sofort durchschaute: dazu war der idealistische Wunsch nach der Einigung Deutschlands viel zu mächtig. Wohl aber schien es ihm unerläßlich, bei der Ungewißheit der Zusammensetzung des entscheidenden ersten Reichstages, in welcher demokratische, partikularistische, konfessionelle Tendenzen gegen Preußen anstürmen würden, den preußischen Kammern das Einspruchsrecht gegen schädliche Beschlüsse desselben zu sichern. So stimmte er auch bei der Verhandlung am 7. September mit der Minorität der Kammer gegen diesen Vorschlag der Kommission. Es läßt sich denken, mit welchen Gefühlen Landfermann den Verlauf der preußischen Einheitsbestrebungen und die Wiedererweckung des Bundestages verfolgte. So fand denn auch der Antrag Beseler's***), welcher Preußen und seine Verfassung vor Übergriffen des Bundestags sicher stellen sollte, seine volle Zustimmung.

---

*) Jetzt Art. 118.

**) In der I. Kammer hatte sich Ludolf Camphausen im gleichen Sinne ausgesprochen.

***) Verhandelt am 29. und 30. Januar 1852; der Antrag wurde mit 6 Stimmen Majorität abgelehnt.

Aber auch an der Berathung der preußischen Verfassung vom 5. December 1848, welche der Kammer als wesentlichste Aufgabe oblag, nahm Landfermann lebhaften Antheil. War es hier naturgemäß das Verhältnis von Staat und Kirche, welches ihn am meisten beschäftigte, so wandte er doch auch andern Fragen sein lebendiges Interesse zu. Ein Gesetzentwurf, welcher die Errichtung neuer und die Umgestaltung der nach dem Gesetz vom 17. Oktober 1848 bestehenden Bürgerwehren bis zur Revision der Verfassung und dem Erlaß einer neuen Gemeindeordnung verbot, bis dahin aber die Auflösung der Bürgerwehr und Ablieferung der Waffen vorschrieb, veranlaßte Landfermann zu dem Antrage *), die Auflösung von dem Wunsch der betreffenden Gemeindebehörden abhängig zu machen. Die Bürgerwehren an und für sich hielt er nach den Erfahrungen noch der jüngsten Zeit für ein vielfach zweideutiges und bedenkliches Institut, ihre Leistungen waren meist gering, oft geradezu schädlich. Immerhin konnte es fraglich erscheinen, ob man nicht besser thue, sie langsam absterben zu lassen, als durch einen Staatsakt aufzuheben, da sich unleugbar in ihrer Bildung zuerst wieder das Erwachen des Verlangens nach Ordnung und Subordination gezeigt hatte. Auch hatte sie sich an manchen Orten, wie in Barmen **), gut bewährt; wo sie noch bestand, war dies ein Beweis ihrer Brauchbarkeit, da der Rausch der Volksbewaffnung verflogen sei; man möge also die Anregung zu ihrer Auflösung den Gemeinden überlassen. Die Kammer lehnte Landfermann's Antrag ab, doch wurde ihm in so fern Rechnung getragen, als die vorläufige Aufhebung der bestehenden Bürgerwehren ***) ebenfalls verworfen wurde.

Bei Berathung der Artikel 66 und 67 der Verfassung †),

---

*) 22. September 1849.

**) Vergl. S. 207.

***) § 2 des Gesetzentwurfs.

†) Jetzt Art. 69 und 70.

welche die Wahlen zur zweiten Kammer betreffen, beantragte Landfermann*) den Zusatz der Kommission, daß jeder Bezirk mindestens zwei Abgeordnete wählen solle, zu streichen. Denn so sehr er damit einverstanden sei, daß die Kommission entgegen der ursprünglichen Fassung die gesetzliche Feststellung der Wahlbezirke beschlossen habe, wodurch sie administrativer Willkür entrückt und zugleich agitatorische Bestrebungen vermindert würden, so seien die Anschauungen darüber, ob große oder kleine Bezirke die geeignetste Vertretung sicherten, zu wenig geklärt, um nicht lieber noch weitere Erfahrungen abzuwarten und diese einem besonderen Gesetz vorzubehalten. Der Antrag wurde nicht angenommen. Größere Bedenken erregte bei Landfermann der Art. 67, welcher die Theilnahme an den Urwahlen von der an den Gemeindewahlen abhängig machte, in der Fassung der Kommission, welche die Bedingung eines halbjährigen Aufenthalts in der Gemeinde aus dem ursprünglichen Entwurf gestrichen hatte. Landfermann beantragte Wiederherstellung dieser Bestimmung unter Verlängerung der Frist auf ein Jahr. Wenn schließlich auch weder sein Antrag noch der der Kommission Gesetz geworden sind, so berührte seine Rede doch Fragen von allgemeinerer Bedeutung, die auch heut zu Tage noch Geltung haben, so daß wir ihren Gedankengang etwas ausführlicher wiedergeben:

„Der Kommissionsvorschlag enthält, davon geht Landfermann aus, einen formellen Mangel, in so fern eine Bestimmung darüber fehlt, wer an den Gemeindewahlen Theil nehmen darf; es wird vielmehr hierfür auf ein noch nicht vorhandenes Gesetz verwiesen. Bedenklicher aber ist, daß ein wichtiges Prinzip der Verfassung vom 5. December 1848 nicht ausdrücklich, aber implicite und versteckt eliminirt wird. Die Verfassung knüpft das Stimmrecht nicht an die Zahlung einer direkten Steuer, der Kommissionsantrag

*) 26. Oktober 1849.

thut dies aber indirekt, denn in seinem Art. 69*) heißt es: die dritte Abtheilung besteht aus den am niedrigsten besteuerten Urwählern. Nur dort, in dieser versteckten Weise deutet der Vorschlag darauf hin, daß ein so wichtiges Princip beseitigt werden soll. Soll dies aber geschehen, dann muß es öffentlich und unzweideutig geschehen. Zweifelhaft ist, ob es wohlgethan ist, das Wahlrecht an eine direkte Steuer zu knüpfen. Nicht weil das allgemeine Stimmrecht eine unschätzbare Errungenschaft wäre; schädliche Errungenschaften müssen baldmöglichst aufgegeben werden, selbst auf die Gefahr hin, dadurch unpopulär zu werden, denn eine durch schwächliche Koncessionen erlangte Popularität ist werthlos, nur die durch Treue und Gewissenhaftigkeit und durch kräftige Fürsorge für das Vaterland erworbene werthvoll. Auch die öffentliche Meinung würde nicht bestimmend einwirken können, „denn überhaupt sind wir hoffentlich damit einverstanden, daß wir nicht der öffentlichen Meinung nachzuhinken, nicht ihr als Knecht zu dienen haben, sondern daß wir sie darzustellen, daß wir sie zu bilden, daß wir sie zu leiten haben.“ Auch das würde nicht ausschlaggebend sein, daß der Nichtsteuerzahler dem Verbrecher gleichsteht, obwohl es hart ist. Schwerlich liegt aber eine Nothwendigkeit vor, den keine Steuern zahlenden vom allgemeinen Wahlrecht auszuschließen. Während der Verhandlungen Preußens über den engeren Bundesstaat**) war die preußische Regierung sehr entschieden gegen einen Census von bestimmter Höhe für die Urwähler; zwar hielt sie anfangs daran fest, daß der Urwähler überhaupt direkte Steuern zahlen müsse, gab diese Forderung aber auf Grund statistischer Erhebungen auf, während Bayern, Sachsen und Hannover darauf bestanden. Wenn in jenem Bundeswahlgesetz also doch die Bedingung der direkten Steuerzahlung erscheint, so haben unzweifelhaft äußere

*) Jetzt Art. 71.
**) Vergl. S. 210.

politische Gründe Preußen zum Verzicht auf seinen Widerspruch veranlaßt. Bei dem Dreiklassensystem, welches dem Besitz einen erheblichen Einfluß sichert, erscheint es völlig gefahrlos, das Wahlrecht auch auf die auszudehnen, welche keine direkten Steuern zahlen, aber mit Arbeit, und, wenn es sein muß, Blut und Leben für Gemeinde und Staat Leistungen tragen. Es erscheint dies aber auch als ein Gebot politischer Klugheit. Alte und neue Geschichte lehren das Streben des untersten Standes nach Gleichberechtigung; meist wird diese auf revolutionärem Wege, nur sehr selten auf friedliche Weise erlangt. Eine solche Epoche der vaterländischen Geschichte erleben wir jetzt; der sogenannte vierte Stand ist eine Macht geworden und fühlt dies; es ist daher wohlgethan, die Bewegung nicht zurückzudämmen, sondern zu regeln und auf das richtige und darum gefahrlose Maß zu bringen. Die tiefste Wunde des Landes und der Gegenwart ist ohne Zweifel die sociale Frage. Die Augen davor zu schließen ist nicht wohlgethan. Aus der Welt schaffen wird man die Armuth nicht können, wohl aber vorbeugen, daß die Wunde nicht um sich frißt und den ganzen Staatskörper ergreift. Das Ignoriren der Noth ist bequem, aber nicht weise und rettet auch nicht. Das Heranziehen des auf der Grenze des Proletariats stehenden Theiles der Gesellschaft zum aktiven Staatsleben innerhalb bestimmter Schranken wird helfen die Augen vor der drohenden Gefahr offen zu halten und ein Schritt zur sittlichen Organisation der Massen sein, in welcher am kräftigsten die Bekämpfung der Gefahr gefunden wird."

Von einer Seite *) wurde darauf Landfermann eingewendet, die Kommission habe thatsächlich kein neues Prinzip aufgestellt, indem jeder preußische Unterthan auch direkte Steuern zahle, worauf er erklärte, daß er die Neugestaltung des Steuerwesens und deren Folgen im Auge gehabt habe.

---

*) Abg. von Bodelschwingh-Hagen.

Im Zusammenhang mit seinen Anschauungen über die sociale Frage trat Landfermann bei der Berathung des Staatshaushalts*) auch entschieden für die Bewilligung der von der Regierung geforderten Summe für geheime Fonds ein. Die Ablehnung würde ein entschiedenes Mißtrauensvotum gegen die Regierung enthalten, und wenn man sich auch im Hinblick auf die neueste Wendung in dem Verhältnis Preußens zu Österreich nicht aller Besorgnisse vor der Wiederkehr der Zustände vor 1840, und ob Preußen seiner Losung „Schwert, Licht und Recht“ treu bleiben werde, entschlagen könne, so müsse doch jeder Regierung ein solcher Fond für die höhere Polizei, mögen ihre untergeordneten Organe auch unsauber sein, und für die Presse gewährt werden. Gerade letzterer haben die preußischen Staatsmänner bisher zu wenig Beachtung geschenkt; Österreich hat seit lange seine Publicisten und Pamphletisten, Friedrich der Große benutzte dazu Hertzberg und Dohm. In England dient diesem Zweck die Quarterly Review. Dabei ist die geforderte Summe an sich sehr mäßig**).

Wie Landfermann hier für die Regierung eintrat, so gab er anderseits seinem Unmuth über die Anwendung des Preßgesetzes offenen Ausdruck. Als von einem Mitglied der Opposition beantragt wurde, gegen die Regierung wegen ihres Verhaltens in Preßangelegenheiten, namentlich wegen der ungesetzlichen Anwendung des § 71 der Gewerbeordnung auf Zeitungsverleger, einen Tadel auszusprechen, stellte Landfermann einen motivirten Antrag***) auf Übergang zur Tagesordnung. Er begründete ihn damit, daß nach seiner persönlichen Überzeugung richterliche Entscheidungen allerdings nicht ausreichend seien, um Ausartungen der Presse unschädlich zu machen. Da aber ein darauf hinzielender

*) 10. März 1851.

**) Sie wurde bewilligt.

***) 12. Januar 1852.

Vorschlag bei Berathung des Preßgesetzes abgelehnt sei, habe man sich an dieses zu halten. Nun ist der § 48 der Gewerbeordnung s. Z. ausdrücklich durch § 1 des Preßgesetzes für aufgehoben erklärt, dadurch hat § 71 jenes Gesetzes allen Boden verloren. Dennoch haben Maßregeln gegen die Presse stattgefunden durch administrative Akte, welche nicht als richterliche Entscheidungen anzusehen sind, da eine Regierungsbehörde nimmermehr eine richterliche ist, wie aus Art. 86 der Verfassung erhellt. Mögen die Blätter, welche betroffen sind, dies verdienen oder nicht, jedenfalls sind die Verfügungen illegal, und die Versuche, sie als rechtmäßig zu interpretiren, vergrößern nur das Ärgernis. Das ist tief beklagenswerth. Indeß hat der Antrag einmal den Mangel, daß er wenigstens dem Anschein nach die Kammer verleiten will, über ihre Kompetenz hinaus ein endgültiges Urtheil in der Sache abzugeben, während er anderseits kein Mittel zu einer Verständigung der drei Faktoren der gesetzgebenden Gewalt über eine Deklaration oder praktische Erledigung der Sache bietet. Endlich ist noch nicht zur Evidenz erwiesen, daß die Maßregelung vom Ministerium selbst ausgegangen ist*), und ob der Instanzenweg von den Betroffenen eingehalten ist. — Die Kammer nahm einen Antrag auf einfachen Übergang zur Tagesordnung an.

Seine Auffassung von dem Verhältnis von Staat und Kirche entwickelte Landfermann am ausführlichsten bei der Berathung der Artikel 11–16 der Verfassung**). Weiter Kreise des Volkes, so führte er aus, habe sich eine lebhafte Unruhe bemächtigt, seit in den Märztagen des Jahres 1848 die Parlamente in Frankfurt und Berlin und, wenn auch wesentlich gemäßigt, selbst die Verfassung

*) Dies war doch der Fall; die von dem Berichterstatter mitgetheilte Verfügung der Regierung in Potsdam vom 29. Juni 1851 bezog sich auf einen Erlaß des Ministers von Westphalen vom 4. Juni d. J.

**) 10. November 1849. Jetzt Art. 12. 15. 16–19. Die Art. 15. 16. 18. sind durch das Gesetz vom 18. Juni 1875 aufgehoben.

vom 5. December die Richtung auf Verneinung und Ignorirung des religiösen Lebens, des religiösen Momentes im Volks- und Staatsleben zu gewinnen schien. Zahlreiche Petitionen bezeugen die herrschende Befürchtung, es könne im Staat eine Macht sich hinstellen, welche dem religiösen Leben feindselig gegenübertritt.

Noch vor einem Jahr hatten diese Besorgnisse tiefen Grund, denn erfahrungsmäßig pflegen sociale Revolutionen fanatische Intoleranz gegen die Religion zu üben; so hat man Abschaffung der Religion beantragt; nicht Bekenntnisfreiheit, sondern den Unglauben als Bürgerpflicht verkündet. Davor sind wir bewahrt geblieben, aber grundlos waren die Besorgnisse nicht. Auch gehen die Petitionen von Leuten aus, die Gott fürchten und den König ehren, die beten und arbeiten und deßhalb bei Verstande bleiben, wenn andere der Veitstanz ergreift, die eifrig ihre Steuern zahlen und ihre Söhne zum Heere schicken; diese, einen der edelsten Theile des Volkes, beherrscht jene Besorgnis am meisten.

Eine andere Thatsache ist das durchgreifende Bedürfnis einer Neuordnung des Verhältnisses von Staat und Kirche, nach einem Ausgleich zwischen der bestehenden gesetzmäßigen Ordnung und der lebendigen Wirklichkeit. Die tiefe Mißstimmung, welche sich in Preußen lange vor 1848 nicht bloß bei den Leuten, die vom Klatsch leben, sondern auch bei vielen der besonnensten, einsichtigsten und frömmsten Leute zeigte, hatte seinen Grund darin, daß auf religiösem Gebiet das Recht der individuellen Selbstbestimmung mit der hergebrachten legalen Ordnung in Konflikt gerieth. Das traf den Einzelnen, die kleinen Genossenschaften, aber auch die großen alten Kirchen, welche der Staat in der Weise beaufsichtigte, daß die Bevormundung bis auf den Gehalt des Kultus sich erstreckte. Darum ist die Neuordnung dieser Dinge in Artikel 11 und 12 zwar erfreulich, weil sie die religiöse Freiheit gewährleistet, doch bedarf es einer Ergänzung der Lücken, die sie enthalten. Die Artikel verleugnen ihre Entstehungszeit und Geschichte nicht,

sie breiten geflissentlich den Schein der Gleichgültigkeit gegen Religion, des Ignorirens und Verneinens derselben über sich aus. Neutral gegen die Religion kann nur ein verkommender Staat sein, ein lebensfrischer Staat muß sich feindselig oder dankbar und liebevoll der Religion gegenüberstellen. In Preußen sollte man wissen, daß der Staat die Religion nicht entbehren kann. Sittlichkeit, das Fundament des Staatslebens, ohne Religion ist undenkbar; die wichtigste Urkunde des Staates muß offen aussprechen, daß der Staat nicht Religion erzeugen, aber in jeder auftretenden Form schützen will. Er muß aussprechen, wo diese Pflicht für ihn beginnt, wo sie endet. Das thut, wenn auch nicht in unanfechtbarer Form der Artikel 12*) in der Fassung der Ersten Kammer**). Deßhalb ist es auch für den Staat unmöglich sich von der Religion und ihren konkreten Erscheinungsformen, den Religionsgesellschaften, zu scheiden. Im Unmuth über unbefriedigende Zustände, bureaukratische Willkür u.s.w. sind wohl manche, nicht nur frivole, sondern auch ernste, fromme, geistreiche Männer auf die Trennung von Staat und Kirche verfallen, aber sobald man diesen Gedanken realisiren will, ergiebt sich die Unmöglichkeit, die religiöse von den übrigen Seiten des Volkslebens zu scheiden oder heraus zu lösen.

In einem mechanischen absolutistischen Staat wäre ein solches Experiment denkbar; der organische Staat, das organisirte Volk, kann eine solche Abstraktion nicht in die Wirklichkeit einführen, denn er ist religiös und darin liegen die besten Wurzeln seiner Kraft. Der preußische Staat ist ein christlicher Staat. Der Begriff christlicher Staat ist viel angegriffen und verhöhnt, weil man das ihm noch anhaftende Unchristliche und Widerchristliche als Wesen des

*) Der spätere Art. 15.

**) „Jede Gesellschaft, welche als Religionsgesellschaft auf den Schutz des Staates Anspruch macht, ist verpflichtet, ihren Mitgliedern Ehrfurcht gegen Gott, Gehorsam gegen die Gesetze, Treue gegen den Staat und sittlich gute Gesinnungen gegen alle Mitbürger einzuflößen u. s. w."

christlichen Staates hinstellte und gegen diese Karikatur die Angriffe richtete. Ebenso wie das Einzelindividuum durchdringt das Evangelium auch das Kollektivindividuum, das Volk, den Staat, zwar langsam aber unaufhaltsam; achtzehn Jahrhunderte hat es daran gearbeitet. Ihm verdankt der Staat Geschichte, Institutionen, Sitten, Begriffe, Inhalt der Bildung; echte Freiheit ist nur durch die Erziehung des Evangeliums möglich geworden. Vollendet christlich zu sein, rühmt sich Niemand, auch der christliche Staat nicht; seine Gebrechen wie Glaubenszwang, heuchlerische Askese, Kabinettstheologie und ähnliches sind nicht vorhanden weil, sondern obgleich der Staat christlich ist. Solche Verirrungen wird er aber nur überwinden können, wenn der Einfluß des Evangeliums ihm belassen wird. Gerade der preußische Staat aber, der mit allen Fasern seines Daseins, durch seine ganze Geschichte mit Religion und Christenthum aufs engste verwachsen ist, kann die Fiktion, als sei er religionslos, unmöglich aufkommen lassen. Trotzdem ist diese Unmöglichkeit der Grundton der Artikel 11–15. Mit der Geschichte brechen ist der Grundgedanke aller Revolutionen; das wird uns hier als heilbringend angesonnen in Bezug auf das Edelste und Zarteste, was wir besitzen. Dies Experiment wird nicht gelingen, oder aber zur Zerrüttung führen. Das Christenthum und die evangelische Kirche, welche jetzt ein kräftigeres und reicheres Leben entfaltet als lange zuvor, wird diese Zerrüttung überdauern, aber niemals herbeizuführen wünschen oder herbeiführen. Beschlüsse können die Wirkung von Jahrhunderten nicht beseitigen, wohl aber entscheiden, ob der Staat seinen christlichen Charakter offen bezeugen soll oder nicht. Eine Verfassung, welche dies nicht thut, mag an sich vortrefflich sein und sich neben Plato's Republik stellen können, eine *preußische* Verfassung wird sie nicht, und ein Kleinod des Volkes auch nicht."

Dabei war Landfermann aber keineswegs gewillt, dem Staat das ihm gebührende Recht gegenüber der Kirche zu verkümmern,

und so beantragte er, wiewohl erfolglos, dem Artikel 12*) den Inhalt zu geben, daß die Religionsgesellschaften ihre Angelegenheiten selbständig aber unter gesetzlich geordneter Aufsicht des Staates verwalten sollten. Eine spätere Zeit hat seine Voraussicht bestätigt.

Es bedarf kaum des besonderen Hinweises, daß auch eine konfessionslose Schule für Landfermann ein Unding war. Zu Artikel 21, welcher von den Volksschulen handelt, stellte er deßhalb den Antrag**) diese ausdrücklich als konfessionelle zu bezeichnen, wie dies auch die Erste Kammer beschlossen hatte, nur fügte er auch hier die Bedingung hinzu, daß die Aufsicht über die Schulen dementsprechend gesetzlich zu ordnen sei. Die Begründung seiner Ansicht ist auch heute noch beachtenswerth, denn die Zeit, wo Simultanschulen nicht nur als ein Nothbehelf angesehen wurden, liegt noch nicht so fern hinter uns. „Die Anstellung der Lehrer an den öffentlichen Volksschulen, so äußerte er sich, durch den Staat, unter gesetzlich bestimmter Betheiligung der Gemeinden, aus der Zahl der Befähigten und die Leitung der äußeren Angelegenheiten durch die Gemeinde ist durchaus angemessen, letzteres unter der Voraussetzung, daß das zu erwartende Unterrichtsgesetz darüber eingehendere Verordnungen bringt. Nachdem die Aufsicht des Staates über die Schulen***) allgemein festgesetzt ist, muß auch der konfessionelle Charakter der Volksschule zu seinem Recht kommen. Zur Zeit sind wohl bis auf geringe Ausnahmen alle Volksschulen konfessionell; selbst die Napoleonische Gesetzgebung hat auf dem linken Rheinufer daran nichts geändert. Dadurch ist nicht ausgeschlossen, daß durch diese Schulen den Anforderungen des bürgerlichen Lebens und des Staates, soweit sie das vermögen, genügt wird.

*) Der spätere Art. 15, welcher durch das Gesetz vom 5. April 1873 diese fast wörtlich mit Landfermann's Antrag übereinstimmende Fassung erhielt und durch das Gesetz vom 18. Juni 1875 aufgehoben wurde.

**) 19. November 1849; jetzt Art. 24.

***) Art. 20 der Verfassung, jetzt Art. 23.

Bei aller Verbesserungsbedürftigkeit und Entwicklungsfähigkeit des Volksschulwesens wird diese Seite unberührt bleiben müssen, jede Änderung würde nur zur Zerrüttung führen. Dabei ist zunächst die finanzielle Seite zu beachten. Eine endliche genügende Ausstattung des Volksschulwesens ist unabweisbar; die konfessionelle Änderung der Schule würde aber den Staat zwingen, für die aus kirchlichem Vermögen bisher jährlich fließenden 1 1/2 Millionen, sowie für die nach Art. 22*) vorgesehenen privaten Verpflichtungen Ersatz zu schaffen; denn die Konfessionalität aufzuheben und das Kirchengut nach wie vor zu den Leistungen für die Schule heranzuziehen, wird nach Art. 12**) der Verfassung Niemand wagen dürfen. Die Gemeinden werden aber ohnehin stärker in Anspruch genommen werden müssen, und ihre Willigkeit wird wesentlich von dem konfessionellen Charakter der Schule bedingt werden. Die Achtung und Schätzung der Schule beruht hauptsächlich auf ihrem religiösen und konfessionellen Charakter. Konfession und Religion sind aber für die überwiegende Masse des Volkes identisch und die Geschichte des Jahres 1848 lehrt, wie bedenklich es ist, diesen Vorstellungen entgegenzutreten. — Das Gedeihen der Schule hängt aber nicht nur von den Geldmitteln, sondern auch von der Treue und Gewissenhaftigkeit der Lehrer ab. Gerade die besten, welche am erfolgreichsten arbeiten, legen auf konfessionellen Unterricht den höchsten Werth. Es ist ein Irrthum anzunehmen, der Lehrerstand wünsche eine Aufhebung des konfessionellen Charakters der Schule; sehr zahlreich besuchte Lehrerversammlungen haben sich noch kürzlich aufs entschiedenste dagegen ausgesprochen. Es sind dies gerade Lehrer, die sich am meisten von dem revolutionären Treiben fern gehalten haben.

Pietät der Lehrenden und Lernenden wird ferner nur erhalten

*) Jetzt Art. 25.

**) Der spätere Art. 15.

werden können, wenn die Schule ein religiös geweihter Ort bleibt; nur so bewahren auch die Eltern der Schule das Vertrauen, das dann auf die Kinder übergeht und ihnen Erfurcht abnöthigt.

Überhaupt aber ist die in der Verfassung verbürgte genügende allgemeine Volksbildung nur in konfessionellen Schulen möglich. Die Nothwendigkeit religiösen Unterrichts überhaupt und seines konfessionellen Charakters, ohne den er keine Frucht bringen kann, ist unbestritten. Mit dem Religionsunterricht muß aber der ganze übrige Unterricht harmoniren, das Lesebuch, der Geschichtsunterricht dürfen nicht das Gegentheil von dem bringen, was in der Religion gelehrt wird, es muß ein einheitlicher Zusammenhang sein in allem, was in der Volksschule gelehrt wird.

Die Zustände, welche in einem anderen deutschen Lande*) durch falsche Sparsamkeit bei dem Versuch mit konfessionslosen Volksschulen sich entwickelt haben, bieten ein warnendes Beispiel. Geschichtsunterricht, Katechismus, Bibel, kirchliches Gesangbuch waren verbannt; das Lesebuch ledern, inhalt- und charakterlos; die Lehrer gingen mit dem größten Zagen an den Religionsunterricht aus Besorgnis, konfessionelle Dinge zu berühren.

In konfessionell wenig oder gar nicht gemischten Gegenden mag eine konfessionslose Schule vielleicht weniger zu bedeuten haben, obwohl auch hier durch Verwaltungsbehörden dem Lehrer viel Unbehagen bereitet werden kann, wenn er durchaus konfessionslos unterrichten soll. Auch die, wie es scheint, besonders vom grünen Tisch ausgehende Ansicht, daß die Simultanschule viel billiger sei, mag für manche Gegenden zutreffen, jedenfalls wiegt dies den Nachtheil, der damit verknüpft ist, nimmer auf. Ebenso unbegründet ist die oft gehörte Behauptung, daß die Simultanschule den konfessionellen Hader beseitige, vielmehr ist sie für Jung und Alt immer ein Zankapfel. Also konfessionelle Schulen, aber

*) Nassau oder Baden.

keineswegs soll der Staat die Schule völlig der Religionsgesellschaft, der Kirche überlassen; sein Recht auf die Schule muß ihm gewahrt werden. Wie auch in Zukunft sich das Verhältnis von Staat und Kirche gestalten mag, auf dem Gebiet der Schule sind beide untrennbar; Staat und Kirche nehmen die heranwachsende Jugend gleichmäßig als ihre künftigen mündigen Glieder für sich in Anspruch.

Staat und Kirche müssen bei der Berufung der Lehrer, bei Anstellung der Aufsichtsbehörden, bei der gesetzlichen Ordnung der Mitwirkung der Gemeinden gleichmäßig betheiligt sein. Hat das bisher ohne gesetzliche Grundlage Geltung gehabt, so wird es um so einfacher auf Grund eines Unterrichtsgesetzes geschehen können; die Verfassung soll nur einen allgemeinen Grundsatz aussprechen. Diejenigen Religionsgesellschaften, in welchen Demuth und Liebe wahrhaft leben, deren sich ja jede rühmt, werden völlig befriedigt werden, wenn der Staat das letzte Wort spricht. Der Antrag tilgt den durch die bisherige Fassung*) hervorgerufenen, für die Schule so schädlichen Dualismus, welcher allen Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts widerspricht."

Die Kammer lehnte den Antrag Landfermann's ab, trug aber seinen Bedenken insofern Rechnung, als der konfessionelle Charakter der Volksschule nach der Fassung der ersten Kammer ausgesprochen wurde; dagegen blieb die Bestimmung über die Leitung des Religionsunterrichts bestehen.

Wir fügen hier gleich einige andere Äußerungen Landfermann's über die die Schule betreffenden Artikel der Verfassung hinzu, welche in einer Denkschrift**) an den Minister von Bethmann-Hollweg enthalten sind. Art. 20, der die Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre aussprach, erschien ihm nichtssagend, jedoch

*) Der letzte Absatz des Art. 21 (bezw. 25) lautete nach dem Beschluß der Kommission: „Den religiösen Unterricht in der Volksschule leiten die betreffenden Religionsgesellschaften."

**) Vom 31. December 1858, vergl. S. 253.

widerrieth er seine Aufhebung. Dagegen empfahl er die baldige Beseitigung der Bestimmung des Art. 25, welcher die Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts festsetzte, aus finanziellen Gründen, da der Ausfall einige Millionen betragen würde. Freilich gab er zu, daß er und die Mehrheit der Kammer dieser Bestimmung wesentlich unter dem Eindruck einer Rede Reichensperger's *) beigetreten sei, welcher gegen den unentgeltlichen Unterricht sprach, weil man darin die Absicht vermuthete, jesuitischen Privatschulen die Konkurrenz mit den Volksschulen zu erleichtern.

Als Mitglied und zuletzt als Vorsitzender der Specialkommission für die Berathung des Kultusetats fand Landfermann wiederholt Gelegenheit, sein warmes Interesse für die evangelische Kirche zu bethätigen. Namentlich die ungenügenden Leistungen des Staats für die Bedürfnisse der evangelischen Kirche veranlaßten ihn, auf das Mißverhältnis zu den Bewilligungen für die katholische Kirche hinzuweisen **). Für die Versorgung der evangelischen Emeriten, für die Vorbildung der jungen evangelischen Geistlichen zu ihrem Beruf, für das unentbehrliche Synodalinstitut fehlten die Mittel gänzlich oder seien nur für die dürftigsten Anfänge ausreichend, während für die 1810 bei der Säkularisation des Kirchengutes erlittenen Verluste zu verschiedenen Malen, 1845, 1846, zuletzt 1847, Ersatz versprochen worden sei. Deßhalb erhob er lebhaften Widerspruch ***) gegen die Streichung der für die Konsistorialpräsidenten bestimmten Forderung und einer geringen Summe, welche als Rest eines Fonds für Durchführung der Union aus früherer Zeit in den Staatshaushalt aufgenommen war. Er betrachtete die Konsistorien vorläufig als die gesetzmäßigen Verwaltungsorgane der evangelischen Kirche und forderte die dafür nöthigen Mittel. Bei der Armuth der evangelischen Kirche, deren

*) 20. November 1849.
**) 17. März 1851.
***) 21. Februar 1850.

Dotation, verglichen mit der der katholischen Kirche, in umgekehrtem Verhältnis zur Bevölkerungszahl stehe, sei es Pflicht der katholischen Abgeordneten, diese Summe unverkürzt zu bewilligen. Ebenso protestirte er*) energisch dagegen, als dieselbe Kommission die von dem Kardinal Diepenbrock als katholischem Feldpropst geforderte Vermehrung der katholischen Feldgeistlichen auf Kosten der evangelischen empfahl, und berief sich auf die entgegenstehenden Bestimmungen der Militärkirchenordnung von 1832 und des Art. 15 der Verfassung. Er erreichte wenigstens, daß die Minister des Kultus und des Krieges seinen Vorstellungen Rechnung zu tragen versprachen.

Während er so einerseits die Verpflichtung des Staates zu Leistungen für die evangelische Kirche zur Anerkennung zu bringen bestrebt war, bestritt er der Kammer anderseits auf Grund des Art. 12 der Verfassung**) das Recht, über die zukünftige Gestaltung der Kirche zu entscheiden. Diesen Standpunkt vertrat er mit Entschiedenheit sowohl bei Bewilligung der Mittel für die Konsistorien***) wie gelegentlich der Verhandlung†) über eine Petition einer Anzahl Breslauer Bürger, welche sich über die Einsetzung des evangelischen Oberkirchenraths beschwerten und die Einführung der synodalen Verfassung verlangten. Landfermann sprach für den Antrag der Petitionskommission auf Übergang zur Tagesordnung††). Denn einerseits hielt er es für nicht erwiesen, daß die Petenten zur Beschwerdeführung irgend wie legitimirt seien, anderseits erschien es ihm als zweifellos, daß sie den richtigen Instanzenzug an das Ministerium nicht eingehalten hätten. Sollte aber die

*) 13. März 1851.

**) Der spätere Art. 15, vergl. S. 217.

***) s. S. 225.

†) 8. Februar 1851.

††) Der Abg. v. Patow beantragte Überweisung an eine besondere Kommission.

Kammer dem Sinn der Petition entsprechend sich als eine Art Synode konstituiren und die Grundzüge einer evangelischen Kirchenordnung aufstellen, so ergäben sich daraus ganz unberechenbare Konsequenzen. Sie würde es dann auch nicht abweisen dürfen, wenn etwa von katholischer Seite Anträge auf Aufhebung des episkopalen Übergewichts oder Abschaffung des Cölibats kämen. Im besonderen aber ist die Legalität des Oberkirchenraths völlig unanfechtbar, da ihm seine Befugnisse von dem bisherigen rechtlich und faktisch anerkannten Träger des Kirchenregiments überwiesen sind. Dies Recht des Landesherrn aber ist seit Jahrhunderten, ausdrücklich oder stillschweigend, bald mehr oder weniger modificirt, überall anerkannt, selbst in der freiesten Kirchenverfassung in Deutschland, der von Jülich-Cleve-Berg aus dem XVI. Jahrhundert. Zudem hat aber der Oberkirchenrath auch durch die verfassungsmäßigen und gesetzlichen Organe der evangelischen Kirche, durch die auch von der Kammer als solche anerkannten Konsistorien Anerkennung gefunden, ebenso durch die rheinische und westfälische Provinzialsynode. Aber auch die Behauptung der Petition, der Oberkirchenrath habe die Einführung einer Synodalverfassung für die Kirche versäumt, ist unbegründet; vielmehr hat er vorbereitende Schritte bereits gethan*), nur kann eine solche Verfassung nicht in wenigen Tagen ins Leben treten. Auch für den Vorwurf willkürlicher Amtsführung liegt kein Beweis vor**). Endlich aber fordert die Verfassung im Art. 15 schlechthin, daß die Petition nicht berathen wird, es steht in ihr nichts, was der Kammer das Recht zur Behandlung der kirchlichen Dinge verliehe; vielmehr sichert sie der Kirche ihre selbständige Verwaltung.

Aus denselben Gründen erklärte Landfermann sich entschieden

---

*) Verordnung vom 29. Juli 1850.

**) Die spätere Zusammensetzung des Oberkirchenraths fand Landfermann's Beifall in minderem Grade, vergl. S. 283.

gegen eine Petition *), in welcher der lutherische Theil der Gemeinde Triglaff in Pommern, einst angeblich wider seinen Willen der Union angeschlossen, nun die Herausgabe des im Besitz des in der Union verbliebenen Theils der Gemeinde befindlichen Kirchenvermögens beanspruchte. Er begründete seinen Widerspruch einmal mit dem Mangel des Beweises, daß den Lutheranern Unrecht geschehen, dann mit der Inkompetenz der Kammer auf Grund des Art. 15 der Verfassung.

Endlich mag in diesem Zusammenhange noch erwähnt werden, daß er auch die Civilehe, welche bei den Verhandlungen über Art. 16 der Verfassung einem besonderen Gesetz vorbehalten war, gelegentlich der Berathung über eine Petition aus Schlesien **) nur deßhalb zulässig fand, weil sie nicht viel schade.

Soweit es in seinen Kräften lag, einer Kammer und einem Ministerium gegenüber, welche dem Lehrerstande im allgemeinen kein übertriebenes Wohlwollen entgegenbrachten, suchte Landfermann auch als Abgeordneter für die Verbesserung der äußeren Lage der Lehrer zu wirken. Bei Berathung der die Volksschule betreffenden Artikel der Verfassung unterstützte er alle auf Verbesserung des Einkommens der Lehrer zielenden Anträge ***). Während aber die Aufhebung der Befreiung von der Klassensteuer den Volksschullehrern, von denen damals gegen 9000 noch nicht 100 Thaler, 4000 weniger als 50 Thaler Einkommen hatten, eine empfindliche Last auferlegte, betrug die im Etat für die Aufbesserung der Gehälter ausgeworfene Summe weit weniger als die Hälfte des nachgewiesenen Bedürfnisses. Indem Landfermann dies rügte †), hob

*) 18. Februar 1851.

**) 5. November 1849.

***) 20. November 1849. Art. 22 des Verfassungsentwurfs, jetzt Art. 25.

†) 21. Februar 1850. Der Minister Ladenberg schützte in seiner Erwiderung den Einspruch des Finanzministers vor.

er zugleich hervor, daß die Ungunst, welche wiederholt in der Kammer zum Ausdruck gelangt sei, den Lehrerstand unverdient treffe, der wenigstens in seiner Provinz hinsichtlich des politischen Verhaltens den Vergleich mit jedem anderen Stande aushalten könnte. — Noch ungünstiger lagen die Verhältnisse bei den Gymnasiallehrern, wo die beantragte Summe von 25000 Thalern nur den vierten Theil des Bedarfs ausmachte. Auch hier forderte Landfermann die künftige Erhöhung der Summe, da weit größere Mittel für Zwecke bewilligt würden, die im Vergleich zu dem, die Lehrer an 180 Anstalten mit Befriedigung arbeiten zu wissen, untergeordnet erscheinen müßten.

Den Schluß der Kammerverhandlungen wartete Landfermann nicht ab, in den ersten Märztagen 1852 befand er sich wieder in der Heimat.

Wir haben Landfermann's Thätigkeit als Abgeordneter im Zusammenhang verfolgt und müssen jetzt wieder etwas zurückgreifen. Die Angriffe, welche zuerst anonym, dann mit offenem Visir von Dr. Rumpel*) auf die Gymnasien wegen des sie beherrschenden unchristlichen Geistes, der hauptsächlich aus der Behandlung der klassischen Studien seine Nahrung schöpfe, gerichtet wurden, führten eine lebhafte Bewegung auf pädagogischem Gebiete herbei. Entfesselt wurde der Sturm, wie es scheint, durch Gottfried Hermann's Glückwunsch**) zum Jubiläum der Landesschule Pforta im Jahre 1843, in welchem er deren Zöglinge warnte vor der impia pietas tenebrionum hominem malum esse nec nisi credendo impetrare gratiam divinam dictantium. Auch in Süddeutschland erhob ein württembergischer Seminarprofessor, Dr. Eyth, der seinen Beruf in diesen Fragen mitzusprechen durch eine längst vergessene Übersetzung der Ilias und des Ödipus

*) Litterarische Zeitung 1843, 1844.

**) Abgedruckt u. a. Opusc. VII, 476; neuerdings bei Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts u. s. w., S. 685.

Tyrannus dargethan hatte, laut seine Stimme gegen das Heidenthum, welches die klassischen Studien verbreiteten. Während Geheimrath Eilers ausdrücklich sein Einverständnis mit den Artikeln der litterarischen Zeitung, zu der er enge Beziehungen unterhielt, zu erkennen gab*), erfolgten auf Seiten der klassischen Philologen geharnischte Erwiderungen von Thiersch, Ritschl und Lobeck. Besonders lebhaft gingen die Wogen der Erregung im Jahre 1850. Auf allen kirchlichen Versammlungen, in Gnadau, Stettin, auf der hessischen Pastorenkonferenz und dem Stuttgarter Kirchentage wurde die Frage der christlichen Gymnasialbildung lebhaft erörtert, und wie bei der Zusammensetzung dieser Kreise nicht anders zu erwarten war, in einem den Gymnasien wenig günstigen Sinne entschieden. Ins Praktische wurden die Bestrebungen übertragen durch die Gründung des „evangelischen Gymnasiums" in Gütersloh, welche 1851 aus privaten Mitteln erfolgte, für deren Aufbringung sich gewisse Elberfelder Kreise besonders thätig zeigten. Die Leitung der neuen Anstalt übernahm Dr. Rumpel, welcher bald laut den Werth seiner Schule der Welt verkündete, während ein gleichzeitig in Stuttgart mit derselben Tendenz errichtetes Privatgymnasium ein bescheideneres Dasein führte.

Es war Landfermann's Verdienst, in sachgemäßer, maßvoller und besonnener Weise die den Gymnasien gemachten Vorwürfe zu entkräften. Der Vorstand des 1851 in Elberfeld versammelten Kirchentages hatte, eben durch die Vorgänge des vergangenen Jahres veranlaßt, die Behandlung dieser Frage in Aussicht genommen. Das Referat übernahm Landfermann, das Korreferat wurde Dr. Rumpel übertragen.

Landfermann ging davon aus, daß an sich keinem Gymnasium vor dem andern die Bezeichnung christlich zustehe, da sie sämmtlich berufen und fähig seien, christlich zu sein. So erfreulich nun die

---

*) Vergl. Varrentrapp, Johannes Schulze, S. 526-529.

lebhafte Bewegung für christliche Schul- und Gymnasialbildung an sich sei, so sehr sei zu wünschen, daß sie namentlich für den Lehrstand Frucht trage. Freilich leiden die Gymnasien meist unter zwei Übeln, der Unterschätzung von gewissen Seiten, oder aber der Überschätzung. Letztere, die besonders in Zeiten reformatorischer Bewegung einzutreten pflegt, hat dann vielfach Enttäuschung und ungerechte Urtheile im Gefolge. Selbst Luther war davon nicht ganz frei; das Extrem stellt Fichte dar, welcher „eine gänzliche Umschaffung des Menschengeschlechts" von der nach seinen Principien eingerichteten Schule verkündet, in welcher die Jugend unter gänzlicher „Absonderung von den Erwachsenen mit ihren Lehrern und Vorstehern allein zusammenlebt"; noch jüngst, in bewegter Zeit hat man gesagt, wer die Schule hat, der habe die Zukunft*). In Wirklichkeit muß jedoch die Einwirkung der Schule auf ein sehr bescheidenes Maß reducirt werden, da individuelle Beanlagung, Haus, Familie und Lektüre in viel bestimmterer Weise Willen und Intelligenz nach Ziel und Inhalt beeinflussen. Ist der Zweck der Gymnasien die Vorbereitung in freier allgemeiner Bildung für einen zukünftigen Specialberuf, welche in dem selbstthätigen Erwerb eines Besitzes reeller Erkenntnisse besteht, so ist die Aufgabe des Gymnasiums nach der Seite der Erkenntnis als sapere et fari zusammenzufassen. Je weiter die Erkenntnis geführt wird, um so mehr wird sie das Christenthum begreifen müssen und ihre Vollendung in der Kenntnis der Thaten Gottes und der Zeugnisse über sie zu suchen haben, ebenso wie das Erkenntnisvermögen sich nur in der Richtung auf die höchsten Dinge vollkommen zu entwickeln vermag. So hat die christliche Erkenntnis jede andere zu sammeln und zu durchdringen. Sie hat aber auch an der Heiligung des Willens zu arbeiten und erst in dieser Vereinigung stellt

*) Stiehl, der Verfasser der Regulative, in der Sitzung der Zweiten Kammer am 16. November 1849.

sich die christliche Bildung vollständig dar. Das sapere et fari wird zur sapiens et eloquens pietas, wie sie seit der Reformation Aufgabe der Gymnasien war. Auf dieses Ziel weisen ihre Stiftungsurkunden wie die administrativen Verordnungen aller Perioden, wenn auch nicht unterschiedslos hin, so das Generallandschulreglement Friedrich's II., wie das Reskript vom 28. Juni 1826, welches ausspricht, daß es dem Staate darum zu thun ist, in den Mitgliedern seiner Schulen wahre Christen zu erziehen.

Gegenüber diesen principiellen Forderungen gilt es nun, den thatsächlichen Zustand der Gymnasien festzustellen, wie weit diese Grundsätze und Vorschriften nicht nur Norm geblieben, sondern auch in die Gymnasien eingedrungen sind, und ob die Lehrverfassung mit der Forderung christlicher Bildung in Einklang steht. An sich darf die Frage berechtigt erscheinen, ob das Vielerlei*) des Lehrstoffs mit einer einheitlichen, vollends einer christlichen Bildung vereinbar ist. Diese Frage hat aber der Kirchentag nicht zu lösen, sondern nur die, ob die Disciplinen, welche auf dem Gymnasium behandelt werden, „im ganzen oder in einzelnen Theilen mit wahrhaft christlicher Bildung unverträglich" sind oder nicht. Diese Frage ist zu verneinen. Christenthum und Wissenschaft schließen sich nicht aus, wie schon Spener in seinem Büchlein von der würdigen Gestalt eines studiosus Theologiae nachwies. Das Christenthum hat die weltliche Wissenschaft nicht zu fürchten; also kann auch keine Gymnasialdisciplin an sich, sondern nur ihr Mißbrauch der christlichen Bildung bedrohlich sein. Die heftigsten Angriffe in dieser Beziehung sind gegen die heidnischen Klassiker gerichtet worden, die in alter und neuer Zeit als mit christlicher Bildung unvereinbar hingestellt werden. Und doch hat Julian der Abtrünnige die klassischen Autoren aus den Schulen verbannt, während ein Basilius, ein Augustin, die Reformatoren und ihre Vorläufer, Spener und

*) Vergl. S. 239.

Francke die Klassiker und ihre Sprache „als die Scheide ehren, in welcher das Schwert des Geistes stecke". Aber auch die Erfahrung, daß noch kein besseres Mittel zur Entwicklung des Erkenntnisvermögens und der Fähigkeit, das Erkannte darzustellen, erfunden ist, als die Beschäftigung mit den Alten, wird gegenüber der angeblichen Gefahr, welche das Hineinleben in das Alterthum mit seiner heiteren Unbefangenheit, seinem frischen Muth und seiner ungebundenen Rücksichtslosigkeit jugendlichen Gemüthern bringt, von den Gegnern nicht beachtet. Als ob nicht leider diese Vertrautheit mit dem Alterthum auf den Schulen sich viel zu selten fände, um verführerisch zu wirken! Ferner aber sind gerade die Klassiker weit ungefährlichere Gegner christlicher Bildung, für welche sie vielmehr ein bedeutendes propädeutisches Moment besitzen*), als unzählige moderne Erzeugnisse der Litteratur, vor allem der platte Utilitarismus, der in Materialismus ausläuft. Erst vor zwei Menschenaltern hat das deutsche Volk die belebende Kraft des Humanismus gegenüber der chinesischen Erstarrung dieser Richtung empfunden. Weiter aber, und dies ist ein ferneres ihnen innewohnendes propädeutisches Moment, erwecken die klassischen Studien das Bewußt-

*) Es sind dieselben Grundanschauungen, denen Landfermann schon 1831 in Elberfeld Ausdruck gegeben hatte (vergl. S. 95), und zu denen sich ein erheblicher Theil der Philologen, namentlich die hervorragendsten süddeutschen Schulmänner bekannten. Die Entstehung dieser Richtung, welche man wohl als eine naturgemäße Reaktion gegen die Schulen Wolf's und G. Hermann's bezeichnen kann, liegt erheblich früher als Paulsen, Gesch. des gel. Unterr. (S. 709-713), annimmt; vergl. C. J. Nitzsch, der Religionsbegriff der Alten (Theolog. Studien und Kritiken 1828); Bernhardy, Grundlinien zur Encyklopädie der Philologie (Halle 1832), S. 21; W. Herbst, das klassische Alterthum in der Gegenwart (Leipzig 1852), S. 120-124. Man mag diese Anschauungen mit Paulsen als synkretistisch bezeichnen und wird doch seine Darstellung als befangen verwerfen müssen; daß Landfermann in erster Linie das Gymnasium vertheidigen wollte, wie schon in Erlangen 1851 anerkannt wurde, wird nach Paulsen S. 713 niemand entnehmen können.

sein der Einheit und Zusammengehörigkeit der Menschheit, der gemeinsamen Schuld und des gemeinsamen Heils; ihren ethischen Gehalt, das Gesetz der Heiden, die sich selbst ein Gesetz waren, verleugnen sie nicht.

Wenn es trotzdem große und kleine Geister gegeben hat, welche den Götzendienst des Alterthums, den die Gegner befürchten, trieben, so muß daran erinnert werden, daß es auch eine Zeit gab, wo die Diener der Kirche, wie Basedow, Campe, Salzmann und der Dr. theol. Bahrdt die Kirche entkräfteten, und daß beide Erscheinungen in engen Wechselbeziehungen standen. Wohl aber läßt sich behaupten, daß diese Richtung jetzt der Vergangenheit angehört.

Auch die verhältnismäßig geringe Zahl der Religionsstunden, wie sie der Lehrplan aufweist, erregt kein Bedenken, auch Luther und Melanchthon setzten in ihrem Lehrplan nur zwei Stunden an; nur für die oberen Klassen ist eine mäßige Vermehrung derselben wünschenswerth. Eben so wenig tritt die Ordnung der Schule irgend wie der christlichen Zucht hindernd entgegen. Erschwert wird die Aufgabe der Schule durch die konfessionelle Mischung der Schüler; doch ist diese unvermeidlich und durch Ernst, Treue und Liebe zu mildern und womöglich zu einer Überbrückung der trennenden Kluft zu führen.

Klagen über die Schäden der Gymnasien sind sehr alt; schon die sächsischen Schulvisitatoren sprachen 1573 weder Lehrer noch Prediger noch Eltern von mangelndem Pflichtgefühl frei; Spener und Francke beklagen den Mangel christlichen Geistes, wie es heut zu Tage geschieht. Die vorhandenen Schäden und Mängel wird Niemand leugnen, Niemand beschönigen wollen, aber den Gymnasien allein wird auch kein Aufrichtiger die Schuld geben wollen. Die sächsischen Visitatoren haben ohne Zweifel das Richtige getroffen: die Gymnasien sind nicht besser und nicht schlechter als die evangelische Kirche und das christliche Volksleben der Zeit. Nur ein un-

verständiges und ungerechtes Urtheil kann daher den Gymnasien allein die Schuld ihrer Zeit aufbürden. Hat die Kirche demnach kein Recht, die Gymnasien, mit denen sie durch Recht und Pflicht verbunden ist, aufzugeben, so hat sie vielmehr die Pflicht, an sich selbst, ihrer eigenen Reinigung und Heiligung und der ihres Gliedes, des Gymnasiums, stetig zu arbeiten, eine Pflicht, deren Vernachlässigung sie der Gefahr des Konventikelwesens aussetzen würde. Sie hat, wo es erforderlich, den Beruf der Gymnasien für christliche Bildung mahnend zu fördern; sie hat darauf zu dringen, daß Männer an den Schulen wirken, welche an christlicher Bildung zu arbeiten willig und fähig sind und den Schülern ein christliches Vorbild geben können. Thomas Arnold, der Rektor von Rugby, forderte von seinen Lehrern, daß sie Christen und Gentlemen seien, nichts besseres kann man auch für unsere Schulen wünschen. Muß man demnach für die Lehrer ein reiches Maß klarer und sicherer Erkenntnis beanspruchen, so ist diesen anderseits die Möglichkeit zu gewähren, solche zu erwerben, so daß sie nicht durch reglementsmäßige Polyhistorie ihre Kräfte zersplittern, aber auch nicht durch eine orthodoxistische Verpflichtungsformel eingezwängt werden. Endlich hat das ganze christliche Volk, wie es sich in der Kirche darstellt, die Pflicht, den Gymnasien und ihren Lehrern eine bestimmte richtige Stellung in der Kirche anzuweisen*).

Der Korreferent erklärte zuerst in etwas gewundenen Sätzen im Allgemeinen seine Zustimmung, wiederholte dann aber seine früheren Vorwürfe, indem er den Gymnasien den Beweis, daß sie nicht unchristlich seien, zuschob. Doch gelang es dem Vorsitzenden, von Bethmann-Hollweg, die allzu schroffen Anträge der kirchlichen Heißsporne zu mildern, von denen einer, ein badischer Pfarrherr, allen Ernstes die beim Unterricht seiner eigenen Söhne mit Erfolg benutzten christlichen Schriftsteller auch für den lateinischen und griechischen Unterricht der Gymnasien empfahl.

*) Vergl. S. 180.

Ganz in Landfermann's Sinn sprach sich dagegen wenige Tage nach dem Elberfelder Kirchentag die Philologenversammlung in Erlangen aus, wo namentlich die süddeutschen Schulmänner, wie Döderlein, Nägelsbach, Bäumlein, Roth, von den Norddeutschen Wiese *) und Eckstein sowohl über den Zustand der Gymnasien wie über das Verhältnis des klassischen Alterthums zum Christenthum ihre mit der seinigen völlig übereinstimmende Auffassung bekundeten. Seitdem beruhigten sich die Gemüther allmählich, allerdings vielleicht weniger deshalb, weil die Gegner der Gymnasien durch deren Vertheidiger überzeugt waren, als weil sie von dem Minister Raumer eine weitgehende Berücksichtigung ihrer Wünsche erhofften.

Auch Landfermann fand keine Veranlassung, noch einmal in die Schranken zu treten; hatte er doch seit seinem ersten Eintritt ins Schulfach nach den von ihm aufgestellten Grundsätzen gelehrt und gehandelt. Lebhaft beschäftigte ihn dagegen die in Aussicht genommene Revision der Lehrpläne für das höhere Schulwesen. Er hat seine Ansichten vor der 1856 erfolgten wenig einschneidenden Umgestaltung der Lehrpläne und Abiturientenprüfungsordnung in einem Aufsatz in Mützel's Zeitschrift für das Gymnasialwesen **) niedergelegt, dem wir das Wesentliche zur Darstellung seiner Ansichten entnehmen.

Die Erwägung, daß etwa nur ein Fünftel aller Gymnasiasten die Schule mit dem Reifezeugnis verläßt, führt zu der Schlußfolgerung, daß wenn anders das Gymnasium die Vorbildung für das höhere Studium bezweckt, die große Mehrzahl seiner Schüler einen zweckwidrigen Bildungsgang einschlägt. Daher sind die Gymnasien so weit wie möglich den Schülern zu verschließen, für

*) Wiese hatte sich kurz zuvor schon ähnlich geäußert in einem Aufsatz in der Deutschen Zeitschrift für die christliche Wissenschaft und christliches Leben, 1851.

**) Bd. IX, 1855, S. 745 f.

die es feststeht, daß sie nicht studiren sollen. Weder sind diesen Schülern gegenüber Dispensationen von einzelnen Fächern und deren Kompensation durch andere zulässig, noch darf die Rücksicht auf den Bestand mancher Anstalten, der durch Abnahme der Schülerzahl gefährdet scheint, hier maßgebend sein. Diese Principien sind, wiewohl nicht konsequent, seit einem Menschenalter von der Unterrichtsverwaltung befolgt worden. Die Gymnasien wurden als Bildungsstätten für die künftig studirende Jugend betrachtet, die Realschulen als Anstalten für diejenigen, welche die höhere Bildung wesentlich zu praktischen Zwecken erstreben.

Dem gegenüber tritt die Ansicht auf, daß es wünschenswerth ist, die gesammte Jugend, sofern sie eine höhere Schulbildung erstrebt, so lange wie möglich einen und denselben Bildungsweg gehen zu lassen, das Gymnasium so zu gestalten, daß es der Vorbildung für die Studien genüge und die für die sonstigen mittleren und höheren Kreise des bürgerlichen Lebens bestimmte Jugend zweckmäßig bilde. Zucht und Methode, ein erheblicher Theil wichtiger Unterrichtsfächer (Christenthum, Mathematik, Rechnen, Geschichte, deutsche Sprache und Litteratur) sind beiden gleich nothwendig; nur soll bei den einen der Schwerpunkt auf die alten Sprachen, bei den anderen auf neuere Sprachen und Naturwissenschaften gelegt werden. Aber auch in diesen abweichenden Richtungen ist ein Ausgleich nicht unmöglich. Hinsichtlich der Naturwissenschaften ist vor allem daran festzuhalten, daß für die Schule ein elementarer Unterricht unerläßlich, aber auch aus pädagogischen und praktischen Gründen*) genügend ist. Hinsichtlich der neueren Sprachen muß die Schule sich darauf beschränken, im Französischen leichtes und sicheres Verstehen der Litteratur, leidliche Aussprache und einen guten Anfang im korrekten schriftlichen Ausdruck zu

*) Landfermann beruft sich hierfür auf den Chemiker Mitscherlich, welcher davor warnt, künftige Apotheker vor dem 16. Lebensjahre mit Chemie zu befassen.

erzielen. Das Englische, welches bisher dem Lehrstoff der Gymnasien fern blieb, tritt dann für die, welche nicht studiren wollen, an die Stelle des Griechischen und beginnt parallel mit diesem; etwaige frei werdende Stunden sind dem Französischen und Zeichnen zuzuweisen.

Entscheidend ist die Stellung des Lateinischen. Eine absolute Nothwendigkeit der Kenntnis des Lateinischen zur Erlangung höherer Bildung wird sich nicht behaupten lassen, wohl aber kennt die Didaktik kein besseres Mittel formaler, grammatisch-logischer Bildung als die lateinische Grammatik, und der Sinn für die Form, für den einem geistigen Inhalt adäquaten Ausdruck wird durch nichts so entwickelt, als durch die scharf ausgeprägte, klare und abgerundete lateinische Sprache. Endlich kann keine moderne Litteratur die klassische, selbst wenn sie auf die lateinischen Schriftsteller beschränkt ist, ersetzen in Bezug auf die Fruchtbarkeit und die Unbefangenheit, mit welcher der Blick auf das menschliche Leben und seine Bedingungen gerichtet wird. Ein Grund, dieses Bildungsmittel den Realschulen zu entziehen, liegt nicht vor.

Aber auch äußerliche Umstände scheinen die Einheitsschule zu fördern. Große Städte mögen sich ein Gymnasium und eine Realschule neben einander gestatten; kleine Orte, welche mühsam ein Gymnasium oder Progymnasium unterhalten, werden die Übelstände, unter denen sie schwer leiden, durch diese Gestaltung der Schule abwälzen können. Eine so ermöglichte bessere Dotirung der Schule wirkt aber auch vortheilhaft auf den Lehrstand.

„Ein richtig und zeitgemäß organisirtes Gymnasium ist die echte höhere Bürgerschule für den ganzen christlichen Adel deutscher Nation, welcher künftig irgendwie wortführend und leitend in das Leben einzugreifen berufen sein wird; es ist die rechte Schule, Bürger sowohl für den Staatsdienst und die Kirche, als für Gewerbe und Industrie zu bilden.“ — Die weiteren Erörterungen sind dem Lehrplan dieser neu zu gestaltenden Schule gewidmet.

Als wichtigster allgemeiner Grundsatz wird die Koncentration des Unterrichts*) hingestellt. Nur so kann der Zerstreuung, Oberflächlichkeit und Scheinbildung mit ihren Folgen wirksam entgegen gearbeitet, nur so dem Einfluß des Evangeliums der Weg geebnet werden**), die Schule den stolzen Namen eines Gymnasiums beanspruchen. Diese Koncentration des Unterrichts könnte erreicht werden durch Beschränkung in der Zahl der Lehrfächer. Allein bei Prüfung des Lehrplans von 1837 würden sich vielleicht nur zwei Disciplinen finden lassen, deren Wegfall am wenigsten Bedenken

---

*) Die Forderung nach Koncentration des Unterrichts hatte Landfermann schon 1846 ausgesprochen. Der Minister Eichhorn hatte die Äußerungen der Provinzialschulkollegien darüber eingefordert, in wie weit den Schülern in Prima vor dem Abgang zur Universität eine Hodegetik zu ertheilen sei. Landfermann's Bericht (mitgetheilt bei Wiese, Gesetze und Verord. I, S. 146 ff. I. Aufl.) spricht sich gegen die Einführung hodegetischer Vorträge in fortlaufenden Stunden aus, für welche der Normalplan keine Zeit übrig lasse; außerdem sei keine Vermehrung der Gymnasialfächer, sondern Koncentration und Intensivität zu erstreben. Planmäßige Mittheilungen, nicht nur gelegentliche Winke über die Universitätsstudien im Allgemeinen wie für den Einzelnen, seien an sich gegenüber den vielfachen Mißgriffen sehr wünschenswerth und am besten in allgemeinen Paränesen neben individuellen Belehrungen anzubringen. Hauptsächlich aber wird das Bewußtsein über ihre Aufgabe und Stellung in den Schülern der Prima zu klären und zu festigen sein; die Bedeutung, das gegenseitige Verhältnis und allgemeine Ziel der Studien, welche die Schule vorschreibt, der Werth der bedeutendsten derselben, der vielfach verdächtigten Klassiker, sowie der Vorzug freier Privatstudien nach richtigen Grundsätzen, der unzerreißbare Zusammenhang zwischen sittlicher und wissenschaftlicher Bildung, müssen ihnen zur Erkenntnis gebracht werden. Daneben wird die Schule der Wahl des Berufs ihrer Zöglinge nicht bloß passiv gegenüberstehen dürfen, sondern dem Einzelnen wie im Allgemeinen die objektiven Motive richtiger Berufswahl zu vergegenwärtigen haben. Am passendsten sind diese Ermahnungen an die Mittheilung des Abiturientenprüfungs-Reglements anzuknüpfen.

**) Vergl. S. 231.

erregen würde, philosophische Propädeutik und Naturbeschreibung, und selbst dann würde ein ziemlich mannigfaltiges Feld übrig bleiben. Die Heilung des Schadens ist vielmehr dadurch zu suchen, daß man verhindert, den Schwerpunkt der Bildungsarbeit aus dem Centrum in die Peripherie zu verlegen: **in uno habitandum, in ceteris versandum.** Dies wird nicht auf mechanischem, sondern auf dynamischem Wege zu erreichen sein.

Den Mittelpunkt des Gymnasialunterrichts, des grundlegenden logisch-grammatischen, des rhetorisch-litterarischen und des historischen müssen die Klassiker, die alten Sprachen und zwar vorzugsweise die lateinische bilden. Dafür spricht auch die Tradition; in Wirklichkeit freilich haben andere Fächer eine weit größere Bedeutung erlangt, hauptsächlich weil didaktische Mißgriffe und der Mangel an Erkenntnis von der Wichtigkeit der alten Sprachen für die Jugendbildung eine lebhafte Abneigung gegen die Klassiker hervorgerufen haben. Die Hauptgegner derselben sind meist Männer, die „8—10 schöne Jugendjahre an ihnen geistig aufgenährt sein sollten."

Diesen Erscheinungen wird eine Reform der Didaktik vorzubeugen haben. Der Unterricht der alten Sprachen wird, wie dies Muret forderte und es in anderen Disciplinen geübt wird, wieder entschiedener „die Anschauung des fremden Idioms und seines echten Lebensinhalts den Abstraktionen der Grammatik, der Imitation in den Exercitien und Kompositionen vorauszuschicken und zu Grunde zu legen haben". Also ausgedehnte Lektüre, auf den unteren Stufen nach einem Lesebuch, auf den mittleren in den Klassikern; nur einer gleichzeitig in jeder Sprache, aber möglichst ganz oder in Bruchstücken, welche innerlich ein Ganzes bilden. Dabei von litterarischen, historischen, kritischen und lexikologischen Erklärungen nur das unbedingt erforderliche. Auch in den oberen Klassen ist auf grammatische Subtilitäten zu verzichten, dagegen die Einprägung einer gesicherten Elementargrammatik, und, was

bisher häufig fast gänzlich vernachlässigt worden ist, der Erwerb*) einer reichen **copia vocabulorum** zu erstreben, welche „leichtes, freudiges Lesen der Klassiker“, aber auch freien mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache ermöglicht. Philologen wird ein solcher Unterricht so wenig heranbilden wie der seitherige, denn dies ist Sache der Universität, wohl aber „Schüler und Freunde der Alten und ihrer Sprache“, welche „mit einem zu energischer Arbeit fähigen, unverworrenen, gesammelten, für das Evangelium und für die Anforderungen des Vaterlandes offenen Geist die Schule verlassen“.

Des weiteren werden dann die peripherischen Disciplinen „in das richtige, extensiv und intensiv richtige Verhältnis zu jenem Centrum“ zu setzen sein. Vor der Einrichtung der Prüfung für Schulamtskandidaten (1810) war dies einfacher. Der Leiter der Anstalt, mochte er nun vom Theologen, Juristen oder Mediciner zum Schulfach übergegangen sein, übte ein solches Übergewicht aus, daß die Koncentration und Harmonie dadurch von selbst erreicht war. Seitdem aber, und seitdem die Verwaltungsbehörden weit mehr in das Innere der Schulen eingreifen, namentlich auch seit der Regelung des Abiturientenexamens (1834), sind die Lehrfächer fast völlig koordinirt, ja ein aufmerksamer Beobachter würde wohl bemerken können, daß Disciplinen, denen eine geringe Stundenzahl zugewiesen ist, durch häusliche Arbeit häufig die Schüler am meisten beschäftigen, sehr entgegen den Vorschriften der Didaktik.

An der Hand des Lehrplans von 1837 werden darauf die einzelnen Lehrfächer besprochen. Für das Deutsche ist die ihm zubemessene Stundenzahl von vier in den unteren, zwei in den oberen

*) Paulsen scheint diese Stelle des von ihm in seiner Gesch. des gelehrten Unterrichts, S. 721, als „lesenswerth“ bezeichneten Artikels übersehen zu haben, sonst würde er Landfermann S. 724 wohl auch unter denen aufgeführt haben, welche einen Rückfall ins XIV. Jahrh. erstreben.

Klassen völlig ausreichend. Was der Schüler an deutscher Grammatik, welche in den seltensten Fällen ein Lehrer erträglich zu betreiben versteht, zu lernen hat, erwirbt er weit besser vermittels der lateinischen und griechischen Grammatik. Die historische deutsche Grammatik in den oberen Klassen elementarisch zu betreiben, mag einzelnen, dazu besonders geschickten Lehrern freistehen. Vorzugsweise sind es aber auch hier die alten Sprachen, welche bei den Übersetzungen in und aus dem Deutschen Licht auf die Muttersprache werfen. Eben so wenig bedarf es in den oberen Klassen besonderer Anleitung zur Beredtsamkeit, da hierfür jede Lehrstunde hinreichend Gelegenheit gewährt. Auch für schriftliche Übungen in der Muttersprache sind in den unteren Klassen nicht nothwendig eigene Lektionen erforderlich. Der deutsche Aufsatz hat sich bis in die oberen Klassen wesentlich in dem Rahmen der Reproduktion zu halten. In diesen sind eigene Produktionen unentbehrlich; in ihnen wird aber das Hauptgewicht auf logische Entwicklung der Gedanken, nicht auf inneren Gehalt zu legen sein. Zu vermeiden ist auch jede Verstiegenheit, welche dem Schüler die Behandlung „ästhetischer, litterarhistorischer, sittlicher Probleme" zumuthet.

Den hauptsächlichen Inhalt des Unterrichts wird also in den unteren Klassen die Lektüre nach einem guten Lesebuch, z. B. Wackernagel, bilden, welche Gelegenheit zu sachlichen und historischen Bemerkungen eben so wie zur Erweckung des Nationalgefühls bietet, dazu Auswendiglernen des Schönsten und Edelsten. Das Lesen ausgewählter Bücher ist zu befördern, stupide Vielleserei zu hindern. Für schriftliche Übungen sind richtig behandelte Übersetzungen das Beste, auch Diktate für Befestigung der Orthographie nicht zu verwerfen; dagegen stumpfen die beliebten Übertragungen eines Gedichts in Prosa leicht den Sinn für die poetische Form ab und heben die Wirkungen des Gedichts auf. Für die oberen Klassen erweitern sich die schriftlichen Übungen zu Stil-

und Aufsatzübungen, dazu tritt die Erklärung größerer und ganzer Haupterzeugnisse der deutschen Litteratur aller Zeiten, wobei dem Lehrer in der Wahl möglichster Spielraum gelassen werden mag, so daß die Heranziehung mittelhochdeutscher Stücke oder auch der ausländischen Litteratur in guten Übersetzungen, wie Shakespeare, Cervantes, Tasso, des Cid freigegeben werden mag. Eine Ergänzung dieser Lektüre muß dem Privatfleiß überlassen werden, für dessen Regelung eine streng ausgewählte Schülerbibliothek das ihre beitragen muß. Eigentliche Litteraturgeschichte ist nicht Aufgabe der Schule, nur einer Übersicht über den Entwicklungsgang der deutschen Litteratur sind wenige Stunden zu widmen.

Soll das Französische das oben*) angegebene Ziel erreichen, so muß der Beginn des Unterrichts früher als bisher, am besten nach Quinta gelegt werden; denn den Anforderungen der Abiturientenreglements von 1834 bei einem zweistündigen Unterricht in den Klassen Tertia bis Prima zu genügen, hält sehr schwer; leicht wird sich in Quinta auch eine Vermehrung der Stundenzahl auf drei bis vier erzielen lassen.

Für den Religionsunterricht genügen zwei wöchentliche Stunden**), denn „nicht die massenhafte Beschäftigung mit dem Objekt dieses Unterrichts, sondern die geweihte Vertiefung in dasselbe führt zum Ziel“. Die Mathematik dagegen wird sich eine Einschränkung gefallen lassen müssen. Sie erfüllt ihren formalen und praktischen Zweck, die Gewöhnung an streng konsequentes Denken und Vorbildung für den praktischen Bedarf des Lebens vollkommen, wenn sie auf Arithmetik, Algebra, ebene und körperliche Geometrie beschränkt wird. Die Trigonometrie wird im Interesse einer intensiven Durcharbeitung des Lehrstoffs und der gleichmäßigen Förderung der Schüler auszuschließen sein, selbst

*) S. 237.

**) Vergl. S. 234.

auf die Stereometrie ist, wenn es dem betreffenden Lehrer an didaktischem Geschick mangelt, zu verzichten. Ein so verkürzter Lehrstoff läßt sich aber sehr wohl in drei, statt wie bisher in vier wöchentlichen Stunden der mittleren und oberen Klassen behandeln, wobei die Fortführung begabterer und rascher fortschreitender Schüler in einer Selekta nicht ausgeschlossen ist.

Ein physikalischer Unterricht für die oberen Klassen und ein naturgeschichtlicher für die mittleren und unteren ist in der Jetztzeit unentbehrlich. Die Jugend ist am empfänglichsten für Schärfung der Sinne und Gewöhnung an eindringende Naturbetrachtung; auch ist, wofern nur ein extensiv und intensiv stark beschäftigendes Centrum der Arbeit gesichert ist, von diesen Fächern eine Zerstreuung nicht zu befürchten. Wohl aber ist, was bisher vielfach versäumt wurde, dieser Unterricht durch wirkliche Anschauungsmittel fruchtbar zu gestalten, damit nicht die Naturkenntnis durch ein Buchwissen ersetzt wird. Das Gleiche gilt von der Physik, die schon in Tertia zu beginnen hat, um denjenigen Schülern, die von da ins praktische Leben übertreten, nützlich zu werden, dagegen in Prima wegfällt und der freien Selbstthätigkeit überlassen bleibt.

Die philosophische Propädeutik kann unleugbar durch die Durcharbeitung der formalen Logik und die Einführung in ihre Terminologie sehr werthvoll werden; ebenso unbestreitbar ist aber auch, daß die Zahl der Lehrer, welche diesen Unterrichtszweig fruchtbar und anregend zu gestalten wissen, sehr gering ist, daher ist die Propädeutik zu gestatten, wenn ein geeigneter Lehrer für sie vorhanden ist, sonst aufzugeben.

Geschichte und Geographie sind im Lehrplan allen Klassen zugewiesen; es ist aber festzuhalten, daß für eine zusammenfassende Behandlung der Geschichte die drei unteren Klassen noch nicht reif sind. Mehr als genügenden Ersatz für die ihrem Standpunkt angemessene anekdotenhafte Behandlung der Geschichte erhalten die Knaben in Sexta und Quinta in der biblischen Geschichte. Die Licht-

punkte der vaterländischen Geschichte und Sage werden ihnen in der deutschen Lektüre vorgeführt, das private Lesen episch-historischer Stoffe thut das Übrige. Erst in Quarta sind als Vorbereitung für die in Tertia beginnende Lektüre der Klassiker planmäßig ausgewählte Erzählungen aus der griechischen und römischen Geschichte unerläßlich, etwa wie Roth in seinem Lehrbuch zur Einleitung in die alte Geschichte versucht hat. Nebenbei läßt sich ein mäßiger Kanon von Namen, Thatsachen, Jahreszahlen leicht einprägen. Die Geographie hat den Vorzug, daß sie wie die Naturgeschichte auf große Empfänglichkeit der Schüler rechnen kann; diese hat sie mit Maßen, so daß nicht „die ganze Fülle der Ergebnisse neuerer Wissenschaft ausgegossen" wird, sich nutzbar zu machen. In den drei Jahren können bei zwei wöchentlichen Stunden genügende Grundlagen geschaffen werden, um darauf später weiter zu bauen.

Der eigentliche Geschichtsunterricht bleibt den drei oberen Klassen vorbehalten. Mehr als anderswo ist aber hier vor dem Zuviel zu warnen. „Die alte Geschichte, welcher allein der Gymnasiast selbstthätige Arbeit zuwenden kann, sodann die Geschichte der eigenen Nation, des Vaterlandes, stellen sich von selbst als das eigentliche centrale Gebiet des geschichtlichen Unterrichts dar. In die deutsche Geschichte flicht sich nothwendig die Geschichte der anderen Völker und Staaten episodisch an den Punkten ein, wo sie auf die deutsche Geschichte und Entwicklung wesentlich einwirken."

Eine derartige Begrenzung des Geschichtspensums sichert den klaren Überblick über dasselbe und gewährt hinreichende Vorkenntnisse, um sich später in allen geschichtlichen Beziehungen, welchem wissenschaftlichen Gebiet sich nun einer auch zuwenden mag, zurecht zu finden. Historische Bildung wird freilich dadurch nicht gewonnen; diese ist abhängig davon, daß der Lehrer es versteht, das Einzelne zur Anschauung und daraus das Allgemeine zur Erkenntnis zu bringen. Für manche Abschnitte ist dies wohl auch schon auf der Schule erreichbar, doch ist das Maß von zwei Stunden

wöchentlich hier um so strenger fest zu halten, je näher die Gefahr liegt, bei solcher Behandlung die nothwendige Grenze des zu gebenden zu überschreiten.

Das Hebräische wird in den Elementen, wie bisher, auf der Schule betrieben werden müssen, weil es sonst analog dem Arabischen und Sanskrit behandelt werden würde, so daß die Theologen der alttestamentlichen Exegese nicht mehr würden folgen können.

Die sogenannten technischen Lehrfächer endlich, Gesang, Zeichnen, Schönschreiben, werden im Ganzen wie bisher behandelt werden können, nur daß beim Zeichnen mehr auf das Zeichnen nach der Natur zu dringen ist, und daß der Schreibunterricht auf je zwei Stunden in Sexta und Quinta zu beschränken und für Orthographie, Geographie u.s.w. nutzbar zu machen ist.

Ein so zu gestaltender Lehrplan wird also innerhalb der vorstehend bezeichneten Grenzen auf Uniformität verzichten müssen. Dabei wird sich indeß unschwer ermöglichen lassen, in gewissen Fächern begabteren und vorgeschrittneren Schülern Gelegenheit zu weiterer Fortbildung zu geben. Die Theilnahme an einem solchen Selektaunterricht ist dem Ermessen des Rektors anheimzugeben, dem anderseits auch die Befugnis zustehen muß, Schülern, die für gewisse Fächer unverkennbare Begabung zeigen, denen aber besondere Lebensverhältnisse den normalen Bildungsweg nicht gestatteten, die Beschränkung auf die wichtigsten Unterrichtsfächer frei zu geben.

Die Vertheilung der wöchentlichen Lehrstunden gestaltet sich demnach für die einzelnen Lehrgegenstände folgendermaßen: Christenthum in Prima und Sekunda je drei, in den übrigen Klassen je zwei Stunden; Latein in Prima acht, in Sekunda bis Quarta je zehn, in Quinta und Sexta je zwölf Stunden; Griechisch in Prima bis Quarta je sechs Stunden; Deutsch in allen Klassen je zwei; Französisch in Prima bis Quarta je zwei, in Quinta drei oder vier Stunden; Mathematik von Quarta bis Prima, Rech-

nen in Quinta und Sexta je drei Stunden; Physik in Sekunda und Tertia, Naturgeschichte von Sexta bis Quarta je zwei Stunden; Geschichte in Prima bis Tertia je zwei, in Quinta eine Stunde; Geographie von Sexta bis Quarta je zwei Stunden; dazu fakultativ Hebräisch für Sekunda und Prima, philosophische Propädeutik für Prima je zwei Stunden; Gesang für Sekunda und Prima, Zeichnen für Tertia bis Prima je zwei Stunden, in den übrigen Klassen obligatorisch mit gleicher Zahl; endlich Schreibübungen für Quinta und Sexta je zwei Stunden.

Daraus ergeben sich folgende Maximal- und Minimalsummen: für Prima 34 und 26, für Sekunda 36 und 30, für Tertia 35 und 29, für Quarta 34, Quinta 32 bezw. 33, Sexta 30 Stunden.

Zur Erläuterung dieser Zusammenstellung wird noch bemerkt, daß die Vermehrung der lateinischen Lektionen in Sexta und Quinta auf zwölf ein breites und sicheres Fundament im Hauptfach der gymnasialen Bildung bezweckt. In den oberen Klassen sind die lateinischen und griechischen Stunden nicht vermehrt, weil ein gewisser Spielraum für freie Selbstthätigkeit in diesem Lebensalter sich äußerst heilsam erweist. Gerade die besten Elemente unter den Schülern, die willigen, sittlich und intellektuell strebenden, welche zwar auch noch der Weisung und Leitung bedürfen, werden am wirksamsten gefördert werden können und sich als das Salz der Schule erweisen, wenn ihrer freien Selbstthätigkeit keine zu engen Schranken gezogen werden. „Sehr eifrige, treue Lehrer glauben ihrer Aufgabe um so mehr zu genügen, je mehr ihnen zu gelingen scheint, das ganze intellektuelle Leben des Schülers und seine ganze Muße in die Hand zu nehmen und nach allgemeinen Normen in so scharf umgrenzte Bahnen zu lenken, daß für eine der Individualität des Schülers entsprechende freie Selbstthätigkeit kein Raum und kein Sinn mehr bleiben kann .... Wollten doch die, ... welche für das Moment der Freiheit neben dem der Zucht

und des Gehorsams und der befohlenen Arbeit keinen Raum in der Schulpraxis statuiren, genauer nachfragen, welche Früchte Lehrerbestrebungen und Schuleinrichtungen in ihrem Sinn zu tragen pflegen, und ob, wo von Bildung des Charakters und Entwicklung freier intellektueller Selbstthätigkeit abgesehen wird, das was zu erstreben übrig bleibt, nämlich gründliche und sichere Vertrautheit mit den Schullektionen, allgemein oder auch nur bei einer Mehrzahl der Schüler erreicht wird. Sie werden auf ein sehr kümmerliches Resultat stoßen und daneben, wenn sie noch einen Blick dafür haben, eine sehr unerfreuliche Entdeckung machen. Wie eine Nation sich von der bureaukratischen Bevormundung ihres kirchlichen und bürgerlichen Lebens, zwar mit tiefem innerlichen Widerstreben, umranken läßt, soweit sie muß, daneben aber, soweit sie kann, nach eigener Selbstbestimmung ein eigenes Leben für sich fortführt, so finden sich auch die Schüler mit den Anforderungen ihrer Lehrer widerwillig und oberflächlich ab, wenn diese über ein mäßig abgegrenztes aber streng auszufüllendes Gebiet der befohlenen Arbeit und der Lebensordnung hinausgehen und das individuelle Streben nicht berathend fördern, sondern hemmen; sein eigentliches geistiges und sittliches Leben entzieht der Schüler aber in diesem Falle so weit als irgend möglich dem Einfluß der Schule*). Der Fortfall einzelner Lektionen in den oberen Klassen soll also der freien Selbstthätigkeit der Schüler zu Gute kommen; sind in den früheren Klassen die alten Sprachen richtig behandelt, so wird sich der Sinn von selbst darauf lenken, Klassiker und verwandte Dinge nach eigener Wahl zu studiren, wobei der Rath des Lehrers willkommen sein wird. Nur darf keine Kontrolle aus der Privatlektüre ein erzwungenes Surrogat der Unterrichtsstunde machen wollen. Auch andere der Individualität des Schülers zusagende Studien wer-

*) Es darf billig auffallen, daß Paulsen, Gesch. des gelehrten Unterrichts S. 732, diese Ansichten nicht den dort angeführten Schrader's gegenüberstellt.

den unbedenklich zu gestatten sein. Eine wirksame und bewährte Förderung findet diese freie Selbstthätigkeit in den Studientagen, die den Schülern, denen das Vertrauen zu richtiger Anwendung derselben geschenkt werden kann, eingeräumt werden, während sie für die anderen zu heilsamen repetitorischen Studien verwendet werden. Auch vereinzelter Mißbrauch darf in dieser Hinsicht kein Anlaß zum Verzicht auf diese Einrichtung werden.

In engster Wechselwirkung mit dem Lehrplan steht die Ordnung der Abiturientenprüfungen. Hier kann zuerst die Frage aufgeworfen werden, ob Abiturientenprüfungen überhaupt erforderlich und heilsam sind. Bedeutende Philologen (Fr. Thiersch, Jac. Grimm) haben diese Frage verneint. Es muß zugegeben werden, daß das Lehrerkollegium einen Schüler nach neun- bis zehnjährigem Besuch einer Anstalt ohne Prüfung beurtheilen kann, ob er zum Studium reif ist. Die früheren Prüfungsordnungen (1788, 1812, 1834) nehmen aber hierauf keine Rücksicht. Daher wird dann unvermeidlich mehr auf das Reifezeugnis als auf die Reife hingearbeitet, seitens der Schüler sowohl wie seitens der Lehrer.

Mag auch für manchen Schüler ein derartiger Druck heilsam sein, für den guten ist er es sicher nicht. Während der Schüler bisher nur sorgfältig vorbereitetes und überlegtes zu produciren hatte, soll er im Examen improvisiren. Die Furcht vor einer solchen Improvisation führt dann zu Unredlichkeiten aller Art, die durch keine Kontrolle und Strafen auszurotten sind. Eine ähnliche Gefahr, nur auf eine Epideixis hin zu arbeiten, besteht auch für den Lehrer. Sollte doch nach dem Reglement von 1812 das Examen eine Probe auch für die Tüchtigkeit der Lehrer sein, wenn schon die Strafandrohung des § 11 in dem Wöllner'schen Reglement von 1788, welche auf Unterschleife des Rektors oder der Lehrer erhebliche Geldstrafen setzte, nicht wiederholt war. Einzelne Disciplinen, besonders Geschichte und Religion, werden durch die Schlußprüfung unleugbar auf eine schiefe Ebene gedrängt, da das

Tiefere und Bedeutendere vor dem Präsentirbaren, für das Examen Dienlichen zurücktreten muß.

Trotzdem wird über die Reife eines Jünglings zum akademischen Studium nach objektiven Gründen entschieden werden müssen. Diese Entscheidung kann weder dem Ermessen des Schülers und seiner Angehörigen noch allein dem leicht befangenen Urtheil des Lehrerkollegiums anheim gegeben werden, sondern muß Recht und Pflicht der Staatsautorität bleiben, von welcher sie durch eine ferner stehende, unbefangene Persönlichkeit, also den königlichen Kommissarius, ausgeübt wird. Eine Prüfung wird demnach beibehalten werden müssen, wenngleich die Behauptung laut geworden ist, daß sich mit Einführung derselben die wissenschaftlichen Leistungen nicht gehoben hätten, und daß andere Länder ohne Prüfung nicht schlechter führen. Da die Prüfung aber einmal besteht, würde ihre Aufhebung nicht ohne schwere Nachtheile möglich sein. Es wird sich also um eine Gestaltung derselben handeln, welche die jetzt damit verknüpften Übelstände thunlichst beseitigt.

Zunächst muß der alleinige Zweck der Prüfung fest im Auge behalten werden, über die Reife zum Universitätsstudium zu entscheiden. Alles andere, Kontrolle über die Lehrer u. s. w., ist streng auszuschließen und kann auf anderem Wege genugsam erzielt werden. Eben so wenig darf das Prüfungsreglement als ein Mittel hochgesteigerte Leistungen zu erzielen behandelt werden, vielmehr muß das Reglement sich nach der Leistungsfähigkeit der Schüler richten, nicht umgekehrt. Daraus ergiebt sich weiter, daß die Prüfungsordnung nicht in abstrakter Allgemeinheit aufgestellt werden darf, sondern dem individuellen Standpunkt einer Schule Rechnung tragen muß.

Bleibt das bisherige Reglement*) in Kraft, so gebührt bei regelmäßigem Schulbesuch in der Entscheidung über Reife oder

*) Von 1834.

Unreife zunächst dem Lehrerkollegium eine Stimme; wer von diesem für unreif erklärt wird, ist zur Prüfung nicht zuzulassen. Die Prüfung selbst wird darzuthun haben, daß der Schüler die vom Kollegium vorausgesetzte Reife besitzt. Das Examen hat vor dem landesherrlichen bezw. Patronats- oder Lokalkommissar stattzufinden, andere Behörden, etwa die wissenschaftlichen Prüfungskommissionen bei den Universitäten, damit oder auch nur mit einer Superrevision zu betrauen ist zwecklos, weil sie dem Schulleben zu fern stehen, und kann den Kommissar leicht in eine falsche Stellung bringen.

Der Umfang der Prüfung ergiebt sich aus dem Lehrplan; wie in diesem werden auch hier die klassischen Sprachen ins Centrum gestellt, die übrigen Fächer ihnen untergeordnet werden müssen. Hier „wird von schwierigeren Stellen abgesehen, leichtes, grammatisch, lexikalisch und historisch sicheres Verständnis der Klassiker, welche sich für die Schullektüre eignen, auch der in der Schule nicht gelesenen, und Fertigkeit im exakten und angemessenen Übersetzen ins Deutsche, und korrekte, einfache und fließende Handhabung des Lateinischen" zu fordern sein. Sie wird von allen Gymnasien erreicht werden können, allmählich auch wieder die Geübtheit im Lateinsprechen. Die Fertigkeit im Lateinschreiben zeigt angemessener ein Aufsatz als ein Extemporale, weil dieses an bestimmte Wendungen und Ausdrücke bindet, die auch dem Geübteren augenblicklich sich nicht darbieten können. Das griechische Extemporale wird davon abhängen, ob derartige Übungen noch in Prima stattgefunden haben, oder ob die ganze Zeit der Lektüre gewidmet ist. Letzteres ist an sich das angemessenere, aber auch im anderen Fall kann einzelnen Schülern mit Rücksicht auf ihren Lebens- und Studiengang die schriftliche Prüfung im Griechischen erlassen werden.

Weiter wird der Abiturient darzuthun haben, daß er über Gegenstände, die er kennt und versteht, sich in logischer und zusammenhängender Entwicklung in seiner Muttersprache zu äußern vermag. Ferner ist ein beschränktes Maß historischer Daten und

Thatsachen, eine klare Übersicht der alten, der vaterländischen und der neueren Geschichte, soweit sie in die deutsche Geschichte hineingreift, endlich ein Verständnis der elementaren Mathematik zu beanspruchen, von der jedoch unter Umständen abgesehen werden kann.

In der Religion ist Vertrautheit mit der biblischen Geschichte, nähere Kenntnis und Verständnis einiger biblischer Bücher des Neuen Testaments, womöglich in der Ursprache, des Katechismus, der Augustana, Kenntnis eines Kernes von Kirchenliedern zu fordern. Am besten ist freilich der Fortfall der Prüfung. — Im Hebräischen wird Übersetzung eines nicht zu schweren Abschnitts des Alten Testaments, Kenntnis der Vokabeln und wesentlichen Formen verlangt.

Ein solcher Cyklus von Prüfungsgegenständen ist vollkommen hinreichend für den Zweck der Prüfung, und jedes Gymnasium kann darin befriedigendes leisten. Die Prüfung kann aber auch für die freie Selbstthätigkeit der Schüler mit Erfolg nutzbar gemacht werden. Hat ein Schüler durch eine selbständige größere, in seinen Gesichtskreis fallende, lateinisch verfaßte Arbeit exegetischer, historischer, litterarischer Art aus dem klassischen Gebiet billigen Anforderungen genügt, und hat er durch ein an die Arbeit anknüpfendes Kolloquium bewiesen, daß sie sein eigen ist, so kann ihm unbedenklich die Reife zugesprochen werden. Ähnliche Arbeiten aus der Mathematik und Physik sind ebenfalls zulässig, jedoch hat dann das Kolloquium auch eine Prüfung im Lateinischen einzuschließen. Eine solche partielle Dispensation von dem Gesammtexamen kann nur wohlthätig wirken und ist analog den empfehlenswerthen schon jetzt üblichen Dispensationen von der mündlichen Prüfung.

Die Mehrzahl der Schüler wird aber die ganze Prüfung zu bestehen haben. Soll diese den Charakter der Improvisation verlieren, so müssen die schriftlichen Prüfungsarbeiten unter Klausur wegfallen. Sie können das ohne Nachtheil, weil die schriftlichen

Leistungen des Schülers seit Sekunda vorliegen und, mit Ausnahmen, ein richtiges Bild der Leistungen gewähren. Um solcher Ausnahmen willen wird man nicht die Einrichtung mit ihren Schäden festhalten; ein Ausgleich ist zudem durch die mündliche Prüfung gesichert. Dann werden die gegenüber der immer überlegenen Schlauheit der Schüler wirkungslose Kontrolle und die Täuschungsversuche fortfallen, und der Grundsatz quisque praesumitur bonus wird wieder mehr Anerkennung, aber auch mehr Berechtigung in der Pädagogik erlangen. Will man die schriftliche Prüfung jedoch nicht aufgeben, so mag man sie auf einen freien deutschen und lateinischen Aufsatz beschränken; für alle übrigen Fächer genügt die mündliche Prüfung.

Von der mündlichen Prüfung wird alles, was ein Jüngling nicht auf Verlangen improvisiren kann, also Raisonnement, Reflexion, Darlegung der Gesinnung ꝛc. fern zu halten sein, dagegen soll er bezüglich der Klassiker ausgiebig darthun, wie weit er in einem gewissen Kreise in denselben heimisch geworden ist. Künftig werden auch wieder Übungen im Lateinsprechen stattfinden können.

Die Reife ist einfach im Zeugnis zu bescheinigen; namentlich ist es unstatthaft über Begabung, Fleiß u.s.w. sich zu ergehen, ebenso im Betragen irgend ein Vergehen, eine Verirrung oder Thorheit schwarz auf weiß für das Leben zu bezeugen.

Ein möglichst einheitlicher Bildungsgang für alle, welche eine höhere Bildung erstreben, die Koncentrirung desselben um die alten Sprachen als festen Mittelpunkt, der Ausschluß einer das individuelle Leben ertödtenden Uniformität, das Bestreben, die Jugend durch Selbstthätigkeit zur Festigung des Charakters zu erziehen und die Schule vor allem Scheinwesen zu bewahren, darf man wohl als die Grundgedanken dieser Ausführungen ansehen. Landfermann hat bald darauf in einer an Bethmann-Hollweg, den Unterrichtsminister der neuen Ära, gerichteten Denkschrift*) seine

*) Vom 31. December 1858; vergl. S. 224.

Wünsche für das höhere Schulwesen nochmals ausgesprochen; der Entwurf hat sich unter seinen Papieren vorgefunden. Bei dem unverkennbaren Einfluß, den seine Ausführungen auf den Minister geübt haben, theilen wir das Wichtigste aus denselben mit.

Die Gewinnung eines ausreichenden und tüchtigen Lehrerstandes ist das erste Erfordernis zum Gedeihen der Schule. Den bisherigen Mangel an Lehrern (der heutzutage allerdings fast mythisch erscheint) will Landfermann durch Einführung eines Normaletats mit auskömmlichen Gehaltssätzen, durch Verminderung der unzulänglich dotirten Anstalten, welche nur so weit bestehen bleiben sollen, als sie die genügenden Mittel nachweisen können, durch Regelung des Pensionswesens beseitigen. Hand in Hand muß damit gehen eine sachgemäße Gliederung der höheren Schulen, eine Revision der Prüfungsordnung für die Lehrer des höheren Schulamts wie für die Abiturienten, endlich eine feste Organisation der Realschulen.

Zunächst die Gliederung der höheren Schulen. Hier entscheidet sich Landfermann für das in Württemberg, dessen Schulwesen geradezu als Muster aufgestellt wird*), Baiern und Österreich durchgeführte System der Ober- und Untergymnasien, einmal aus Gründen der Disciplin, weil die Scheidung zwischen Knaben und Jünglingen nicht scharf genug sein kann; dann der Didaktik, weil für beide Stufen ganz verschiedene Methoden, hier feste Einprägung der Elemente, dort Erziehung zur Selbstthätigkeit maßgebend sind; endlich mit Rücksicht auf die Lehrer, weil der Unterricht in den unteren Klassen Verstand, allgemeine Bildung, pädagogischen und didaktischen Takt und sichere Routine in den Elementen verlangt, in den oberen Klassen dagegen ein bedeutender Grad wissenschaftlicher Beherrschung des Lehrstoffes hinzukommen muß. Eine räumliche Trennung ist wünschenswerth, aber wie die

---

*) Vergl. S. 299.

Erfahrungen in Süddeutschland lehren, nicht unerläßlich; ein eigener Vorsteher, dem Direktor des Gymnasiums subordinirt, ist auch in diesem Fall erforderlich.

Nach einem kurzen Rückblick auf die Entwicklung des Lehrerstandes vor 1810, in welchem, trotz oder in Folge des von den Konsistorien unfähigen oder unwissenden Kandidaten gegenüber befolgten Grundsatzes **relegatur ad pulverem scholasticum**, die Theologen vorherrschten, geht Landfermann zu einer Kritik der Prüfungsordnung von 1831 und des Reskripts vom 3. und 4. Februar 1838 über. Beide leiden an dem Mangel, daß „mit abstrakter Idealität so hohe Anforderungen von so encyklopädischer Vielseitigkeit an die Schulmänner gestellt (werden), daß die große Mehrzahl mittelmäßiger Köpfe dadurch in die schwerste Versuchung zu ungründlicher Oberflächlichkeit gerathen mußte". Wenn auch die Praxis die Anforderungen des Reglements zu mildern pflegt, weil das entscheidende Gewicht auf eines der Hauptfächer, klassische Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften oder Geschichte fällt, so führt das dann umgekehrt leicht zu Einseitigkeit, welche für die Schule von Nachtheil ist. Die bedenklichste Bestimmung ist aber die, daß jene Verordnungen „im Grunde nur für die eine höhere Sphäre des Unterrichts, für die oberen Klassen, das Obergymnasium sorgen, nicht aber für die zahlreicheren, frequenteren unteren Klassen". Indem folglich jeder strebt, der Prüfung für die oberen Klassen zu genügen, bleiben für die unteren die schwach begabten oder die Unzufriedenen, die für die oberen Klassen zwar befähigt sind, aber nicht verwendet werden. Zudem haben die Universitätsstudien gegenwärtig eine Richtung genommen, welche den unmittelbaren Zwecken der Schule wenig entgegenkommt. Die zukünftigen Lehrer werden wohl in die Probleme der Grammatik, der Kritik, in Dialekte, Antiquitäten u. s. w. eingeführt, verlernen darüber aber häufig die Elemente der Trivialgrammatik. Anderseits, so nothwendig auch dem Lehrer der oberen Klassen

die sichere Herrschaft über ein bedeutendes gelehrtes Material ist, so dringend bedarf er, soll anders nicht der Schulmann im Gelehrten untergehen, „eines im Evangelium wurzelnden pädagogischen Taktes, einer innigen Bekanntschaft mit Gottes Erziehung des Menschengeschlechts“. Deßhalb hat auch das Reglement von 1831 eine Prüfung in Philosophie, Pädagogik und Theologie festgesetzt, dadurch aber freilich nur eine Erweiterung der Anforderungen erzielt, so daß in der Praxis Examinatoren und Examinanden sich mit den dürftigsten Leistungen abzufinden pflegen.

Eine Abhilfe wird darin zu finden sein, daß man strenger als bisher die Prüfung für das Ober- und Untergymnasium scheidet. Für das Untergymnasium bietet die 1827 erlassene Verfügung über die sogenannte Prüfung pro schola einen Weg. Ihr können sich alle literati d. h. akademisch gebildeten Individuen unterziehen, was unter den gegenwärtigen Verhältnissen meist nur Theologen sein dürften. Wenn in ihr ermittelt wird, „ob der Examinand Klarheit und Gewandtheit des Geistes, überhaupt Lehrhaftigkeit besitzt, ob er gute Kenntnisse in einem oder dem anderen Hauptfache des höheren Schulunterrichts (Sprachen und Mathematik, auch Geschichte) als Schüler erwarb und auf der Universität sich frisch und geläufig erhalten hat, und mit den wissenschaftlichen Hilfsmitteln dieser Fächer genugsam bekannt ist, um seine Weiterbildung darin an seiner rechten Stelle zu suchen, und ob er zugleich eine seiner übrigen Bildung entsprechende Bekanntschaft mit dem Christenthum gepflegt hat“, so ist eine solche Prüfung kein Schreckmittel für einen, der Lust und Liebe zum Schulfach hat, wie sie anderseits genügende Bürgschaft dafür bietet, dem Examinanden den Unterricht im Untergymnasium anzuvertrauen.

Die Abiturientenprüfung ist durch die Verfügung vom Jahre 1856 in manchen Beziehungen vereinfacht, die Grundschäden der Sache, der Zwang für den Schüler, das letzte Schuljahr oder

Semester statt in gesteigerter freier Selbstthätigkeit auf passives Einlernen zu verwenden, sind geblieben. Das Vielerlei der verlangten Kenntnisse widerspricht immer noch der nothwendigen Koncentration in der Jugendbildung. Die durch drakonische Erlasse bedrohten Unterschleife bei den schriftlichen Klausurarbeiten kommen nach wie vor zur Kenntnis. Es ist dringend zu wünschen, daß der Erlaß vom 29. Mai 1855, welcher den, der zum zweiten Male einen Unterschleif begeht, für immer von der Universität u. s. w. ausschließt, auf dessen Urheber man den Spruch 2. Mose 10, 27 angewendet hat*), während seine Berechtigung, da ihm die königliche Sanktion fehlt, nicht einmal unanfechtbar ist, möglichst bald beseitigt werde. Wie diesen Übelständen abzuhelfen und wie die Abiturientenprüfung zu gestalten sei, ist aus Landfermann's Aufsatz im IX. Bande der Zeitschrift für Gymnasialwesen**) und Bäumlein's Abhandlung in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik (1858) zu ersehen.

Endlich erfordert das Realschulwesen dringend eine endgültige Regelung. Die Scheidung der Realschulen von den Gymnasien haben unter anderen die Freiherren vom Stein und von Vincke für nothwendig gehalten; beide erblickten eine Hauptursache von Preußens Fall in dem was sie metaphysische Träumereien nannten, welche der bisherige Gymnasialunterricht erzeugt habe, und erhofften ein Fundament frischeren Bürgerthums, eine Förderung der Wiedergeburt des Landes von den praktischeren Realschulen. Indeß vermag keine Schule „durch otium unmittelbar für die negotia zu bilden; die Schule kann für die Praxis nur vorbilden, indem sie Verstand, Erkenntniskraft und Willen bildet, und hierfür kann das Gymnasium wenigstens vollkommen eben so viel leisten, als die Realschule". Zudem haftet der Utilitarismus den

*) Aber der Herr verstockte das Herz Pharao u. s. w.

**) Vergl. S. 236.

Realschulen seit ihrer Entstehung an, sie haben noch keinen sicheren und anerkannten Lehrplan, „der die Bildung auf einen wohlgewählten Mittelpunkt koncentrire“; ihren Schülern fehlt es an dem Triebe zu ernster Geistesarbeit, ihre oberen Klassen sind schwach besucht, während es für das ganze nationale Leben bedauerliche Folgen hat, wenn die eine höhere Bildung erstrebende Jugend nicht einen gemeinsamen Bildungsweg geht. Also eine vortheilhafte Entwicklung des Schulwesens wird man in diesem Dualismus nicht erblicken können. Die Erfahrung der neueren Zeit zeigt ferner, daß nicht wenige Städte ihre Realschulen in Gymnasien umzugestalten suchen. Es läßt sich also recht wohl denken, daß es erreichbar wäre, „die höhere Schulbildung wieder für die ganze Jugend an denselben Objekten und in gleichartigen Anstalten“ zu erwerben, auf welchen dann die Vorbildung sowohl für die bisherigen Universitätsstudien wie für die gewerblichen Fächer, für welche eine Gewerbefakultät oder Akademie zu errichten wäre, erlangt wird. Nur darf dabei das Unterrichtsministerium nicht das bloße Zusehen haben *), sondern es muß mitwirken, einer solchen Anstalt die richtige Stellung zu geben und sie für die Bedürfnisse der Technik und Industrie zu befähigen, indem die jetzt den Realschulen in „grobem pädagogischen Mißgriff“ zugewiesenen Fächer der richtigen Stelle und dem richtigen Lebensalter vorbehalten bleiben. Durch ein Machtwort sind indessen die Realschulen jetzt nicht zu beseitigen, da sie unter entschiedener Mitwirkung der Staatsregierung erst geschaffen sind. Eine Annäherung und Vermittlung der beiden divergirenden Bildungswege wird jedoch möglich sein, indem die Wahl der Lehrfächer nicht nach dem Nützlich-

*) Wie Landfermann zur Begründung anführt, war es in den Jahren 1850-58 wiederholt vorgekommen, daß Verordnungen des Handelsministers, welche „auf die Realschulen einen ihnen sehr unwillkommenen tiefgreifenden Einfluß ausübten“, dem Unterrichtsminister ganz fremd geblieben waren.

keitsprincip, sondern danach bemessen wird, ob Schüler sie „ohne Zerstreuung und Überladung zu einheitlicher Bildung verarbeiten können“. Namentlich das Lateinische wird einen den Gymnasien und Realschulen „gemeinsamen fundamentalen Unterrichtsgegenstand“ bilden müssen, der die „grammatisch logische Bildung begründen wird, die man an den Realschulen seither häufig vermißt“.

Seine amtlichen Erfahrungen veranlaßten Landfermann weiter, dem Minister die Vereinfachung des Instanzenweges bei Einführung von Schulbüchern vorzuschlagen. Denn abgesehen von dem bei diesem Verfahren unvermeidlichen Zeitaufwand sind die Ministerialräthe, denen bisher die Entscheidung oblag, zu einer genauen Prüfung neuer Schulbücher bei ihren sonstigen Amtsgeschäften kaum im Stande, und die Erfahrung hat gezeigt, daß in Folge dessen häufig ganz widersprechende Bescheide erfolgt sind. Empfohlen wird daher eine Decentralisation, welche den Regierungen, den Provinzialschulkollegien und dem Ministerium bestimmte Kategorien von Büchern zuweist.

Auch hinsichtlich der Schulgesetzgebung und Verwaltung sprach Landfermann seine Wünsche aus. Auf zwei Punkte der ersteren ist bereits in anderem Zusammenhange hingewiesen*). Bezüglich des im Artikel 26 der Verfassung vom 31. Januar 1850 vorgesehenen Unterrichtsgesetzes machte Landfermann darauf aufmerksam, daß dieses keine das gesammte höhere und niedere Schulwesen bis auf die inneren Verhältnisse, Lehrordnung u. s. w. umfassenden Bestimmungen zu enthalten brauche. Wohl aber sei es unumgänglich, „die äußeren Verhältnisse der Elementarschulen, die Pflichten und Rechte der Gemeinden, Patrone, Korporationen in Beziehung auf die Elementarschulen, die Deckung der Schulgeldausfälle, die Rechtsansprüche der Lehrer, deren Ansprüche auf

*) Vergl. S. 224.

Pension, worüber es schmählicher Weise noch immer ganz an Bestimmungen fehlt, das Aufsichtsrecht der Staatsbehörden u. s. w. durch ein Gesetz zu regeln". Als Beleg für die Nothwendigkeit dieser Maßregeln wird angeführt, daß unter dem Minister Raumer die Verpflichtung der Gemeinden auf dem linken Rheinufer „auf das nie und nirgends vorher zur Anwendung gekommene Gesetz vom 11. Frimaire an VII de la république" zurückgeführt wurde. Der Einführung eines allgemeinen Landesschulgesetzes würden auch die erheblichen provinziellen Verschiedenheiten entgegenstehen. Es empfiehlt sich daher, den 1845 in der Provinz Preußen befolgten Weg einzuschlagen und nach Vereinbarung mit den Provinzialständen für die einzelnen Provinzen besondere Gesetze zu erlassen.

Bezüglich der Schulverwaltung ist die seit 1817, besonders aber seit 1852 in Preußen herrschende straffe Centralisation zu mildern und den Provinzialbehörden, den Rektoren der Anstalten, endlich den einzelnen Lehrern mehr Freiheit der Bewegung zu gestatten, damit die einzelnen Schulen individuellen Charakter und eigenes Leben entwickeln können. Schwerlich kann behauptet werden, daß gehäufte Kontrolle, Beweise des Mißtrauens, Beschränkung nach allen Seiten zur Belebung der Pflichterfüllung bei den Männern der Schule beitragen werden. Demzufolge wird für die Provinzialschulkollegien eine erweiterte Befugnis bei der Anstellung der Lehrer, welche seit 1826 bis auf weiteres, seit 1842 endgültig allein dem Ministerium vorbehalten war, gefordert, um die bisherige Vielschreiberei zu vermeiden. Ebenso möge die Verleihung von Titeln und Auszeichnungen nicht ohne Anhören der Provinzialbehörden erfolgen.

Wichtiger noch ist eine zweckmäßigere Abgrenzung der Ressortverhältnisse der Provinzialschulbehörden. Während die Gymnasien den Provinzialschulkollegien unterstellt sind, gehören die Realschulen, Progymnasien u. s. w. zur Verwaltung der Regierungen.

Das führt unvermeidlich große Mißstände herbei. Dringend ist daher die Unterstellung sämmtlicher höherer Lehranstalten unter die Provinzialschulkollegien zu wünschen, da nur so die Kenntnis der Personen und der Bedürfnisse der einzelnen Anstalten wirksam verbunden werden kann. Ferner ist darauf zu sehen, daß die Regierungsschulräthe nicht mehr wie bisher und entgegen dem Reskript von 1837 dem geistlichen Stande, sondern wirklich dem Schulfach entnommen werden. Sehr empfehlenswerth für die Schulräthe ist es, wenn sie, wie dies in Posen der Fall ist, neben den Verwaltungsgeschäften noch als praktische Schulmänner thätig sein und so in stetem lebendigen Zusammenhange mit der Schule bleiben können. Endlich aber möge den Schulräthen als den Sachverständigen in dem Kollegium „ein suspensives Veto oder das Recht der Berufung an die höhere Entscheidung" verliehen werden, denn die Nichtsachverständigen sind leicht in der Majorität, „zumal wenn der Präsident oder ein anderes einflußreiches Mitglied des Kollegiums ein eifriger Dilettant in Schulsachen und anderer Ansicht ist als der Schulrath".

Die Antwort des Ministers liegt nicht vor, jedenfalls aber beweisen seine Maßregeln, daß Landfermann's Denkschrift nicht wirkungslos war. Am 26. August 1859 erfolgte die Verfügung, welche die Realschulen unter die Verwaltung der Provinzialschulkollegien stellte, und durch die Verordnung vom 6. Oktober desselben Jahres über die Unterrichts- und Prüfungsordnung der Realschulen wurden deren Verhältnisse endlich geregelt. Die starke Betonung des Lateinischen in ihrem Lehrplan entsprach sicher Landfermann's Ansichten mehr als die Prüfungsordnung, welche analog der der Gymnasien gestaltet wurde.

Er stimmte in dieser Beziehung Tycho Mommsen vollkommen bei *), als dieser die Realschule erster Ordnung als eine Mißge-

*) Im Neuen Reich 1874. II, S. 733.

burt ohne jede Lebensfähigkeit bezeichnete*). Daß eine Vermehrung der lateinischen Lehrstunden in den unteren und mittleren Klassen auf Kosten der Realfächer zwecklos sei, wenn in Prima die Stunden auf ein durchaus ungenügendes Maß beschränkt würden, hat Wiese, der Urheber dieses Lehrplans, später selbst zugegeben. Freilich würden die Lehrpläne von 1882, wenn sie auch zum Theil in Nebendingen Landfermann's Ansichten entgegenkamen, mit ihren Koncessionen an die sogenannte öffentliche Meinung schwerlich seine Zustimmung gefunden haben.

Bezüglich des damals bestimmt erwarteten Unterrichtsgesetzes hat Landfermann 1874 nochmals seinen Warnungen vor einer Uniformirung, die uns, wie er mit Lichtenberg meinte, zu Chinesen machen würde, Ausdruck gegeben**). „Es muß sich vielmehr dringendst empfehlen, weder einen Landtag mit der Mitwirkung bei gesetzlicher Feststellung von Schulplänen zu belasten, noch die Erlassung von Schulregulativen den jedesmaligen Ministern des Unterrichts und der Ausarbeitung ihrer Räthe durch ein Gesetz anheimzustellen, vielmehr auf alle Uniformirung der Schulen offen zu verzichten, welche doch nicht erreicht wird, so lange nicht die Individuen, namentlich durch eine jesuitische Ordensregel die Lehrer, uniformirt werden können; und den Schulen, deren von ihren Mitarbeitern berathenen aber entscheidenden Vorstehern, den Gemeinden und andern Schulpatronen das alte Maß Leben erzeugender Spontaneität und Freiheit wiederzugeben, wie es ... in England (besteht) ..., und wie es auch Deutschland in nicht allzuferner Zeit hatte."

Auch die Regelung der Gehaltsverhältnisse der Lehrer durch einen Normaletat, die Landfermann so dringend empfohlen hatte, nahm Bethmann-Hollweg in die Hand, wenngleich die Einführung

*) Preußische Jahrbücher 1874.
**) Im Neuen Reich 1874. II, S. 734. 735.

desselben erst seinem Nachfolger zufiel. Ebenso erfolgte im November 1862 die von Landfermann gewünschte Erweiterung der Kompetenz der Provinzialschulkollegien bei der Anstellung der Lehrer, indem sich der Minister nur die der Oberlehrer vorbehielt.

Endlich unterzog Landfermann, da er zwar die Verwaltung der Volksschulen 1857 abgegeben hatte, aber durch die Aufsicht über die Seminare immer noch in Beziehungen zu ihnen stand, auch die Regulative vom 1.-3. Oktober 1854 einer Besprechung. Sein amtliches Verhalten gegenüber den Stiehl'schen Regulativen hatte ihm zahlreiche Gegner zugezogen, die mit ihren Angriffen nicht zurückhielten und ihn als „den Mann der Regulative" zu bezeichnen liebten. Das Gute, was sie enthielten, war nach seiner Meinung dies, daß sie der Willkür der einzelnen Lokalschulinspektoren und Lehrer einen Riegel vorschoben. In dieser Richtung war er bereits vor Erlaß der Regulative bemüht gewesen. Die rheinischen Provinzialsynoden von 1850 und 1853, deren Mitglied Landfermann war, hatten wenigstens die Regelung des Religionsunterrichts ins Auge gefaßt. Landfermann gehörte der Schulkommission an, welcher zahlreiche Gutachten aus allen Theilen der Provinz vorlagen, und verfaßte den Bericht für die Synode von 1853. Die Kommission hatte ihre Arbeit noch nicht beendet, als die Regulative erschienen; den vorläufigen Abschluß fanden diese Berathungen auf einer Konferenz im April 1855, an welcher außer dem Oberpräsidenten von Kleist-Retzow, ein Regierungspräsident, zwei Generalsuperintendenten, einige Schulräthe, ein Seminardirektor, zwei Pfarrer u. A. theilnahmen. Landfermann war auch hier der Referent. Über die Bejahung der Vorfrage, ob die Grundzüge für den Unterricht der einklassigen Elementarschule zu ihrer Ausführung eines bestimmten abgegrenzten Lehrplans bedürfen, einigte man sich leicht; ebenso über die Dauer der Schulzeit und die Eintheilung der Schule in drei Abtheilungen; länger

währten die Verhandlungen über den Religionsunterricht, jedoch wurden die Vorschläge des Referenten im wesentlichen angenommen. Auf Grund dieser Beschlüsse entwarf Landfermann den für die Provinz bestimmten Lehrplan für die einklassige Volksschule und schrieb im Jahre 1858 die „Anweisung für die Rheinprovinz zur Ausführung der im Regulativ über die Vorbildung evangelischer Seminarpräparanden vom 2. Oktober 1854 getroffenen Bestimmung“*). Von allen Sachverständigen wird zugegeben, daß Landfermann mit großer Mäßigung und Besonnenheit dabei verfahren ist; die Mängel der Regulative verkannte er am wenigsten, ihr Redaktor war ihm ein frivoler Mensch. Aus der Blüthenlese von Ausstellungen, welche er zu der S. 253/254 erwähnten Denkschrift gesammelt hatte und deren Berechtigung er, wenn auch in vorsichtiger Form, anerkannte, heben wir einzelnes heraus.

Die Regulative seien unverkennbar allzu hastig entworfen und ohne unerläßliche besonnenste Prüfung publicirt. Das jüngste der eingeholten Gutachten . . . sei aus der aufgeregten Zeit von 1849 über einen Gesetzentwurf für das Elementar-Schulwesen ganz anderer Tendenz als die Regulative. Durch jene Hast seien nicht wenige Unbestimmtheiten, Unklarheiten, Widersprüche in die Regulative gekommen, deren Zweck die möglichste Klarheit und innere Übereinstimmung fordern, und manche jener Unklarheiten scheinen absichtlich gerade über Punkte der schwierigsten Art hinweg zu schlüpfen, die der Klarheit besonders bedurft hätten, wie alles was die Union, den Katechismus, das Kirchenlied berührt; jener Hast seien auch die ganz unnöthig provocirenden Paradoxien zuzuschreiben, die in einem geistreichen Journal-Artikel besser an ihrem Platz gewesen sein würden, als in einem Ministerial-Erlaß gerade dieser Art.

Beispielsweise: Wie denn ein und dieselbe Übungsschule nach

*) Koblenz 1858. Evangel. Stift St. Martin.

S. 7 f. so eingerichtet werden könne, daß sie eine richtige Anschauung von einer einklassigen und einer mehrklassigen Schule gewähren könne?

Wie das Seminar das Bibellesen S. 22 nach derselben Anordnung, Auswahl und Behandlung des Stoffs betreiben könne, wie die Elementarschule, da doch für diese nach S. 67 jeder einzelne Pfarrer die Auswahl treffe, die unvermeidlich höchst mannigfaltig ausfallen werde. Und wie dieselbe Behandlung des biblischen Stoffes den jungen Männern im Seminar und den Kindern in der Elementarschule eignen könne?

„Nur die Geschichte selbst reden zu lassen“ S. 74 werde doch manchem Lehrer ein unlösbares Problem bleiben. Woher er denn die Geschichte schöpfen solle? Etwa aus Dittmar (S. 34), einem Buche von jedenfalls sehr zweifelhaftem Werth, über welches Leo's bekannte Recension zu vergleichen sei.

Warum einem richtigen Gedanken die ärgerlich paradoxe Fassung gegeben sei, daß der Seminar-Unterricht im ganzen nach denselben Grundzügen und theilweise selbst in der Form gegeben werden solle, wie sie die Kinder in der Elementarschule bedürfen? S. 10 und S. 14 — oder daß im Seminar kein System der Pädagogik zu lehren sei, auch nicht in populärer Form, S. 12, da doch auf derselben Seite und S. 14 eine solche Belehrung, wenn auch mit anderen Worten gefordert werde? — oder daß die „sogenannte klassische Litteratur“ von der Privatlektüre der Seminaristen ausgeschlossen werde? da doch das S. 28 vorgeschriebene Seminar-Lesebuch von Wackernagel großentheils, wie natürlich, aus dieser sogenannten klassischen Litteratur, aus Goethe, Schiller, Herder, Jean Paul, Rückert geschöpft sei und auch das S. 57 empfohlene Lesebuch für Elementarschulen von Theel vieles der Art, sogar ein Stück aus Hegel enthalte.

Wenn aber statt der sogenannten klassischen Litteratur S. 30 f. unter anderm auch der Volksschriftenfabrikant Horn empfohlen

werde, der neben zahlreichen anderen Produktionen alle Jahre fünf Bände Erzählungen kontraktmäßig liefere, und dessen Schriften nicht einmal alle von widerlicher Sentimentalität, ja Lüsternheit rein seien, oder des Touristen Kohl pikante und mokante Schilderungen, oder Grube, dessen „Charakterbilder aus der heiligen Schrift 1853“ statt gläubiger Auffassung die sonderbarsten Reflexionen, z. B. von dem „Siege des ruhigen Verstandes über die aufgeregte Phantasie“ in Gethsemane enthalte, so könne eine reife Prüfung dieser Empfehlung nicht zu Grunde liegen. Eben so wenig der Empfehlung von Ronnig's kleiner Sprachlehre (S. 28), welche das geistliche Lied zur Einübung grammatischer und stylistischer Formen mißbrauche.

„Entwicklung des Lehrinhalts des Katechismus“ werde S. 19 dem Lehrer untersagt, dagegen ihm befohlen, durch eine einfache katechetische Behandlung den Katechismus nach Wort und Sachinhalt den Kindern zum klaren Verständnis zu bringen. Es sei nicht leicht zu begreifen, worin der Unterschied des Gebotenen und des Verbotenen bestehe.

Wie die biblische Geschichte behandelt werden solle, sei S. 21, 56, 66 viel zu zweideutig ausgesprochen. — — — Der gereifte Christ könne allerdings den Inhalt der biblischen Geschichte mit erleben (S. 21), was aber S. 66 alin. 1 dem Christen kinde mit einem sehr unlogischen darum zugemuthet werde, gehe doch über alles vernünftige Maß.

Die bedenklichste Seite der Regulative seien die maßlosen Anforderungen auf dem Gebiet des Religionsunterrichts, besonders in den Elementarschulen. Kinder könnten nicht in Tiefen der Erkenntnis anticipando eingeführt werden, die nur dem gereiften Christen sich aufschließen; Kinder könnten auch nicht die Stoffmassen bewältigen und ins Gedächtnis aufnehmen, die das dritte Regulativ wie auch das zweite vorschreibe. In diesem Punkt trügen die Regulative unverkennbar den breiten Stempel ihrer

Ursprungszeit an sich, welche Frömmigkeit und Patriotismus so vielfach durch mechanische Mittel zu fördern gesucht habe.

Die Reformatoren hätten einen solchen pädagogischen Mißgriff nicht gekannt. Spener freilich habe schon vor der „Marterung des Gedächtnisses" im Religionsunterricht und A. H. Francke vor dem Unverstande „einen Samen über den andern zu streuen" zu warnen gehabt.

Auf diese Gründe gestützt empfiehlt Landfermann dem Minister, damit die vorgetragenen Bedenken „eine Abhilfe finden, die den Kern der Regulative selbst nicht antastet, und damit sie nicht, zu den übelwollenden unberechtigten Angriffen hinzutretend, die Beseitigung der Regulative, welche von den übelsten Folgen für das Schulwesen sein würde, herbeiführen", eine Deklaration zu erlassen, „welche die Autorität der Regulative aufrecht erhielte, aber falsche Deutungen und Folgerungen abwehrte und das Bedenkliche in einer schonenden Weise antiquirte".

Dem Minister waren diese Ausführungen durchaus zusagend; als im Jahre 1859 wieder einmal ein heftiger Angriff im Abgeordnetenhause auf die Regulative gerichtet wurde, berief sich Bethmann-Hollweg ausdrücklich auf Landfermann's Denkschrift, welcher die Aufhebung der Regulative als einen der schwersten Schläge bezeichnet habe, der das Schulwesen treffen könne, weil es einem Preisgeben der heilsamsten Principien gleich käme. So wenig daher Landfermann auch verkannte, daß sie von einem „Ministerialrath von großem Selbstvertrauen" verfaßt und von „einem tendenziösen Minister" sanktionirt*) seien, so wenig war er mit der bedingungslosen Aufhebung der Regulative durch Falk einverstanden und erblickte in den Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 keineswegs eine Verbesserung**).

*) „Unterrichtsangelegenheiten vor der Volksvertretung". Im Neuen Reich 1874. II, S. 732.

**) Im Neuen Reich 1875. II, S. 583.

War ihm an sich eine derartige ministerielle oder geheimräthliche Willkür, welche mit einem Federstrich beseitigte, was achtzehn Jahre hindurch „Form und Inhalt des Unterrichts von Millionen von Kindern" bestimmt hatte, nicht zusagend, so schienen ihm auch namentlich die Anforderungen an Lehrer und Schüler, denen die ersteren noch auf Jahrzehnte hinaus nicht gewachsen sein würden, übertrieben und „aus grober Verkennung der wirklichen Zustände unserer Volksschulen hervorgegangen". Auch die erhebliche Beschränkung des Religionsunterrichts, der „doch gutentheils die sittlichen Anschauungen des Volkes als Halt für das ganze Leben zu begründen" habe, war nicht nach Landfermann's Sinn.

Achtzehn Jahre lang, 1841–1857, hat Landfermann das Decernat über die Volksschulen geführt, denen er die gleiche Hingebung wie den höheren Schulen widmete. Wie er die Inspektion auszuüben pflegte, ist an anderer Stelle schon erwähnt*); auch mit den Lokalschulinspektoren seines Bezirks, den Pfarrern, trat er in häufige Beziehungen, da er sie bei Schulrevisionen regelmäßig aufzusuchen pflegte und oft genug genöthigt war, von ihrer freundlich angebotenen Gastfreundschaft Gebrauch zu machen, denn auf dem Hunsrück und dem Westerwald fehlte damals noch in manchem Dorf ein Gasthaus zum Übernachten. Obwohl er zu erzählen pflegte, daß er als Schulrath zum ersten Male eine Volksschule betreten habe, war er doch ein geborener Volksschulmann durch das Volksthümliche und Kernhafte seiner charaktervollen, allem Scheinwesen abgewandten Persönlichkeit.

Hierauf beruht es auch, wenn er den modernen Apostel des Volksschulunterrichts, Pestalozzi, nur in so weit gelten ließ, als er dauernd Gutes gewirkt hat. Manche der begeisterten Anhänger des schweizer Pädagogen werden daher etwas enttäuscht gewesen sein, als Landfermann auf einer Säkularfeier des Geburtstages Pesta-

*) Vergl. S. 204.

lozzi's*) zum Sprechen aufgefordert, ihnen ziemlich nüchterne Wahrheiten zu hören gab. „Vergängliches und Zerstörendes in Pestalozzi war sein Ungeschick, unstäte Planlosigkeit und Ruhmsucht; Bleibendes seine Liebe aus Gott“ und „die in dieser Liebe von ihm gefundene und vollständiger und eindringlicher als je zuvor ausgesprochene Idee, daß volle, sittlich-religiöse und intellektuelle Bildung Aller auf dem zu eigener, wahrhafter Bildung leitenden elementaren Wege dringendstes Bedürfnis der Welt sei“. „So wird Pestalozzi und das Werk seiner Liebe bleibend sein, fort und fort. Das Vergängliche daran aber wird vergehen. Ob seine Liebe und das Werk seiner Liebe in uns und durch uns bleiben werde, das ist die Frage, welche die heutige Feier an jeden von uns richtet, damit er sie ohne Maulbraucherei vor Gott im stillen Kämmerlein beantworte.“ — Eine Anmerkung von Landfermann ist gleichfalls kennzeichnend. „So manchen marktschreierischen Übertreibungen gegenüber, die das letzte Jahr über unseren Gegenstand gebracht hat und die schwerlich alle die Verherrlichung der Sache, von der sie reden, zum innersten und letzten Zweck haben, muß erinnert werden, daß es lange vor Pestalozzi verständige, treue, liebende Schulmeister gab, sogar unter Friedrich's II. Unterofficieren, und daß Verstand, Liebe, Treue uns auch vor Pestalozzi in und außer der Schule Segen gebracht haben; daß aber auch nach Pestalozzi, wo Verstand, Liebe oder Treue fehlen, nicht Pestalozzi's Methode und noch weniger Redensarten, die von ihm erborgt sind, und Brocken aus seinem Reichthum den Grundmangel ersetzen.“

Die Gesichtspunkte, welche Landfermann bei seiner Verwaltung des Volksschulwesens leiteten, sind zum Theil schon hervorgehoben**). Was ihm für die gedeihliche Entwicklung der Volks-

---

*) 12. Januar 1846. Gedruckt ist Landfermann's Rede in der Schulchronik, herausgegeben von Zahn, Jahrg. 1846.

**) Vergl. S. 221 f. u. S. 263.

schule nothwendig schien, hat er meist in einzelnen Aufsätzen in der vom Seminardirektor Zahn in Mörs herausgegebenen Schulchronik, sowie später in dem von Kötter und Dörpfeld begründeten Evangelischen Schulblatt für Rheinland und Westfalen niedergelegt*). Eine Zusammenfassung dieser Desiderien enthält gewissermaßen eine Denkschrift, welche er in Gemeinschaft mit einigen anderen Geistlichen und Lehrern im Auftrage der Lehrerversammlung zu St. Goar vom Mai 1848 entworfen hatte. Der Beschluß der Versammlung lautete nicht nur auf Veröffentlichung der Denkschrift, sondern auch auf Übergabe derselben an die Frankfurter Nationalversammlung und an die Behörden in Berlin.

„Die Aufgabe der Volksschule, so führt die Denkschrift aus, ist es, in planmäßiger, zusammenhängender, stetiger Arbeit an dem heranwachsenden Geschlechte dieses auch ihrerseits in eine Zucht zu stellen, die es zu Fleiß und Ordnung führt, seinen sittlichen Willen reinigt und stärkt; es in einen Unterricht zu nehmen, welcher die geistigen Kräfte naturgemäß und möglichst vielseitig entwickelt und bildet, indem er zugleich dieser Bildung einen reellen Inhalt giebt in Kenntnissen und Fertigkeiten, die zum bleibenden Eigenthum für das ganze Leben werden, und ebenso dem Bedarf des täglichen

*) Die Jahrgänge 1858-62 enthalten eine Reihe von „Beiträgen" (14) über damals gemachte Vorschläge die Schule betreffend. 1864: „Ansprache bei der Einweihung des neuen Seminargebäudes zu Neuwied" am 3. August 1865 (über den rechten Frieden). Vom 9. Juni 1865: „Noch ein Wort über Kinderpflegen". Der Jahrgang 1877 enthält noch zwei Beiträge: „Wahrnehmungen über Unterrichtserfolge" und „Auch ein Wort über geschichtlichen Unterricht in der Volksschule" (mit Empfehlung der deutschen Geschichte von Rektor Bender in Langenberg, 5. Aufl., Essen bei Baedeker). — Die erste Wahrnehmung erzählt, wie ein treuer Lehrer dem Vaterland dient; 1849 war keiner aus seiner Gemeinde (an der Pfälzer Grenze) zu den Freischärlern gegangen: die Norheimer hätten die Geschichte von Absalom seit langen Jahren bei ihm viel zu gut gelernt, als daß sie Blenker (dem Freischärlerführer) hätten nachlaufen können.

Lebens wie dem höheren Bedürfnis des Menschengeistes dienen, und das Verlangen und die Fähigkeit geistigen Fortstrebens für die ganze Lebenszeit begründen."

Ähnlich äußerte er sich schon etwas früher in einem Gutachten, welches er im December 1845 dem Oberpräsidenten Eichmann zur Mittheilung an den Minister Eichhorn übergab *). Er erklärt sich als einen Gegner der Auffassung, welche durch die Volksschule nichts erreichen will, als gewisse Fertigkeiten, wie Lesen, Schreiben, Rechnen u. s. w., deren Besitz nun einmal für unentbehrlich gehalten wird, möglichst zum Gemeingut aller zu machen und zugleich durch ihre Disciplin Gehorsam und Manierlichkeit in die gesammte Jugend des Volkes zu bringen. Vielmehr kann nur durch allgemeine und tiefe intellektuelle wie sittlich-religiöse Volksbildung den Gefahren, mit welchen die Zukunft schwanger geht, nachhaltig begegnet werden, und eine solche Volksbildung ist wesentlich bedingt durch ein entsprechendes Schulwesen.

Diese Aufgabe der Volksschule fordert einen gründlich und tief gebildeten Lehrerstand, der mit ganzer Kraft und Treue an der Erfüllung derselben zu arbeiten, „und da die lebendige Persönlichkeit besonders bei der Jugendbildung das erste und letzte ist, ein immer reineres Vorbild alles des Guten zu werden, was die Schule erbauen will", als seine Pflicht erkennt. Die Vorbildung des Lehrers hat auf Präparandenschulen oder, was besonders zu wünschen ist, auf höheren Lehranstalten unter Anleitung einzelner

*) Die Veranlassung zu diesem Gutachten hatte ein Artikel des Seminardirektors Zahn „Ein Wort über Leitung des Volksschulwesens" in seiner Schulchronik (1845) gegeben, der ihm einen Verweis des Ministers zugezogen hatte, von dem „unter Anderem" auch dem Oberpräsidenten Mittheilung gemacht war. Landfermann wurde deßhalb von Eichmann zu einem Gutachten veranlaßt, welches eine wohlwollende Aufnahme fand, obwohl er Zahn's Ansichten im wesentlichen beitrat; abgedruckt ist es in der Schulchronik Jahrg. 1848.

bewährter Lehrer zu erfolgen; das weitere ist dem Seminar vorbehalten. Bei diesem ist das Externat anzustreben, welches die Zöglinge in ein sittlich gegründetes Volksleben hineinstellt. Das Recht zur Ernennung der Lehrer gebührt der Centralbehörde; eine definitive Anstellung ist vor dem 24. Lebensjahr unthunlich, bis dahin nur eine provisorische Beschäftigung statthaft. Die Besoldung muß den Lehrer auf gleichen gesellschaftlichen Fuß mit den Eltern der Schulgemeinde nach dem durchschnittlichen Verhältnis ihrer wirthschaftlichen Lage stellen; nach bestimmten Zeiträumen ist eine feste Gehaltszulage zu gewähren; Dienstwohnung, Naturalien und Grundstücke sind wünschenswerth. Von den Nebenämtern kann das des Organisten und Kantors bleiben, das des Küsters und Glöckners ist abzutrennen. Das Pensionswesen, die Wittwen- und Waisenversorgung sind wie für die übrigen öffentlichen Beamten zu regeln. Die Zahl der wöchentlichen Lehrstunden darf dreißig nicht übersteigen. Freie Versammlungen, Lesevereine und andere Mittel zur Fortbildung der Lehrer sind dem freien Ermessen derselben unter dem Beirath des Kreisschulinspektors zu überlassen. Für das Verfahren bei Amtsentsetzung von Lehrern wird ein Disciplinarrath gebildet aus unparteiischen Lehrern und Familienvätern, unter Vorsitz des Kreisschulinspektors, der nach Stimmenmehrheit entscheidet, und dann erst erfolgt die Entscheidung der Schulbehörden. Als ein solcher Disciplinarhof würde auch die Kreisschulsynode (s. unten) wirken können.

Ein dringendes Erfordernis ist ferner die Aufstellung einer allgemeinen Landesschulordnung*) als Grundlage für landschaftliche Schulordnungen, unter Zuziehung von Vertrauensmännern des Lehrerstandes. Daran hat sich ein Lehrplan zu schließen, welcher nicht durch Gesetz, sondern auf dem Verwaltungswege festgesetzt

*) In dieser Beziehung hat Landfermann also später theilweise seine Ansichten geändert, vergl. S. 260.

wird, damit er entwicklungsfähig bleibt*), und der den Lehrern die Norm für die Schulpläne an die Hand giebt.

Der Schulbesuch ist obligatorisch. Das schulpflichtige Alter erstreckt sich vom 6.–14. Lebensjahre; Zahl und Tageszeit der öffentlichen Unterrichtsstunden ist nach örtlicher Sitte zu regeln. Die Schülerzahl darf für einen Lehrer 80 nicht übersteigen; ein mäßiges, für gänzlich Unbemittelte wegfallendes Schulgeld ist zu erheben**). Die Ausübung politischer Rechte ist an den Besitz wenigstens der wesentlichsten und allgemeinsten Elementarschulkenntnisse zu knüpfen. Privatunterricht und Privatschulen dürfen nur von Geprüften und Approbirten ertheilt und errichtet werden.

Die Schulaufsicht erfordert Behörden, welche mit voller, nicht improvisirter Einsicht und Liebe ganz in der Sache stehen und ungetheilt nur für dieselbe leben. Im Ortsschulvorstand muß die Familie, die bürgerliche und kirchliche Gemeinde, aber auch der Lehrer selbst vertreten sein; der Vorsitzende ist vom Schulvorstand aus seiner Mitte zu wählen. Dem die Aufsicht führenden Kreisschulinspektor ist ein in derselben Weise zusammengesetzter Kreisschulrath oder eine Kreisschulsynode an die Seite zu setzen, um die Ortsschulvorstände zu überwachen, die allgemeinen Schuleinrichtungen zu berathen und bei Berufung und etwaiger Entlassung der Lehrer mitzuwirken***). Für die technische Beaufsichtigung des Unterrichts und der Schulzucht, für die Leitung der Lehrerkonferenzen ist ein eigener Schulpfleger erforderlich, der nicht bloß mit allen Gegenständen und Beziehungen des Volksschulwesens vertraut ist, sondern auch eine eigene reiche Erfahrung im Lehramt hat. Neben den Kreisschulsynoden sind analog eingerichtete Provinzial- und Landessynoden als höhere Stufen der Schulbeaufsichtigung zu bil-

*) Vergl. auch S. 262.

**) Vergl. S. 225.

***) Ähnliche Forderungen hat bekanntlich die Berliner Lehrerversammlung 1890 aufgestellt.

den, zur Mitwirkung bei der Feststellung der Schul- und Lehrordnung. Die ständigen Verwaltungsbehörden für das Schulwesen, welche aus ihnen hervorgehen würden, hätten mit ihnen zusammen zu wirken. Zweckmäßig würde es sein, diese Behörden und Vertretungen für Kirche und Schule gemeinsam zu haben.

Unleugbar tragen diese Aufstellungen, welche wir im wesentlichen den auf der Lehrerversammlung zu St. Goar im Mai 1848 gefaßten Beschlüssen entnehmen, den Stempel ihrer Entstehungszeit an sich. Sehr scharf über die bestehenden Zustände äußert sich aber auch das Gutachten von 1845*): „Unter den gegenwärtigen Verhältnissen sind zwar die Pfarrer die besten Schulaufseher, die man haben kann, aber durchschnittlich nicht die rechten und guten; vielmehr wird und muß einmal die Zeit kommen, wo die Schule aus der Aufsicht der Pfarrer in eine wirklich sachverständige, ganz ihr angehörende Aufsicht übergeht. . . . Ich nehme keinen Anstand auszusprechen, daß die unleugbar traurige Spannung zwischen Lehrern und Pfarrern zum größeren Theile von letzteren durch unberechtigte Anmaßung bei Gleichgültigkeit und Mangel an Einsicht verschuldet ist. Daß fast keine wesentliche allgemeine Verbesserungen im Volksschulwesen seit 60–80 Jahren von den Männern der Kirche ausgegangen sind, daß vielmehr diese die eingetretenen Verbesserungen nur zu oft angefeindet, oder doch so lange als möglich ignorirt haben, ist leider notorisch. . . . Die am 23. Oktober 1817 von des Königs Majestät zugesagte Schulordnung ist 1845 noch nicht da. . . . Erst in neuester Zeit wurden gottlob, vereinzelte Stimmen von Geistlichen laut, die Kirche müsse aus ihrem bisherigen stiefmütterlichen Verhältnis zur Schule in ein mütterliches treten, sie müsse endlich mit Ernst dafür sorgen, daß den Eltern volle Ehre und voller Lohn werde.

„Bei den Lehrern muß die Überzeugung geweckt werden, daß

*) Vergl. oben S. 271.

man ein warmer Freund der Religion, der Kirche und der bürgerlichen Ordnung und dennoch oder vielmehr gerade deshalb ein muthiger Vertreter der Schule, ein Bekämpfer der falschen Stellung der Pfarrer zur Schule sein kann."

Daß Landfermann eine enge Verbindung zwischen Kirche und Schule für das angemessene hielt, ist bereits mehrfach hervorgehoben*). Der Lehrer muß, so heißt es in den Beschlüssen von St. Goar, eine bestimmte und berechtigte Stellung in dem Organismus der kirchlichen Gemeinschaft einnehmen (als kirchlicher Lehrdiakon nach Bunsen), d. h. in den Ortspresbyterien, Kreis- und Provinzialsynoden. Landfermann's Bemühungen, die Generalsynode von 1846 zu Beschlüssen in diesem Sinne zu veranlassen**), sind früher erwähnt; auch auf der fünften rheinischen Provinzialsynode***), wo er Referent der Schulkommission war, sprach er sich in dem Sinne aus: „nicht außerhalb, sondern innerhalb der Kirche steht die Schule, so ist sie auch in den Organismus der Kirche einzufügen. Wenigstens ein Elementarlehrer gehört zum Ortspresbyterium, wenigstens zwei zur Kreis-Synode, welche, sowie zwei Stellvertreter, in jeder Kreis-Synodal-Versammlung für die nächstfolgende Kreis-Synode aus der Mitte der in den Orts-Presbyterien sitzenden Lehrer erwählt werden. In der Provinzial-Synode sitzen wenigstens drei Elementarlehrer. Die höheren Schulen und Lehrer-Seminare sollen in Kreis- und Provinzial-Synode vertreten sein.

Diese Vorschläge sollen aber den Kreis-Synoden zur Begutachtung vorgelegt werden."

Endlich nahm Landfermann auch im rheinischen Konsistorium Anlaß, seine Stellung in diesen Fragen zu präcisiren. Das Konsistorium hatte den Generalsuperintendenten Küpper und Landfer-

*) Vergl. S. 221 f.

**) Vergl. S. 180.

***) 1847.

mann mit einem Referat über das Verhältnis von Staat und Kirche beauftragt. Dem Satz Küpper's: „Muß die Volksschule konfessionell sein, so ist es nicht rathsam, sie der Leitung und Aufsicht der Geistlichen zu entziehen" stimmte Landfermann nicht zu und gab seinem abweichenden Votum auch in der Schulchronik*) öffentlich Ausdruck. „Ich bin der festen Überzeugung, daß die evangelische Kirche den ihr gebührenden Antheil an der Leitung der Volksschulen, welche konfessionell bleiben müssen, wenn sie nicht der Zerrüttung verfallen sollen, dem Grundsatze nach jedem ihrer Glieder, Nicht-Pfarrern wie Pfarrern, anvertrauen kann und wird, welches die dazu erforderlichen geistigen und sittlichen Eigenschaften besitzt und sich als ein wahres und lebendiges Glied der Kirche erweist. . . . Scholarchen aus der Mitte der Ältesten kannte schon die frühere Zeit in mancher evangelischen Gemeinde der Rheinprovinz. Ob . . gegenwärtig . . . andere als Pfarrer mit der Schulinspektion beauftragt werden können, bezweifle ich. Dies aber ist nur eine Frage vorübergehender Konvenienz, welche auf den Grundsatz keinen Einfluß haben kann. Sollen aber die Volksschulen zu voller Wirksamkeit sich entwickeln, so werden eigene Kreisschulinspektoren kaum entbehrlich sein, ... und diese wird der Staat in Gemeinschaft mit der Kirche aus den Männern wählen, welche dazu geeignet sind, gleichviel ob sie Pfarrer gewesen oder nicht."

Eine Rede, die Landfermann zum Reformationsfeste des Jahres 1857 in Simmern vorbereitet hatte, giebt seiner Anschauung über die Bedeutung der evangelischen Volksschule besonders treffenden Ausdruck: „Ein Fest, wie das heutige, erinnert uns zuerst an das, was die That frommer Väter uns bereitet hat, und dann legt es uns scharf die Frage vor, wie weit wir uns den Segen, den Gott uns hat durch sie schenken wollen, wirklich angeeignet haben. Wie könnten wir da die Schule vergessen, vergessen, daß

*) Jahrg. 1849. No. 6.

in diesen Landen, wie überall, die Reinigung und Herstellung der Kirche auch zur Reinigung und Herstellung der Schule ward, ja daß die allgemeine Volksschule erst durch die Reformation zur Anerkennung gebracht und begründet wurde!

„Wir wissen, nicht die Gelehrsamkeit hat die Reformation bewirkt, ... es war das deutsche Herz, welches sich nach voller unvermittelter Gemeinschaft mit seinem Heiland sehnte ... Und als Gott der Herr das deutsche Volk zu dieser That berief, da mußte auch geschehen, was das letzte Wort des alten Testaments bedeutungsvoll verkündet, daß das Herz der Väter bekehret ward zu den Kindern. Und zum ersten Mal, seit das Christenthum ganze Völker umfaßt, wurde es auf der reformatorischen Synode zu Homburg in Kurhessen 1526 ausgesprochen, daß in allen Gemeinden Schulen sein müßten für alles Volk, und seitdem ist dieses Wort nicht wieder verstummt; auch in diesem Lande haben es Friedrich der Fromme und seine geweihten Helfer laut hineingerufen, und es ist nicht leer zurückgekommen. Die Gemeinschaft der Erkenntnis, der das Volk des alten Bundes und die erste Christenheit nachgetrachtet hatte, war längst vergessen und verloren; im ganzen und großen waren nur für den Nachwuchs der Priesterschaft und der Gelehrten, kaum für die Großen und Reichen Schulen vorhanden; daneben wurden wohl für den Dienst des Handels und der Gewerbe einzelne Schulen gegründet, eifersüchtig angefeindet von der Priesterschaft, und ihrerseits die Priester der Kirche, ja das Evangelium anfeindend. Aber Schulen für das ganze christliche Volk, als eine allgemeine nothwendige Ordnung, die gab es nicht.

„Nun aber, als die Reformation das Evangelium wieder auf den Leuchter gestellt hatte, da mußte auch Ernst gemacht werden mit dem königlichen Priesterthum aller Gläubigen, allen der Weg geöffnet werden, zu voller Aneignung der Heilswahrheit. .... Nun galt es auch schon, der Jugend die Lilien auf dem

Felde und alle großen Werke des Herrn betrachten zu lehren, daß sie eitel Lust daran hätten und von den berühmten Leuten, deren Lob die Gemeinde verkündet, schon der Jugend zu berichten, daß sie mit Ehrfurcht zu den Vätern hinaufsehe; nun galt es die Jugend heranzubilden für den Dienst der Gemeinde im Ältesten- und Diakonen-Amt, mit jeder löblichen Kunst und Fertigkeit, nicht mehr im Widerstreben gegen die Kirche, sondern in Einigkeit mit ihr. Es war eine der großen Segnungen der Reformation, daß sie den Staat und die bürgerliche Gesellschaft versöhnte mit der Kirche, und Gott wolle die evangelische Kirche jederzeit vor der Versuchung behüten, zurückzufallen in den alten Streit. Diese Einigkeit galt es nunmehr denn auch in der Jugendunterweisung zu pflegen und zu bewahren, jede löbliche Weisheit und Wissenschaft als theure Gottesgabe anzuerkennen, die zu seinem Dienste, ob sie im Staate oder in der Kirche verwendet werde, in der Zucht seines Geistes stehen kann und soll. Nun galt es auch einen Lehrerstand heranzubilden und ihn hoch in Ehren zu halten, der in stiller Treue der Jugend lautere Milch reiche, während der ganzen Gemeinde der Pfarrherr die Fülle des Evangeliums aufschließe, und beide, wie unterschieden ihr Amt und ihre Stellung sei, eingedenk bleiben, daß der Herr sie zu einem Werke zu zweien gesendet hat.

„Das alles forderte die Reformation für die Jugend und begann es zu verwirklichen; das pflanzte auch Friedrich der Fromme in diesem Lande mit geweihter Hand.

„Auch unter diesen Weizen hat der Feind sein Unkraut gesäet. Vieles von der Saat ist nicht aufgegangen, vieles verkümmert, vieles verderbt. Die bittere Zwietracht in Mitte der evangelischen Kirche, der Gottes Barmherzigkeit endlich durch König Friedrich Wilhelm III. in der gesegneten Union ein Ziel gesetzt hat, hat auch lange genug an den Schulen gefressen; der 30jährige, der Orleanische Krieg, der Ryswicker Frieden, die Eingriffe einer der evangelischen Freiheit feindlichen Regierung, die Revolution, wie

viel haben sie auch an unseren Schulen verdorben! Und verschweigen wir es nicht, nein — bekennen wir es einer dem andern: die schlimmsten Wunden haben wir, wir selbst und unsere Väter unserem Schulwesen geschlagen. Wie viele Väter, wie viele Gemeinden haben die Wohlthat, die ihnen Gott durch die Reformation auch in den Schulen geschenkt hat, verachtet und versäumt, oder verachten und versäumen sie noch .... Und in den Schulen selbst, wie oft wird das Wort des Apostels, die Kinder nicht zu erbittern, daß sie nicht scheu werden, vergessen, wie oft waltet da, statt des freien lebendigen Geistes von oben, stumpfer Schlendrian! wie oft mag die falschberühmte Kunst angeblicher Methode, der falsche Glanz oberflächlicher Vielseitigkeit dem Unterricht 'unlebendigen Inhalt gebracht, das Evangelium verdrängt, gründliche, tiefe Bildung erstickt haben! Kurz, wie dürften wir es verschweigen, daß wie unser ganzes christliches Gemeinde- und Volksleben, unsere ganze evangelische Kirche, so auch das edle Glied ihres Leibes, unsere Schule, noch weit entfernt sind von dem Maße, das den theuren Männern der Reformation, das unserem Friedrich dem Frommen vor Augen stand!

„Aber an den Früchten muß ein Geist, eine evangelische Gemeinde, ein evangelisches Land sich erkennen und sich erkennen lassen, und eine dieser Früchte muß ein innerlich und äußerlich gedeihendes Schulwesen sein. ..."

Nach der damaligen Einrichtung der Behörden war Landfermann bei seiner Ernennung zum Schulrath auch Mitglied des Konsistoriums geworden. Als Vertreter des Oberpräsidenten wohnte er ferner im Jahre 1848 in Berlin der ersten Sitzung des durch den Minister Grafen Schwerin berufenen Oberkonsistoriums bei, einer Behörde von kurzer Lebensdauer.

War es nun Landfermann einerseits erfreulich, sein Interesse für die evangelische Kirche auch als Mitglied der Kirchenbehörde

bethätigen zu können, und unterzog er sich der damit verbundenen Pflichten mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit, so empfand er doch die zunehmende Arbeitslast mit der Zeit so drückend, und mancherlei andere Gründe gestalteten seine Mitarbeit im Konsistorium so unerquicklich, daß er im Juni 1848 den Minister um Entbindung von den Arbeiten beim Konsistorium bat. Vorläufig abschlägig beschieden, weil eine Neuordnung dieser Behörde bevorstehe, erneuerte er sein Gesuch anfangs Oktober des Jahres, indem er darauf hinwies, daß in den Verhandlungen vor seiner Berufung nicht von Konsistorialarbeiten die Rede gewesen sei, sondern erst in dem Begleitschreiben des Oberpräsidenten bei Übersendung der Bestallung. „Seit jener Zeit habe ich in den gedachten drei Kollegien (Konsistorium, Regierung, Provinzialschulkollegium) gearbeitet. Bei der Regierung habe ich die Specialien von etwa 400 Elementarschulen, welche sämmtlich von der Königlichen Regierung unmittelbar besetzt werden, und von neun höheren Stadtschulen, sowie das jüdische Kultus- und Schulwesen, seit dem Jahre 1842 auch sämmtliche Generalien in Schulsachen zu bearbeiten; bei dem Königlichen Provinzial-Schulkollegium die Specialien von neun Gymnasien, drei Realschulen, zwei Schullehrerseminarien und ebenfalls seit 1842 sämmtliche Generalien der Gymnasien, Realschulen und Schullehrer-Seminarien. Bei dem Konsistorium sind mir schriftliche Arbeiten nur in seltenen Ausnahmefällen zugetheilt, ich habe aber bei dessen meist wöchentlichen Sitzungen und bei den Kandidatenprüfungen*), welche viermal im Jahre stattfinden, mitzuwirken. Letztere fordern um so sorgfältigere Vorbereitung, da es mir ganz und gar an Muße zu fortlaufenden Studien in den betreffenden Fächern fehlt. Um die Verantwortlichkeit für mein Votum in den Sitzungen des Konsistoriums tragen zu können, muß ich mich mit den vorkommenden

---

*) Hauptsächlich in der Philosophie.

Specialien und Generalien eingehend beschäftigen; ein gleiches wird dadurch nothwendig, daß ich nicht vermeiden kann, Privaten, die sich in Konsistorialsachen vielfach an mich wenden, mündlich oder schriftlich Rede zu stehen. Auf nothwendigen Dienstreisen bin ich seither jährlich im Durchschnitt drei Monate abwesend gewesen, habe es aber doch nicht möglich machen können, die Elementarschulen meines Departements in den sieben Jahren meines Amtes sämmtlich zu sehen. Die während meiner Abwesenheit in meinem Departement eingehenden Arbeiten müssen größtentheils bis zu meiner Rückkehr für mich liegen bleiben. Sehr bald habe ich es schmerzlich empfunden, daß meine Kräfte für diese Masse der heterogensten Arbeiten, wie sie wohl wenigen Schulräthen der Monarchie obliegen und wie sie jedenfalls in der Rheinprovinz keiner trägt, nicht ausreichten und daß die Sache darunter leiden müsse. Auf fortgesetzte wissenschaftliche Studien, durch welche ich in der richtigen Stellung zu den Gymnasiallehrern meines Departements mich hätte behaupten müssen, habe ich natürlich von vorn herein verzichten müssen. Aber auch nur mit den in den letzten Jahren so lebendig und umfassend bearbeiteten Problemen einer Fortentwicklung des höheren und niederen Schulwesens in derjenigen vertrauten Bekanntschaft zu bleiben, welche die Stellung eines Provinzial-Schulraths fordert, ist mir kaum möglich gewesen, und ich zweifle sehr, daß es irgend Jemandem unter gleichen Verhältnissen mehr möglich sein würde. Der katholische Schulrath bei der hiesigen Regierung und dem Provinzial-Schulkollegium hatte bis 1842 die Specialien von mehr als 700 Elementarschulen, von drei höheren Stadtschulen, von zehn Gymnasien und von zwei Schullehrer-Seminarien zu bearbeiten. Zu seiner Erleichterung ist 1843 ein zweiter katholischer Schulrath ernannt und diesem das katholische Elementarschulwesen übergeben. Auf eine ähnliche Erleichterung habe ich im Interesse der Sache auch gehofft, sie hat aber noch nicht realisirt werden können." Es sind aber auch noch

innere Gründe für seinen Antrag angegeben. „Die neueren Ereignisse haben auch das Konsistorium in eine so zweifelhafte Stellung zu der Kirche, in welcher es zu wirken hat, und zu dem Staate, von dem seine Mitglieder ernannt werden und von dem es seine Befehle erhält, gebracht, daß ich für mich keine Möglichkeit mehr sehe, in demselben mit Freude und Nutzen zu wirken.“ In dem Begleitschreiben an den Oberpräsidenten wird dies näher begründet: „Die evangelische Kirche geht großen Krisen entgegen. Große Gefahren drohen ihr aus dem Independentismus, der sie der nothwendigen Einheit in einer ständigen Kontrollbehörde berauben möchte, aus dem abstrakten Fanatismus, der die Trennung der Kirche vom Staate bis zu einer Spitze treiben möchte, die nach meiner Ansicht dem Wesen beider zuwider ist; von der Exklusivität einer kleinen, aber energischen orthodoxistischen Partei und dem dieser gegenüberstehenden Radikalismus, welcher mit der ganzen Geschichte der evangelischen Kirche brechen möchte. Als Mitglied der Gemeinde, als Presbyter, als Mitglied der Provinzialsynode habe ich die Pflicht und mannigfache Veranlassung, diesen Gefahren für mein Theil entgegenzutreten; ich wünsche es zu können; manche Freunde erwarten es von mir. Aber so lange ich Mitglied des Königlichen Konsistoriums bin, würde alles, was ich in dieser Hinsicht redend und handelnd versuchen möchte, von vorn herein paralysirt werden durch die Vorstellung, daß die Motive nicht in redlichem Eifer und freier Überzeugung, sondern im amtlichen Interesse und Auftrag zu suchen wären. Um mit thätig sein zu können für die evangelische Kirche, wie ich es möchte, muß ich wünschen, nicht mehr dem Konsistorium anzugehören.“

Der Minister Ladenberg forderte zunächst Landfermann zu einer vertraulichen Mittheilung darüber auf, ob er noch andere Gründe zu seinem Antrage habe. Später berief*) er ihn nach

*) 1849.

Berlin zu Verhandlungen über seinen Eintritt als Rath in das Ministerium, doch lehnte Landfermann die Berufung ab, da er, wie er an einen Freund schrieb, nicht mit Ladenberg zusammen arbeiten wollte.

Wenn Landfermann dann auch bald nachher seinem Wunsch entsprechend aus der Kirchenbehörde ausschied, so widmete er doch der Kirche nach wie vor sein liebevolles Interesse. Als thätiges und hervorragendes Glied seiner Kirchengemeinde war er seit 1847 Mitglied des Presbyteriums und als solches gern zu den Kreis- und Provinzialsynoden abgeordnet; dem Centralvorstand des Gustav-Adolf-Vereins gehörte er von 1849 bis 1858 an. Es war seine Wahl in den Vorstand eine Anerkennung der Verdienste, welche er sich um den Verein erworben hatte, als er auf der Darmstädter Versammlung des Jahres 1847 neben C. J. Nitzsch in hervorragender und erfolgreicher Weise bemüht gewesen war, die durch Dr. Rupp drohende Auflösung des Vereins zu verhüten*).

Wie auf der Generalsynode von 1846, so fand Landfermann auch als Mitglied des Koblenzer Konsistoriums Anlaß, wiederholt und nachdrücklich für die Union einzutreten. Die Veränderungen, welche die Zusammensetzung des Oberkirchenraths durch die Kabinetsordre vom 6. März 1852 erfahren hatte, riefen bei den Freunden der Union lebhafte Besorgnisse hervor. Viele Gemeinden der Rheinprovinz, deren Existenz allein auf der Union beruhte, fürchteten für ihren Bestand, um so mehr, da der damalige Oberpräsident als ein eifriger Beförderer konfessioneller Bestrebungen galt. Die Koblenzer Kreissynode beschloß daher in ihrer Jahresversammlung am 14. Juli 1852 einstimmig, ihre Befürchtungen dem Könige unmittelbar vorzutragen; Landfermann wurde mit der Abfassung der Adresse an den König und ihrer Erläuterungen be-

*) Nach einer gütigen mündlichen Mittheilung des Herrn Professor W. Beyschlag; vergl. dessen „C. J. Nitzsch" (Berlin 1872), S. 318. 319.

auftragt. Unter Betonung des durch Generationen hindurch segensreich bewährten Schutzverhältnisses des Landesherrn zu der Gemeinde, welches seinen Ausdruck in der Gleichung „ein evangelischer Christ ist ein guter Preuße" fand, sprach die Adresse die Befürchtung aus, daß die neueste Gestaltung des Oberkirchenraths diese Behörde nicht mehr befähigen werde, in Landestheilen, deren kirchliches Leben wie am Rhein ganz und gar in der Union wurzele und durch dieselbe bedingt sei, den kirchlichen Bedürfnissen durch volle positive Pflege und Leitung des kirchlichen Lebens gerecht zu werden. Noch ausführlicher äußerten sich darüber die Erläuterungen, welche hier eine Stelle finden mögen.

„Der allerhöchste Erlaß an den evangelischen Ober-Kirchenrath vom 6. März d. J. und die darauf gegründeten Reskripte des evangelischen Ober-Kirchenraths vom 10. und vom 12. Mai d. J. sind zwar in der Rheinprovinz noch nicht publicirt und werden auf die kirchliche Lehre und Verfassung derselben nur unter vorgängiger verfassungsmäßiger Mitwirkung unserer Povinzial-Synode Einfluß ausüben. Dieselben sind indeß in einer Weise zur öffentlichen Kenntnis gelangt, die an ihrer Authenticität keinen Zweifel läßt, und die Kreissynode findet deßhalb in denselben eine dringende Veranlassung, im Hinblick auf die allgemeinen Verhältnisse der evangelischen Landeskirche und auf ihre, der Synode, besondere geschichtliche Entwicklung sich über ihr Verhältnis zur Union und zu der durch die gedachten Reskripte angebahnten Behandlung kirchlicher Verhältnisse auf Grund einmüthigen Beschlusses der versammelten Geistlichen und Ältesten im Folgenden auszusprechen.

„In allen evangelischen Gemeinden der Synode ist die Union, die positive evangelische Union, nachdem sie lange ohne kirchenregimentlichen Anlaß unter uns sich vorbereitet hatte, und nachdem ihre lebendigen Voraussetzungen lange schon mehr und mehr eingetreten waren, vom Jahre 1817 ab unter der eifrigsten Mitwir-

kung des Kirchenregiments zu allgemeiner Anerkennung und zur äußeren Darstellung gelangt, ohne daß irgend woher versucht wäre, die konfessionellen Differenzen, welche ihre Macht verloren hatten, zum Nachtheil christlicher Gemeinsamkeit im Glauben und in der Liebe willkürlich zu verlängern. Seitdem hat sich die Union unter uns in gesegneter Wirksamkeit als eine lebendige erwiesen. Von den Irrungen, welche sich anderwärts an das Unionswerk geknüpft haben, ist in unserer Mitte nie etwas erlebt. Unsere Gemeinden, unsere Ältesten und Diakonen, unsere Pfarrer, welche ihre Bildung meist der gesegneten Unionsfakultät der rheinischen Universität verdanken, stehen alle in der Union und wissen nirgends von einer ausschließlichen Zugehörigkeit zu der einen oder andern Konfession. Die konfessionellen Differenzen sind für uns nicht mehr kirchliche, sie sind zu theologischen geworden und können als solche der Union keinen Eintrag thun. Für unsere Synode und alle Gemeinden in ihr ist kirchenordnungsmäßig der übereinstimmende Inhalt des reformirten und des lutherischen Bekenntnisses die Grundlage ihrer Vereinigung und die Norm für die Thätigkeit des in ihnen bestehenden geistlichen Amtes geworden.

„Die große Mehrzahl der evangelischen Christen in unserer Synode, fast alle seit einem Menschenalter geborenen, vier konstituirte Gemeinden, Koblenz, Mayen, Boppard und Linz, drei andere, welche ihrer definitiven Konstituirung entgegen gehen, Cochem, Vallendar und Andernach, waren nie lutherisch und nie reformirt; alle unsere Gemeinden sind in der Union und durch sie geworden, was sie sind; keiner fehlt die lebendige Wirklichkeit derselben. Unser ganzes kirchliches Leben, unser Katechumenen-Unterricht, wie der Unterricht in unseren Elementarschulen und in dem Seminar, welches unsere Lehrer bildet, unsere Predigt und unser sakramentaler Ritus wurzeln in der Union; aus einem Unionsgesangbuch erbauen sich und bekennen unsere Gemeinden, unsere freudige Betheiligung an der äußeren und an der inneren Mission und an jedem

gemeinsamen Liebeswerke ist für uns möglich und denkbar nur in der Union und durch sie, die uns zusammenhält und stark macht nach Innen und nach Außen.

„Zu einer konfessionellen Sonderung, einem Gehen in Theile, fehlen daher unter uns alle und jede Elemente, wir wissen, daß auch in unseren kirchlichen Behörden, in unserem Konsistorium, unserer Provinzial-Synode und ihrem Moderamen in ihren gegenwärtigen Mitgliedern eine solche Sonderung gar nicht vollzogen werden kann, und wir leben der guten Zuversicht, daß auch fernerhin und bei jeder Personalveränderung diese Behörden in lebendigem Zusammenhang mit uns und der gesammten Provinzialkirche auf dem Bekenntnisstande der positiven evangelischen Union voller konfessioneller Einheit stehen werden.

„Unsere kirchlichen Angelegenheiten werden denn auch, wie wir zu Gott hoffen, dem evangelischen Ober-Kirchenrath niemals Anlaß zu konfessioneller Sonderung, zu einem Gehen in Theile darbieten. Wenn es aber wegen der kirchlichen Verhältnisse anderer Landestheile nothwendig geworden ist, diese Behörde aus einer reformirten und einer lutherischen Abtheilung zusammenzusetzen, so dürfen wir die vertrauensvolle Erwartung aussprechen, daß dieselbe, von deren Thätigkeit, wie sie für die hiesige Provinz durch die Verfassung unserer Provinzialkirche bedingt und an dieselbe gebunden ist, wir Schutz auch unseres Rechts- und Bekenntnisstandes und positive Pflege und Förderung auch unseres kirchlichen Lebens erwarten, gesetzlich so zusammengesetzt werden wird, daß auch unser kirchliches Leben und unser Bekenntnisstand durch Männer, welche die Union innerlich erlebt und in sich vollzogen haben, welche ihr angehören, wie wir, ausdrücklich in derselben, dem evangelischen Ober-Kirchenrathe, vertreten werde. Wir dürfen nicht zweifeln, daß ein anders zusammengesetzter Ober-Kirchenrath sich selbst für unsere kirchlichen Angelegenheiten inkompetent befinden müßte.“

Auch persönlich wurde Landfermann in diese Konflikte hereingezogen. Die Rhein- und Ruhrzeitung*) berichtete 1855 von einer hochgestellten Persönlichkeit der Provinz, daß sie förmliche Rundreisen bei den evangelischen Gemeinden reformirten Bekenntnisses am Oberrhein gemacht habe, um diese zu veranlassen, den Heidelberger Katechismus abzuschaffen und ihn mit dem kleinen lutherischen zu vertauschen. In Folge dieses Artikels fand sich die Kreissynode Duisburg veranlaßt, da manche Personen dadurch beunruhigt seien, das Konsistorium um eine beruhigende Erklärung dieserhalb zu bitten. Man bezog wohl nicht ohne Grund die oben angegebene Bemerkung auf den Oberpräsidenten, während man ohne jeden Anhalt vermuthete, Landfermann sei ihr Vermittler gewesen; dies gab dann Anlaß zur Erhöhung der Spannung zwischen beiden. Als sich die Anzeichen mehrten, daß man auch die evangelische Gemeinde in Koblenz aus einer unirten in eine konfessionell-lutherische umwandeln wollte, verfaßte Landfermann eine ausführliche Denkschrift über den Bekenntnisstand der Gemeinde, deren unausgesetzte Zugehörigkeit zur Union er nachwies, und verlangte seitens des Presbyteriums eine ausdrückliche Erklärung über diese Sachlage. Der 1858 eingetretene Regierungswechsel, welcher einen Wechsel im Oberpräsidium zur Folge hatte, brachte auch hier Änderung und Beruhigung.

Nicht minder betheiligte sich Landfermann an den praktischen Aufgaben der Gemeinde. Lange Jahre war er Mitglied des Vorstandes des 1847 gegründeten evangelischen Stifts St. Martin in Koblenz, eines Waisen-, Kranken- und Versorgungshauses. Als die höhere Knaben- und Mädchenschule ihren Rektor plötzlich durch den Tod verlor, und die Gemeinde nicht im Stande war, der Wittwe eine Pension zu gewähren, machte sich Landfermann anheischig, in Verbindung mit zwei anderen Freunden der Schule die Rektorats-

*) 25. Aug., Nr. 198.

geschäfte drei Jahre lang zu verwalten und auch einen Theil des Unterrichts selbst zu übernehmen.

Wie die Gemeinde seine Thätigkeit beurtheilte, sprach das Presbyterium in einem Glückwunschschreiben, welches ihm am fünfundzwanzigsten Jahrestage seines Eintritts in dasselbe, am 2. Januar 1872 übersandt wurde, aus: — „Abhold jederzeit allem Unklaren und Vagen, waren Sie stets auf Verständnis und Würdigung der wirklichen Verhältnisse und Dinge gerichtet; zugleich hielten Sie immerdar den Werth hoch, den alle geistigen Güter unveräußerlich auch da besitzen, wo sie ferne abliegen von der Straße des greifbaren Nutzens. Die Tiefe des Gemüthes gern verbergend, mit Rücksichtslosigkeit dem Kampf um die Sache ergeben, konnten Sie uns doch nicht hindern zu erkennen, daß selbst wo die Anschauungen aus einander gingen, nicht nur alle persönlichen Interessen weit unter Ihnen lagen, sondern auch unten im Grunde ein sehr warmes Herz schlug und ein kindlicher Sinn in der Tiefe der Seele wohnte. Ein treuer und muthiger Sohn der evangelischen Kirche, mahnten Sie dennoch immer, das gemeinsam Christliche in allen Bekenntnissen zu erkennen und zu ehren. — Es brachte die göttliche Fügung, die uns mit Ihnen in ein Kollegium stellte, uns, sämmtlich Jüngere denn Sie, mit einem Manne in Berührung, von dem ein jeder unter uns so manches lernen konnte und zu lernen wünscht!“

Auch nach seinem Ausscheiden aus dem Amt erfreute ihn ein Dankschreiben des Presbyteriums, in welchem es heißt: „Wir werden Ihnen stets dankbar bleiben für alle Förderung des äußeren und inneren Wohlstandes, die unserer Gemeinde durch Sie als Gemeindeglied und als Mitglied ihrer Vertretungen in so kräftiger und vielseitiger Weise zu Theil geworden ist; es ist uns stets eine Freude gewesen, mit Ihnen über die Angelegenheiten unserer Gemeinde in so schöner Eintracht zu berathen und von Ihnen uns mit Rath und That so kräftig unterstützt zu sehen; wir werden Sie

deßhalb in der Zukunft noch oft vermissen. Der Herr aber setze auch nach Ihrem Scheiden der Gemeinde Ihr treues Wirken in ihr zu immer reicherem Segen!"

Mit der katholischen Kirche hatte Landfermann durch seine amtliche Stellung vielfache Berührungen und Beziehungen. Von größerer Bedeutung war z. B. die Revision der von dem jetzigen Erzbischof von Köln, damals Pfarrer und Schulinspektor in Koblenz, im Jahre 1850 errichteten Privatschule. Der Unterricht wurde ausschließlich von Mitgliedern des Ordens der christlichen Schulbrüder ertheilt. Landfermann und der katholische Schulrath erhielten den Auftrag, durch eine gründliche Revision in einem motivirten Gutachten über die Wirksamkeit und Leistungen dieser Schule, über die beim Unterricht befolgte Methode und die gesammte Richtung, in welcher das Institut geleitet ward, sowie über die in derselben beschäftigten Lehrer zu berichten; später wurde der Auftrag noch ausgedehnt auf das katholische Knaben-Waisenhaus auf dem Kemperhofe zu Moselweiß bei Koblenz, wo noch mehr Gelegenheit geboten war, die Leistungen der Schulbrüder auf dem Gebiete der Erziehung kennen zu lernen und zu beurtheilen. Natürlich begann Landfermann diese Revision damit, daß er sich zuerst selbst durch gründliche Studien aus authentischen Schriften des Ordens orientirte, um nach diesen und den dort angegebenen Erklärungen über Grundlage, Zweck und Ziel ihrer Arbeit in Verbindung mit seinen eigenen Wahrnehmungen eine möglichst objektive Darstellung der gesammten Leistungen und Bestrebungen des Ordens zu entwerfen und daran schließlich eine gutachtliche Äußerung seinerseits zu knüpfen. Ein Theil seines Berichts über den Orden wurde in die Encyklopädie für das gesammte Unterrichtswesen von Schmid aufgenommen*). Das Gesammturtheil Landfermann's

*) Artikel „Schulbrüder und Schulschwestern". II. Aufl. Bd. 7, 2. S. 253—291.

ist kein besonders günstiges, ein nur bedingt anerkennendes, namentlich fürchtet er, daß eine patriotische Erziehung durch den in Frankreich ansässigen Orden unmöglich sein werde.

Wie es in seiner Natur und in den Anschauungen, die er von dem Katholicismus im ersten Drittel des Jahrhunderts gewonnen hatte, begründet lag, war Landfermann mehr geneigt, das beiden christlichen Konfessionen Gemeinsame als das Trennende zur Basis seiner Beurtheilung und Stellungnahme zu machen. Je mehr aber die von Leo XII. und Gregor XVI. betriebene Wandlung der römischen Kirche sich vollzog, um so klarer erkannte er die Gefahren, welche dem Staat und der evangelischen Kirche von dem Ultramontanismus erwuchsen, zumal eigene bittere Wahrnehmungen nicht ausblieben; jedoch billigte er die spätere Maigesetzgebung durchaus nicht in allen Einzelheiten*). Der Streit über die gemischten Ehen berührte auch ihm nahe befreundete Familien, und als eine Mutter, der man das fast gewaltsame „katholisch machen" ihres evangelisch getauften Söhnchens vorhielt, zu ihrer Vertheidigung erklärte, es würde ein Seelenmord gewesen sein, wenn sie es nicht gethan hätte, sprach er sich vielfach mündlich und schriftlich über solche empörende und seine Kirche aufs tiefste kränkende Vorgänge aus.

Seine Ansicht über die katholische und protestantische Lehre giebt am deutlichsten folgender Brief aus dem Jahre 1852 wieder: „.... Gott hat der gefallenen sündenentstellten Welt Herstellung, Heil, Befreiung geschenkt in Christus. Er hat dafür gesorgt, daß dieses Heil in ewiger Kraft wirksam in ihr sei. — So weit sind Katholiken und Protestanten einig. Nun fahren die Katholiken fort: Gottes nothwendige Veranstaltung, das Heil unverfälscht, einig, lebendig der Welt zu bewahren, eine Veranstaltung, die nothwendig aus Gottes Willen, die Welt zu erlösen, folgt, ist die römische Kirche! Wer sich von ihr trennt, wie die Prote-

*) Im Neuen Reich 1875. II, S. 585.

stanten, der folgt den irrthumsvollen Eingebungen seines eigenen Geistes, der ist des Heils verlustig oder doch in höchster Gefahr es zu verlieren. Da scheiden wir uns von den Katholiken. Wir sagen: Gewiß hat Gott gesorgt das Heil lebendig wirksam zu erhalten, nicht den Irrthümern des eigenen Geistes anheim gegeben. Diese Fürsorge aber liegt in Seiner ewigen Macht, in Seinem Sohne, der sich nicht in Ruhe bei Seite gegeben hat, sondern ewig lebt und wirkt, der keinen Vikar oder Stellvertreter hat und bedarf, wie das Tridentiner Koncil wörtlich aber gotteslästerlich lehrt (Vicaire de dieu, nämlich den Papst). Ein altes Wort sagt: Wo ist Gott nicht? In Rom, denn da hat Er seinen Stellvertreter! Dieser ewige, lebendig wirksame Heiland sammelt fort und fort die um sich, welche seine Macht und sein Licht, nicht ihr eigener Geist erleuchtet und ergreift. Das ist der Kern seiner unvergänglichen Gemeinde und Kirche, durch welche er umbildend, reinigend, heiligend auf alle Welt einwirkt. Durch Christus kommt man zur Kirche, zur Gemeinschaft der Gläubigen, nicht durch die Kirche zu Christus, wie der römische Wahn lehrt. Die römische Kirche ist aber nicht Christi Kirche, denn an ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen, und abgesehen von den lasterhaften Päpsten, welche an der Spitze der römischen Kirche gestanden, ist sie trunken vom Blute der Heiligen, das sie vergossen hat. — Die Länder, wo sie waltet: Frankreich, Irland, Polen, Spanien, Österreich, Böhmen, hat sie liederlich, gottlos, elend, faul gemacht, vor allem Italien, wo der Mittelpunkt ist. Sie ist voll Widerspruch und Unwahrheit. Ich will nicht in die Vergangenheit zurückgreifen, nur an einiges, was die abtrünnige Frau D. selbst erlebt hat, erinnern.

„Bis 1835 wurde die Lehre der römischen Kirche nach der Grundauffassung des Professor Hermes verkündet: alle Priester am Rhein und in Westfalen waren von Hermes' Lehre erfüllt. Da wurde sie in Rom vor demselben Papst, der in einer Bulle

wörtlich sagt: „Der wahnsinnige Einfall, die Gewissen seien frei“ u. s. w., als ketzerisch denuncirt, — er verdammt sie auf Grund falsch übersetzter Sätze, da er und seine Mitoberpriester weder deutsche Wissenschaft noch deutsche Sprache kennen — und fortan wird Hermes' Lehre verfolgt; seine unzähligen Schüler müssen ihre Überzeugung ausziehen, wie einen Rock.

„Ganz gleichzeitig lehrt in Straßburg Bautain entgegengesetzt von Hermes und wird wegen der entgegengesetzten Lehre verdammt, weil er zum Lutherthum hinneige. D. mag sich nur in Acht nehmen vor Bautain's Schriften, die innigsten derselben sind als grundketzerisch verurtheilt. Eben so vor Hirscher, denn auch ihn hat Rom als ketzerisch zum Widerruf gezwungen. — So steht's mit Rom. In neuerer Zeit hat Rom durch schlaue Benutzung der Revolutionen, mit denen es immer kokettirt, scheinbar Triumphe erlangt — es hat sich geschminkt, vielleicht kurz vor seinem Ende!

„Die evangelische Kirche will keine Schminke und Pracht, sie geht in Knechtsgestalt auf Erden, wie einst ihr Herr, aber sie ist unvergänglich wie dieser. Wenn es ebenso mit Rom stände, so wäre Christus auch in Rom mächtig. Überall suchet und sammelt er die Seinen. Jeder Römischkatholische, der sich an Christus hält, ist der unsere. Es ist eine lächerliche Lüge zu behaupten, wir sprächen den Katholiken die Seligkeit ab. Diese Gemeinschaft in Christus zu pflegen, im Gegensatz zu den Feinden Christi, wäre zwischen Römischen und Evangelischen dringend nöthig; das wollten und erstrebten auch die früheren frommen Bischöfe Sedlnitzky, Sailer, Hommer in Trier, von dessen Hand ich selbst gelesen habe, er wolle sich bemühen die Katholiken eines gewissen Dorfes mit ihren evangelischen Glaubensgenossen zu versöhnen. — Das verschmähen in diesem Augenblicke, verblendet und Christusfeindlich, die rheinischen Bischöfe. Der Sieg wird sein, wo Christus und die Wahrheit, nicht aber wo sein Statthalter und die Unwahrheit ist.“ —

In seinem eigenen brüderlich milden Verkehr mit den Katholiken machten ihn auch obige schmerzliche Erfahrungen nicht irre, er schätzte aufrichtig alles Gute an ihrer Kirche und gottesdienstlichen Gebräuchen. Auch mit seinem ältesten Freunde von den Kinderjahren her, Professor Pieler († 1884), der mit seiner ganzen Familie zu den treuen und eifrigen Katholiken gehörte, blieb er immer brieflich verbunden und diktirte noch auf dem Sterbebette einen Brief an ihn. Wir schalten hier folgenden sehr charakteristischen Brief an Pieler vom 17. Januar 1876 ein.

„Dein Brief hat mich in zwiefacher Hinsicht sehr erfreut, durch seinen Inhalt, aber auch schon darum, daß Du überhaupt mir geschrieben. Dein langes Schweigen auf meinen vorletzten Brief ließ mich besorgen, daß Du überhaupt nicht antworten wolltest, nachdem ich dort Ansichten über religiöse, d. h. kirchliche Dinge ausgesprochen hatte, von denen ich annehmen konnte, daß sie den Deinen nichts weniger als entsprächen. Diese Besorgnis hat Dein freundlicher Brief von mir genommen. Und wenn ich nun in dem schönen Gruß der Hollen an den Bruchhauser Steinen lese:

Der Menschengeist soll selbst die Räthselfragen
Sich lösen, denn so will es das Geschick,
Aus eigner Müh' erblüh' sein schönstes Glück!

die mir ganz aus der Seele gesprochen sind, so denke ich, kann der Gegensatz unserer Ansichten kein großer, kein unüberwindlicher sein. Ich vindicire mir und jedem gereiften Menschen (und in obigen Worten thust Du es auch) das Recht, zu allem, was in der Natur und in der geistigen Welt, ihren Denkmalen und ihrem Sichbezeugen vor uns tritt, selbständig prüfend mich zu verhalten, nichts nachzusprechen, was oder weil es irgend jemand vorspricht und das Nachsprechen des Vorgesprochenen für seligmachenden Glauben erklärt. Ich bekenne mich also, um das Stichwort zu gebrauchen, womit strenggläubige französische Protestanten neuerer Zeit ihren Standpunkt gern bezeichnen, zum Individualismus.

Dieser führt keineswegs zu unermeßlicher Mannigfaltigkeit widersprechender Meinungen. Wie die Natur, so tritt auch die Geisteswelt mit solch objektiver Macht uns gegenüber, daß ein Besitz gemeinsamer Überzeugung nicht fehlen kann. Aber weil der Mensch nur allmählich für die Fülle jener objektiven Mächte empfänglich wird, so ist auch der gemeinsame Besitz, den sie schaffen, ein nicht fertiger, sondern ein sich entwickelnder, von den Stufen der Empfänglichkeit bedingter, wo neues an die Stelle des vorhergehenden tritt. Daß die Sonne Licht und Wärme spendet, ist ein gemeinsamer Besitz der Erkenntnis geworden: nach dem Wie späht die Spektralanalyse noch. So hat auch die Macht der Geisteswelt, zumal da, wo die heiligende Kraft der Person Jesu zur Anschauung gekommen ist und nicht bloß Formeln, wie sie durch Koncilien-Majoritäten unter Mitwirkung von Kaisern u. dgl. seit Nicaea festgestellt wurden, nachgesprochen werden, als gemeinsamen Besitz die Geltung einer geistig sittlichen Weltordnung geschaffen, welcher sich, wo er noch nicht gilt, friedlich, duldend, lehrend zu erweisen hat. Aber dieser Besitz ist nie ungefährdet: er ist es in unserer Zeit in hohem Maße. In seiner Entwicklung gesellt sich jederzeit Nicht-Reelles, Vergängliches zu dem Bleibenden. Jenes ringt nach ausschließlichem Besitz und bedroht dieses, lähmt seine Wirkung. Zu allen Zeiten ist von beiden Seiten um das hochwichtige Moment des Besitzes gekämpft worden. Man kann sagen, daß die Weltgeschichte der Kampf zwischen dem Vergänglichen und dem Bleibenden ist, an welches sich, im Werden, doch meist auch wieder Vergängliches hängt. Moses' Ceremoniel ist vom Apostel Paulus verdrängt; Apoll und Minerva haben ihre Tempel an Märtyrer und Heilige abtreten müssen. Vor Heliand ist Irmin mit den Hollen gefallen, freilich nach scheußlichem Gemetzel unter unseren sächsischen Vorfahren. Ich will nicht noch mehr Beispiele anführen. In unseren Tagen aber scheint mir das Vergängliche das Bleibende in drohendster Weise zu überwuchern, sich an dessen

Stelle mit Macht zu drängen, so daß vorläufig dieses in einsame Winkel sich zurückzieht, und in Frankreich und Italien und bei denen, die sich für gebildet halten, auch in Deutschland von Jesus wenig mehr die Rede ist.

„Da habe ich den Altkatholicismus mit Freude begrüßt. Ich kenne ihn sehr wenig, und zu greifbaren Erklärungen über sein Wesen und Streben hat er es ja bis auf die eine negative gegen die Infallibilität — über welche ein rheinischer Realschuldirektor vor seinen stutzig gewordenen Lehrern aussprach: Wir müssen so vieles verdauen, warum nicht auch das noch? — nicht gebracht. Ich kenne nur seine Anhänger, aber daß diese Döllinger, die Oberin Lasaulx und, die Du wohl auch persönlich und zwar als Ehrenmänner kennst, Cornelius und Theodor Stumpf dorthin sich geflüchtet haben, um sich ihr Christenthum zu retten, gewiß keiner nach seinen Antecedentien ohne schweren Kampf mit sich, das ist mir doch ein sehr bedeutsames Symptom. Und nun sehe ich mit Freuden ein friedliches interkonfessionelles Verhältnis angebahnt, wo irgend Altkatholiken mitzusprechen haben, nachdem ich 30 Jahre lang in Koblenz nur eine sich immer steigernde, von Trier und Köln aus geschürte Feindseligkeit wahrgenommen hatte, ich sehe in Städten viele seither ganz zu Voltaire und Strauß in seiner letzten Phase gewandte Männer in dem Christenthum wieder etwas Reelles sehen und nach demselben zurückgreifen; ich sehe für Viele wieder eine Möglichkeit, zu der libertas conscientiarum, welche Gregor XVI. in dem bekannten Breve für ein vesanum commentum erklärte, zurückzukehren, ohne in der Alternative des Bruchs mit allem religiösen Leben stecken zu bleiben. Was aus der Sache wird, weiß ich nicht, sie hat aber weder so elend begonnen, wie einst der Deutschkatholicismus, noch wird sie so jämmerlich ausgehen; absterben kann sie, aber nicht ohne Nachlaß.

„Nun aber, nachdem ich einen so langen Exkurs gemacht habe, etwas anderes. Uns geht es in unserem einsamen Stillleben recht

gut; ich studire fleißig Geschichte, Theologie, Philosophie, wozu ich aus der nahen Universitätsbibliothek in Heidelberg alle möglichen Bücher haben kann; neuerdings bin ich aus verschiedenen Anlässen an das wunderliche Problem gerathen, was aus den Juden in Deutschland werden wird, deren sonst latenter Hochmuth jetzt offen auftritt und keck behauptet, das Judenthum müsse die Religion der Menschheit werden, oder gar frech scherzt: wie einst abgesperrte Judengassen, werde es Christengassen geben. —

„Indem ich das erste Blatt wieder überlese, finde ich meine Konfessionen etwas unklar, doch wohl genügend, dem Jugendfreunde anzudeuten, wie ich den Weg gegangen bin, von dem Paulus den Korinthern I, 13, 11 schreibt. — Daß ich weit entfernt bin, Dir zuzumuthen meine Konfessionen Dir anzueignen, versteht sich ja von selbst. Muß doch jeder nach seiner Façon selig werden."

In einem späteren Briefe kommt Landfermann noch einmal auf obiges Schreiben zurück, nachdem er mit heiterstem Frieden von seinem nahen Ende gesprochen, und schreibt:

„Du sollst aber nicht denken, daß ich in meiner Gemüthsruhe den auf Jesu Person ruhenden sittlichen Ernst verabschiedet habe. Es würde Dir auch für mich leid thun. Ich halte vielmehr sehr fest, was Petrus I Cap. 2 V. 21-25 schreibt — vobis relinquens exemplum ut sequamini vestigia eius — ut peccatis mortui justitiae vivamus. Wer indessen Jesus als exemplum und vestigia hingestellt hat, der konnte, so wenig wie ich, sich zu der in den Bekenntnissen aufgestellten, uns andern unnachfolgbaren Persönlichkeit bekennen, — welche Bekenntnisse durch Koncilien, Majoritäten geschaffen und durch Waffengewalt bei uns, wie in Mexiko, importirt sind. Da bin ich also doch wieder in das noli tangere gekommen, aber inoffensiv, wie Du, da ich Dir meine Ansichten nur zur Kenntnisnahme andeutend hinstelle."

Fast zweiunddreißig Jahre hat Landfermann das Amt des Schulraths in Koblenz verwaltet. War auch die Arbeitslast von Anfang an eine große, so fühlte er sich ihr doch gewachsen und das Verhältnis zu seinen Vorgesetzten erleichterte ihm den Beruf. Namentlich für den schwierigen Anfang war es ihm höchst erwünscht, in dem Oberpräsidenten von Bodelschwingh einen Mann zu finden, zu dem er nicht nur in den Formen der äußeren Verhältnisse, sondern in innerer Achtung und Verehrung aufblicken konnte. Landfermann hatte ihn früher schon kennen lernen, als er an einer Provinzialsynode in Koblenz Theil nahm, und auch bei einem Besuch des Oberpräsidenten in Duisburg. In Briefen an einen Freund finden sich aus späterer Zeit folgende Äußerungen über ihn: „Wir harren des neuen Oberpräsidenten! . . . Bodelschwingh war im Provinzial-Schulkollegium und noch mehr im Konsistorium (hier in den wichtigsten Dingen: Kirchenfreiheit, Kirchenzucht, Bekenntnistreue) von dem segensreichsten Einfluß. Die Sitzungen mit ihm in jenem Kollegium, nicht in der Regierung, wo etwa vierundzwanzig um den Tisch sitzen, waren mir ein steter Genuß. Privatim konnte ich immer mit ihm reden wie mit Ihnen und er hatte es gern. Möchte der Nachfolger ihm an Scharfblick, Milde, Ernst, Frömmigkeit gleich sein, oder mindestens ähnlich.“

Auch mit Bodelschwingh's Nachfolger, Eichmann, lebte er sich rasch völlig ein; wie ihn Eichmann zu würdigen wußte, ist bereits an anderer Stelle erwähnt*). Dabei war Landfermann's Vorgesetzter in Berlin der Geheimrath Eilers, mit dem er schon lange in freundschaftlicher Berührung war.

Im Jahre 1846 schien eine Versetzung nach Breslau bevorzustehen. Er berichtet darüber in einem Briefe an die Schwiegereltern in Heidelberg**): „In diesen letzten Wochen schwebte eine große Veränderung über uns, die auch Euch in uns berührt und

*) Vergl. S. 205.

**) 26. Januar 1846.

beunruhigt haben würde. Am 27. December erhielt ich ein Schreiben des Ministers Eichhorn, worin er mich in einer sehr ehrenvollen und vertrauenden Weise aufforderte, nach Breslau zu gehen. Die Aufgabe, die mein dort wartete, schilderte er als schwierig, hoffte aber, ich würde sie lösen. Ich sollte einige hundert Thaler Gehalt mehr haben und alle Umzugskosten, und während ich hier in einem sehr sauren Doppelamt stehe, theils das evangelische höhere Schulwesen der Rheinprovinz, theils das evangelische Elementarschulwesen des hiesigen Regierungsbezirks zu bearbeiten habe, sollte ich mit letzterem dort nichts zu thun haben, sondern nur das höhere Schulwesen der Provinz Schlesien, welche etwa dreimal so viele evangelische Einwohner hat, wie die Rheinprovinz, bearbeiten. Schon zu Ostern dieses Jahres sollte ich in Breslau sein und meinen hiesigen Nachfolger vorher bezeichnen. — Ich antwortete etwa Folgendes:

„Eine Gehaltsvermehrung sei mir ganz erwünscht, könne mich aber nicht bestimmen. Persönlich sei mir eine solche Trennung von allen bekannten und geläufigen Verhältnissen sehr unerwünscht. Ich sei wohl bereit dem Rufe nach Breslau zu folgen, wenn es der Sache förderlich sei, hiervon könne ich mich aber nicht überzeugen. Ich wisse Niemand, der meine Stelle so rasch einnehmen könne; erst allmählich hätte ich die nöthige Sach- und Personenkenntnis hier erworben, das würde verloren gehen, wenn ich in Schlesien wieder von vorn anfangen müsse, wo ich durchaus fremd sei. Man möge Schlesien allein den Wechsel treffen lassen und ihn der Rheinprovinz ersparen. Das sei meine Ansicht. Nun erwarte ich weitere Befehle. — — Ich war entschlossen, nun ohne weitere Einwendungen nach Schlesien zu gehen, wenn es nach meinen Bedenken noch verlangt würde, ungern freilich, aber im Bewußtsein der Pflichterfüllung.

‚Denn wer sich in preußischen Dienst will begeben,
Muß immer voller Courage leben;

Er muß sich nicht fürchten vor Hagel und Wind
Und bleiben beständig und reiten geschwind.'

„So heißt es in einem Soldatenlied aus der Zeit, wo Preußen unter dem alten Fritz für die Geistesfreiheit von Europa siegreich den siebenjährigen Krieg kämpfte. — Mittlerweile studirte ich mich fleißig in die schlesischen Verhältnisse hinein. — Gestern aber bekam ich die Antwort des Ministers, „daß er in Anerkennung meiner Gründe von meiner Versetzung absehe". So ist dieser Chok vorüber." —

Auch das Schreiben Eichhorn's an den Oberpräsidenten bezeichnete Landfermann's „Wirksamkeit in der Provinz als eine ebenso bedeutende wie schwer zu ersetzende", wie ihm Eichmann „mit herzlichsten Glückwünschen für die Provinz" und ihn selbst mittheilte. Selbst Geheimrath Eilers hatte abgerathen: „An eine solche (geistige) Übereinstimmung wäre zwischen Ihnen und dem Oberpräsidenten der Provinz Schlesien meines Erachtens nicht zu denken, um so weniger, als letzterer ein souveränes Selbstgefühl hat und dabei ein energischer Mann ist. Wenn die Wahrzeichen, die ich zu nehmen Gelegenheit hatte, mich nicht täuschen, so ist seine Weltanschauung von der Ihrigen toto coelo verschieden. Er ist in politischer Beziehung Aristokrat, Sie haben in Ihrer innersten Seele eine demokratische Färbung. Er sympathisirt mit den Lichtfreunden, Sie mit der Konkordienformel." Auslassungen, die für Eilers' Subjektivität jedenfalls sehr bezeichnend sind.

An äußerer Anerkennung fehlte es Landfermann nicht: 1847 erhielt er den rothen Adlerorden vierter Klasse und eine Gehaltserhöhung, auch außerordentliche Bewilligungen wurden ihm fast jährlich zu Theil. Die erste im Jahre 1844 benutzte er, um die höheren und niederen Schulen Altwürttembergs aus eigener Anschauung kennen zu lernen, weil eine solche Verwendung seiner Amtsthätigkeit unmittelbar zu Gute komme. Der Minister ersuchte ihn nach der Rückkehr um einen gutachtlichen Bericht; wie Landfer-

mann über das württembergische Schulwesen urtheilte, haben wir an anderer Stelle gesehen *).

Die Überbürdung mit Berufsgeschäften veranlaßte Landfermann wiederholt zu Gesuchen um Erleichterung. Sein Ausscheiden aus dem Konsistorium und die Gründe dafür sind bereits erwähnt**), immer aber blieb eine kaum zu bewältigende Arbeitslast, welche durch das schon berührte unerquickliche Verhältnis zu dem Nachfolger Eichmann's im rheinischen Oberpräsidium, der von diesem und Landfermann allerdings ‚toto coelo‘ verschieden war, noch drückender empfunden wurde. Er äußert sich darüber in einem Briefe***): „Inzwischen hatte ich 1847 auch die externa der Gymnasien, um einen unerträglich unbrauchbaren Kassenrath entbehrlich zu machen, übernommen. Freilich nur, weil mir Oberpräsident Eichmann versicherte, es werde ein neuer Schulrath (ein Freund von mir) im Kürzesten meine Geschäfte bei der Regierung übernehmen. Statt dessen bekam ich 1848 — nach Aufhebung der fürstlichen Regierungen von Braunfels und Neuwied — nachgerade 100 Elementarschulen und drei höhere Schulen dazu (Neuwied, Braunfels, Dierdorf). Erleichtert wurde jedoch das Unerträgliche von 1841–51 durch das volle und unbedingte Vertrauen meiner Vorgesetzten hier und in Berlin. Seit 1851 trage ich immer schwerer und da sind mir oft Gedanken und Pläne gekommen, mich der Sache zu entziehen. Ich habe wohl hingeworfen, ich möchte Direktor in Soest (meiner Vaterstadt) oder in Kreuznach werden. Hätte ich nicht 1852/53 mein elterliches Erbe und meine Ersparnisse . . . durch besondere Umstände eingebüßt, so hätte ich wohl den Staatsdienst verlassen und eine Privatthätigkeit mir eröffnet.“

Auch äußere Unannehmlichkeiten traten hinzu. Eine Neuordnung der Reisekosten-Entschädigungen im Jahre 1848 verursachte

*) Vergl. S. 254.

**) S. 280 f.

***) 1857.

Landfermann eine erhebliche Verminderung seiner Einnahmen, welche erst allmählich durch Gehaltszulagen ausgeglichen wurde. Als Mitglied der II. Kammer hatte er in der Budget-Kommission Gelegenheit gehabt, eine Übersicht über sämmtliche bei den verschiedenen Provinzialbehörden im Schulwesen thätigen Kräfte und daraus die Überzeugung zu gewinnen, daß er der am meisten belastete und im Verhältnis zu vielen andern von kürzerer Dienstzeit, geringerem Lebensalter und einem kleineren Arbeitskreise am schlechtesten besoldete Schulrath der Monarchie sei. Nachdem er im März 1853 sich mit diesen Angaben direkt an den Minister gewandt hatte, wurden ihm in diesem Jahre und auch später noch Gehaltserhöhungen bewilligt; zugleich wurde er zum Ehrenmitgliede der allgemeinen Landesstiftung zur Unterstützung der vaterländischen Veteranen ernannt. Wiederholte Anträge um Erleichterung der Arbeitslast blieben ohne Erfolg, z. Th. sogar ohne Antwort (1854). Endlich gelang es ihm 1857, die Ernennung eines zweiten Schulraths durchzusetzen; freilich zunächst nicht ohne eine neue Kränkung. Der Oberpräsident deutete an, dem neuen Schulrath würden die Gymnasien zugewiesen werden, damit Landfermann in dem beschränkteren Wirkungskreise weniger schaden könne. Landfermann wandte sich deshalb an den Minister mit der Bitte, ihm das früher in seiner Bestallungsurkunde zugestandene Recht belassen zu wollen. Ende Mai 1857 konnte er dann das Volksschulwesen dem neuernannten Regierungsschulrath übergeben. Der Minister theilte ihm dessen Ernennung mit unter dem Hinzufügen, „es gewährt mir eine besondere Befriedigung, hiermit den Zeitpunkt nahe gerückt zu sehen, wo Ihre wohlbegründeten Wünsche nach Erleichterung der bisherigen drückenden Arbeitslast zur Erfüllung gelangen."

Welche Verehrung Landfermann sich durch seine Verwaltung der Volksschulen erworben hatte, zeigte sich erst jetzt. Schon auf der Pfingstversammlung (1857) zu Neuwied hatten die Lehrer ihm ihren Dank aussprechen wollen; die Umstände erlaubten es

nicht, man verschob es auf seinen Geburtstag, den 28. August. Als Angebinde überreichte man ihm, „dem treuen bewährten Freunde der Schule und der Lehrer", neben einer Adresse ein Bild des rheinischen Schulmannes Joachim Neander und eine silberne Schnupftabaksdose; jeder der 270 Lehrer des Koblenzer Bezirks hatte sein Scherflein beigetragen. Landfermann erwiderte der Deputation mit Bezugnahme auf den zu Anfang gesungenen Choral: Ja, lobe den Herrn, der auch meinen Stand sichtbar gesegnet. Wo man mir bei dem Scheiden aus der unmittelbaren Beziehung zu Ihnen mit solcher Liebe entgegenkommt, da habe ich nicht vergeblich gearbeitet. Das Wort ‚Freund' in der Adresse, das seinem Herzen besonders wohlgethan, erinnere ihn an die Worte in seiner Dienstinstruktion aus den Tagen Friedrich Wilhelm's III.: ‚Seien Sie nicht sowohl Aufseher der Lehrer und Schulen, als vielmehr deren Freund, Vertrauter und Genosse.' Er erzählte aus seinen Kinder- und Schuljahren, auch daß sein Amt durch die Zusammenhäufung der Amtsobliegenheiten ein schweres und saures gewesen sei; aber an Stab und Stecken habe es nicht gefehlt. Nun hörten die Schulwanderungen auf dem Westerwald und Hunsrück von Ort zu Ort in wohlthuender Unterhaltung mit einem begleitenden Lehrer auf. Das Scheiden falle ihm schwer, doch es müsse sein. Freund bleibe er den Lehrern und er hoffe, daß auch sie forthin freundlich zu ihm stehen würden. Dieser Tag sei einer der schönsten seines Lebens. Dann mit Bezug auf die Geschenke: „Sie machen mich heute äußerlich so reich, innerlich aber noch viel mehr.... Stumm wollte ich auch nicht von Ihnen scheiden. Schon in den Pfingsttagen arbeitete ich an einem Abschiedsschreiben. Wenn es noch nicht in Ihre Hände gekommen ist, so verschuldet dies der Druck, der auf mir schwer lag*); allein Sie werden meine Abschiedsworte bald bekommen."

---

*) Die andauernde zum Tode führende Krankheit des ältesten Sohnes.

Auch nach der Abgabe des Volksschulwesens blieb Landfermann's Arbeitsfeld noch ein sehr ausgedehntes. Anfang 1858 zog sich die Besetzung der Stelle eines Direktors am Gymnasium in Wetzlar etwas hin. Der Minister v. Raumer äußerte seine ernstliche Mißbilligung darüber und diese traf Landfermann als den Referenten in dieser Angelegenheit. Es war die erste, welche man ihm in seiner amtlichen Laufbahn zu erkennen gegeben hatte im Gegensatz zu den zahlreichen Beweisen großer Anerkennung und eines über seine amtliche Sphäre hinausgehenden Vertrauens. Landfermann hielt es für seine Pflicht, dem Minister auszusprechen, daß er jene Mißbilligung als eine von ihm verschuldete nicht zu erkennen vermöge. Er schildert in ausführlicher und ergreifender Weise die Unmasse amtlicher Arbeit, die ihm auferlegt war, zu der in letzter Zeit seit Herbst 1857 noch die andauernde Vertretung des evangelischen geistlichen Raths bei der Königlichen Regierung gekommen war.

Erfreulicher gestalteten sich die dienstlichen Verhältnisse seit dem Jahre 1858. Bethmann-Hollweg wurde Kultusminister, v. Pommer-Esche Oberpräsident der Rheinprovinz. Eine Berufung ins Ministerium lehnte Landfermann ab, und blieben demnach auch die technischen Räthe des Ministeriums, so war es doch in der nächsten Umgebung freundlicher geworden. Unter dem 30. Januar 1860 wurde für Landfermann das Patent als Geheimer Regierungs-Rath ausgefertigt und das nächste Jahr brachte ihm eine Gehaltszulage. Doch fehlte es auch in der Folgezeit nicht an Reibungen, besonders deßhalb, weil man keine Anstalten machte die nothwendige Arbeits-Erleichterung herbeizuführen. Im Gegentheil gab es von Zeit zu Zeit wieder neue Arbeiten. So wurde unter dem 16. Februar 1861 angeordnet, daß die evangelischen Seminare, und zwar jedes alle zwei Jahre, nach allen Seiten ihres inneren und äußeren Lebens durch das Königliche Provinzial-Schulkollegium revidirt, und daß die dabei aufzunehmen-

den Verhandlungen, sowie der von dem Provinzial-Schulkollegium zu ertheilende Revisionsbescheid dem Minister vorgelegt werden solle. Für die viel größeren und komplicirteren katholischen Seminare war eine derartige Anordnung nicht ergangen. Zu den drei evangelischen Seminaren zu Moers, Neuwied und Trarbach kamen noch die beiden zu Düsselthal und Kaiserswerth, welche zwar nicht vom Staat unterhalten wurden, aber das Recht besaßen, Lehrer bezw. Lehrerinnen für den öffentlichen Dienst auszubilden, und jährlich eine namhafte Zahl derselben unter der Autorität des Königlichen Provinzial-Schulkollegiums entließen. Landfermann remonstrirte gegen diese Anordnung, da eine jede Revision, wenn sie gründlich sein und bei den Revidirten den Eindruck der Gründlichkeit nicht verfehlen solle, mindestens drei Tage außer der Reisezeit erfordere. Im Jahre 1860 hatte er 129 Tage auf Dienstreisen zugebracht, 1859 124 Tage, und dennoch von den 31 höheren Lehranstalten seiner Inspektion nur vier bezw. drei revidiren können. Dazwischen hatte er noch alle in seiner Abwesenheit eingegangenen Berichte und Anfragen, da eine stellvertretende Bearbeitung derselben nicht wohl möglich war, neben den weiter eingehenden mit äußerster Anstrengung erledigt. Weitere Zeit durfte ohne großen Schaden für das Amt nicht auf die Revisionen verwendet werden; oder sollten die früheren Revisionen, die weit dringlicher waren, durch die neuen leiden? Die Vorstellung half nichts, der Minister blieb bei seinem Erlaß. Wiederholt wurde auch darauf hingewiesen, wie verschieden die Belastung der beiden Provinzial-Schulräthe sei, dem katholischen waren 24 Anstalten unterstellt, dem evangelischen 34, darunter seit 1859 alle Realschulen, die sich rasch mehrten und entwickelten, wodurch die außerordentliche Arbeit des Raths neben der laufenden sich sehr steigerte. Als die Behörden sich dem Gewicht der Gründe nicht entziehen konnten und neue Rathsstellen beantragten, wurde die Schaffung derselben im Abgeordnetenhause zweimal verweigert, unter anderm weil in

der betreffenden Kommission die Ansicht verbreitet war, eine Überbürdung liege nicht vor, weil Landfermann Zeit genug habe, einem ausgedehnten Pensionat*) in seinem Hause vorzustehen, während doch seine Zeit und Thätigkeit dadurch nicht im mindesten in Anspruch genommen war. Noch ein Ausweg verblieb, nämlich die Seminar-Angelegenheiten dem zweiten Schulrath zu überweisen. Ende 1867 stellte Landfermann den Antrag und unter dem 2. Mai 1868 wurde demselben entsprochen. Mit dem 1. Juli dieses Jahres gingen diese Arbeiten über in die Hände eines zu dem Zwecke von Düsseldorf nach Koblenz versetzten Raths. — An äußerer Anerkennung fehlte es auch in diesen Jahren nicht, u. a. wurde ihm beim Ordensfeste 1864 der rothe Adlerorden III. Klasse mit der Schleife verliehen.

Werthvoller als äußere Ehren mußte für Landfermann die allgemeine Verehrung sein, welche sich im Jahre 1866 bei der Wiederkehr des Tages kundgab, an welchem er vor fünfundzwanzig Jahren das Amt in Koblenz übernommen hatte**). Mit Genugthuung konnte er an der allseitigen Theilnahme, welche diese Feier bei seinen Lehrern fand, erkennen, daß er trotz mancher Widerwärtigkeiten nicht vergeblich gearbeitet habe. Am Nachmittag des 29. September brachten die Seminaristen aus Neuwied ein Ständchen und überreichten einen Kranz aus fünfundzwanzig Blumensträußen gewunden. Am 30. September wurden dem Jubilar die Geschenke überreicht, welche die Lehrerkollegien der höheren Schulen und Seminare der Rheinprovinz dargebracht hatten, ein schönes Aquarellbild von Scheuren, welches die wichtigsten Lebensabschnitte Landfermann's in sinniger Weise darstellte, ein Paar silberne Leuchter und eine Uhr. Wir entnehmen der Adresse, welche Direktor Eichhoff aus Duisburg verlas, folgende Stellen: „Sie

*) Vergl. S. 322.

**) Die nachstehenden Angaben sind dem Bericht in Fleckeisen's Jahrbüchern (1866) entnommen.

sind uns ein Segen geworden, unseren Schulen und uns; Sie sind es geworden durch das, was Sie gethan haben; Sie sind es eben so sehr geworden durch das, was Sie uns gewesen sind. . . . Wir haben es erfahren, wie oft eine amtliche, sonst wohl äußerlich verlaufende Verhandlung durch Ihre Gegenwart, durch Ihre Theilnahme nicht bloß gefördert, wie sie auch sittlich geweiht wurde, wie gewissenhafte Gesinnung, wohlwollende Berücksichtigung, freudige Erhebung sich da gestärkt fühlten, wo Sie persönlich gegenwärtig waren. . . . Wir haben es erfahren, daß Sie uns vertrauten. Sie haben jeder Anstalt, jeder irgendwie berechtigten Eigenthümlichkeit den weitesten Spielraum gern und freudig gegönnt, ja gewünscht, und nie Ihre eigene persönliche Auffassung da aufgedrängt, wo die allgemeine Norm Freiheit ließ. Und dies, ohne daß die ernsteste, strengste, offenste Behandlung der Geschäfte und der Personen jemals dahinter zurückgetreten wäre. Sie haben den Segen des Vertrauens und damit zugleich den Segen der Freudigkeit und Selbstverantwortlichkeit, der überall dem Vertrauen entsprießt, persönlich und amtlich uns zufließen lassen. . ."

Bescheiden lehnte Landfermann das seinen Leistungen gespendete Lob ab; nur von seinem Wollen und Streben könne die Rede sein. Er habe nicht nur ein Aufseher, sondern ein Genosse des Lehrerstandes sein wollen und das Beste desselben zu fördern sich bemüht. Daran knüpfte der Jubilar, durch das obengenannte Bild veranlaßt, einen kurzen Überblick über sein Leben, besonders über seine Thätigkeit in und für die Schule. Er sei, sagte er, unter Verhältnissen herangewachsen, denen der Mangel fremd und der Überfluß unbekannt gewesen, die wohl die glücklichsten zu nennen seien. Seine Jugend sei in die Zeit des wiedererwachenden nationalen Bewußtseins gefallen, davon sei auch er ergriffen worden, und wenn er in seinem Streben nach Idealen nicht von Verirrungen frei geblieben sei, so habe er dafür gebüßt, sei aber dadurch zur inneren Einkehr gekommen. Dann sei er in das Amt getreten, zu-

erst in seiner Vaterstadt Soest, wo er $1\frac{1}{2}$ Jahre einen Lehrer (Direktor Reinert) gehabt, wie er weder vorher noch nachher einen wiedergefunden habe. Hierauf sei er nach Elberfeld berufen worden, wo er eine geistig geweckte, strebsame, für alles Wahre und Edle empfängliche Jugend gefunden habe, die der Lehrer in allen Dingen mit sich hätte fortreißen können, nur im Gemeinen würde sie ihm nicht gefolgt sein; diese habe ihn in seiner Begeisterung für sein Amt auch als Lehrer gefördert. Er erwähne dies im Hinblick auf ein entgegengesetztes Urtheil, welches in derselben Zeit von einem in der Lehrerwelt sehr bekannten Mann (Diesterweg) über diese Jugend gefällt worden sei. Dabei gedachte der Jubilar noch seiner ihm gleichgesinnten, schon heimgegangenen Kollegen Kribben (gest. als Direktor der Realschule in Aachen) und Simon, wie des anspruchslosen, edlen Direktors der Elberfelder Schule, Seelbach. Von Elberfeld, fuhr er fort, sei er nach Soest zurückberufen worden, woselbst er schon etwas von den idealen Anschauungen seiner Thätigkeit zurückgekommen sei. Nach $4\frac{1}{2}$ jähriger Wirksamkeit daselbst sei er zum Direktor des Gymnasiums in Duisburg ernannt worden. Die Stellung eines Direktors zu dem Kollegium, wonach er in seinem Kolloquium in Münster gefragt worden sei, habe er als die eines primus inter pares aufgefaßt, wobei ihm der alte erfahrene Geheime Regierungs- und Schulrath Wagner gesagt, er möge dies versuchen. Als Direktor sei er auch bemüht gewesen, diese Stellung einzunehmen, aber er sei unbefriedigt dabei geblieben. Als er auf einer Reise in Erlangen mit seinem Freunde Döderlein (dem bekannten Direktor der Erlanger Schule und Professor an der Universität) eingehend darüber gesprochen, habe dieser ihm zuletzt erwidert: Ich merke, Du setzest voraus, die Leute müßten alle nobel sein. Zu gleicher Zeit habe er dann im Jahre 1841 einen Ruf als Direktor des Gymnasiums in Elberfeld und als Provinzial-Schulrath in Koblenz erhalten. Die Hoffnung, für das Gedeihen der Schulen einer

Provinz wirken zu können, habe ihn die äußerlich weniger vortheilhafte Stellung in Koblenz wählen lassen. In derselben habe er auch die Leitung der Elementarschulen des Regierungsbezirks übernehmen müssen. So wenig er auch bis dahin die Volksschule gekannt habe, nach dieser Seite hin habe er überall ein vertrauensvolles Entgegenkommen gefunden, und sei ihm diese Stellung lieb geworden; weßhalb er später, als die Elementarschulen von dem Ressort des Provinzial-Schulkollegiums getrennt worden, geschwankt habe, ob er nicht als Schulrath die Leitung der Elementarschulen beibehalten solle. Nur seine Vorliebe für die klassischen Studien und die Meinung, zu den Lehrern der Gymnasien der Provinz eine Stellung gewonnen zu haben, habe ihn bestimmt, die Leitung der Gymnasien beizubehalten. Auch später habe er aus demselben Grunde einen ehrenvollen, äußerlich sehr vortheilhaften Antrag zurückgewiesen. Die Widersprüche, welche er hier und dort gefunden, hätten ihn daher tief bewegt; auch seien ihm andere unangenehme Erfahrungen nicht erspart worden. Die letzten zehn Jahre seiner amtlichen Thätigkeit seien wohl Allen bekannt, daher könne er dieselben übergehen. Sehr erfreulich sei es für ihn, unter den Anwesenden Männer der verschiedenen Konfessionen zu sehen. Durch die scharfe konfessionelle Scheidung habe der deutschen Nation die Gefahr gedroht, in zwei Lager gespalten zu werden; nach seiner Überzeugung hätten beide Konfessionen die höchsten Lebensgüter gemeinsam, und sei darin wohl eine Vereinigung möglich, um die Eintracht und Einheit der Nation zu fördern.

Achtung und Vertrauen bildeten, wie es auch bei dem sich anschließenden Festmahl noch ausgesprochen wurde, die Grundlage des Verhältnisses der Lehrer zu Landfermann. In seiner Erwiderung, welche dem Lehrerstande galt, hob Landfermann noch einmal die Summe seines Wollens und seiner Wünsche hervor, Lehrer wirken zu sehen, welche

„daran arbeiten, einfältige Gottesfurcht, die an ihren Früchten zu erkennen ist, in der Jugend zu nähren, liebende Ehrfurcht für Gesetz und Obrigkeit in sie zu pflanzen, vaterländischen Sinn, der fern von erhitzten Redensarten zu opferfreudiger That reift, in ihr zu pflegen, die Lust an schlichter Wahrheit, an echter Erkenntnis und an strenger Arbeit für dieselbe in ihr zu wecken, — der Phrase, dem Scheinwesen, der didaktischen Hyperbel, dem Encyklopädismus, der Zerstreuung im Leben der Schule zu steuern, und die Sammlung des Geistes den Knaben und Jünglingen zu bereiten, in der an wenigen einfachen und edlen Gegenständen des Lernens Kraft und Lust für alle gewonnen wird“.

Noch einmal, im Jahre 1867, dachten Landfermann's Freunde daran, ihn in seinem alten Wahlkreise Kreuznach-Simmern als Kandidaten, diesmal für den ersten Norddeutschen Reichstag aufzustellen. Der Vorschlag wurde theils zu spät gemacht, theils war Landfermann bereits dem Gedächtnis der Wähler entschwunden; der bereits aufgestellte Bewerber gehörte derselben politischen Richtung an und gegen Ultramontane und Demokraten wäre eine Stimmenzersplitterung nur unheilvoll gewesen. So trat Landfermann zurück. Im Jahre 1871 regte sich in dem Siebzigjährigen der Wunsch, die Leitung des Schulwesens im Elsaß zu übernehmen. Die Rücksicht auf sein hohes Lebensalter bestimmte ihn davon abzusehen. Vielleicht würde er auch wenig Freude dort erlebt haben. Jedoch bewies die Schenkung seiner bedeutenden Bibliothek an die Universität Straßburg, welchen Antheil er an dem neugewonnenen Reichslande nahm.

Bereits in den sechziger Jahren trug sich Landfermann wiederholt mit dem Gedanken, in den Ruhestand zu treten und die letzten Jahre seines Lebens mit schriftstellerischen Arbeiten, auch geschichtlichen, über seine Erlebnisse und seine Wirksamkeit auszu-

füllen. Die Koblenzer Verhältnisse hatten sich für ihn seit der neuen Regierung sehr freundlich gestaltet, aber die Beziehungen zu dem ihm vorgesetzten Rathe in Berlin verbitterten ihm das Leben und sind schließlich auch im Jahre 1872 die Veranlassung für ihn geworden, seine Versetzung in den Ruhestand zu beantragen. Vielleicht hat man das in Berlin wenigstens an einer einflußreichen Stelle auch gewollt. Denn die Arbeitserleichterung, die man ihm hartnäckig versagte, trat nach seinem Abgang durch Errichtung einer dritten Rathsstelle beim Provinzial-Schulkollegium gleich ein. Er selbst hat alle diese bewegenden Ursachen und Erlebnisse für eine Eingabe an den Minister zusammengestellt. Am 8. Oktober 1872 reichte Landfermann sein Gesuch ein, mit dem 1. April 1873 in den Ruhestand zu treten. Es wurde zum 1. Juli 1873 genehmigt. Der König verlieh ihm den Kronenorden II. Klasse; das Kollegium verabschiedete sich von ihm in hergebrachter ehrender Weise mit feierlicher Schlußsitzung und Festessen; am meisten aber erfreute ihn die treue Anhänglichkeit der Lehrer-Kollegien der höheren rheinischen Schulen, die sich bei dieser Gelegenheit wieder in hervorragender Weise aussprach. Ein Album mit Photographien einer sehr großen Zahl von Lehrern, auch katholischer Anstalten, und die Sammlung der großen Scheuren'schen Rheinlandschaften begleiteten eine Adresse, in welcher die Worte, welche Landfermann vor sieben Jahren als das Ziel seines Wirkens hingestellt hatte*), ausklangen in dem Gelöbnis, in seinem Sinn und Geiste fort zu arbeiten.

Noch wenige Monate verlebte er in Koblenz, um mit dem beginnenden Herbste seinen Wohnsitz nach Weinheim a. d. Bergstraße zu verlegen, und schied dann auch von den Vorstehern und Lehrern höherer Schulen der Rheinprovinz mit folgendem schriftlichen Gruß:

---

*) s. S. 309.

„Oberwerth bei Koblenz, 22. September 1873. Nachdem ich meine Entlassung aus dem Amte anfangs Oktober vorigen Jahres und wiederholt dringend erbeten, und am 3. Juli dieses Jahres erhalten habe, stehe ich jetzt im Begriff, auch die Provinz, in welcher ich gegen 40 Jahre amtlich gearbeitet habe, zu verlassen und nach Weinheim an der Bergstraße überzusiedeln. Da drängt es mich, Ihnen, geehrte, liebe Herren, noch ein Wort des Abschieds zu sagen und zugleich des Dankes für vieljährige Erweise des Wohlwollens und Vertrauens, und für die herzlichen Worte, welche noch jüngst mit so manchen reichen und sinnigst gewählten Gaben an mich gelangten. Im 73. Lebensjahre habe ich mich berechtigt und zugleich verpflichtet halten dürfen, aus einem Amte zu scheiden, welches köstlich, aber auch voll Mühe und Arbeit ist, und einen Mann fordert, der mit voller Kraft die Interessen der höheren Schulen der Rheinprovinz und ihrer Lehrer pflegen und vertreten könne. Aber bis an mein Ende wird ein freudiges Andenken an Sie mich begleiten, und die zuversichtliche Hoffnung, daß Sie in ihrer Berufsarbeit für heilige Güter des Vaterlandes reiche Befriedigung finden, und daß die rheinischen höheren Schulen durch Ihre Tüchtigkeit, Ihre Klarheit über die Aufgabe höherer Schulen, Ihre Treue und Würdigkeit gedeihen und blühen werden. Gott sei mit Ihnen und Ihren Anstalten."

Der Stimmung der rheinischen Lehrer gab ein kurz darauf in der Kölnischen Zeitung veröffentlichtes Gedicht (von Rektor Wilhelm Fischer in Ottweiler) poetischen Ausdruck:

An Landfermann bei seinem Scheiden aus dem Amt und der Rheinprovinz.

Am schönen Abend blickt, wenn zögernd sinket
Die Sonn' und spät zum blauen Ocean,
Gern von der Höh', wo süße Ruh' ihm winket,
Der Wandrer rückwärts auf die lange Bahn,

Darauf er manchen sauern Schritt gethan,
Doch auch der reinsten Wonnen viel genossen.
Gottlob er fing sie frischen Muthes an
Und hat mit vollen Ehren sie beschlossen,
Wie sie daliegt noch lang vom lichten Roth umflossen.

So soll dein Lebensabend, Edler! sein.
Fällt auch dein Blick zuweilen ohne Grauen
Nach Osten, wo dich mehr als Erdenschein
Anblitzt, vergiß drum nicht zurück zu schauen.
Man kann hienieden keine Hütten bauen,
Doch Spuren lassen, und die deinen sind
Zahllos und schön, der Liebe du, Vertrauen,
Muth, Freudigkeit, Erkenntnis, ernst doch lind
Gepflanzt hast und gepflegt in Greis und Mann und Kind.

Gelehrt sind Viele, selbst Verstand ist nicht
So selten, edler Sinn wird noch gefunden,
Der Duft der Poesie, des Witzes Licht,
Ureigne Art sind noch nicht ganz entschwunden.
Doch alles dies in Harmonie verbunden,
Von schlichter Frömmigkeit durchläutert dann:
Das ist ein Himmelstrost in dunklen Stunden!
Das war in dir! und was uns ganz gewann,
Demüthig macht' und drauf erhob: Du warst ein Mann,

Kein Rohr: ein Mann, zum Lenken auserkoren,
Des Schwachen Stab, ein Schreck dem Übermuth;
Schlug deine tiefe Stimm' an unsre Ohren,
Die Söhne horchten und was kam war gut.
Doch Nestor schweigt. Der Zeit stillmächt'ge Fluth
Spült alles weg, hat uns auch dich entrissen.
Tief fühlen wir wie weh das Scheiden thut;
Wer dir auch folgt, man wird ihn loben müssen,
Wenn er nur macht, daß wir dich nicht zu sehr vermissen.

VI. Haus und Familie in Koblenz. 1841—1873.

Der Beginn der Koblenzer Zeit brachte reiche Freude und ernste Trauer rasch nach einander in Landfermann's Haus. Im November 1841 wurden ihm Zwillinge geschenkt, die kaum in der Taufe die Namen der Freunde Baedeker, E. M. Arndt und Hülsmann empfangen hatten, als sie erkrankten und starben. Den Eltern war es werth, daß sie früher einmal auf der Durchreise auf dem schönen Kirchhof bei Koblenz mehrere Stunden nach Schenkendorf's Grab gesucht hatten und dadurch an dieser Stätte schon etwas heimisch waren.

Nach und nach traten Landfermann Männer der verschiedensten Berufskreise nahe, und mit den Freunden vermehrten sich die geselligen Beziehungen. Alle vierzehn Tage versammelte sich im „Riesen“ eine ausgewählte Gesellschaft höherer Beamten und Offi ciere zu geselliger Unterhaltung, die mit freien Vorträgen der Mitglieder wechselte und besonders in bewegten Zeiten viele Interessen anregte. Den Töchtern aus jenen Kreisen hielt Landfermann einige Jahre hindurch mehrmals wöchentlich in seinem Hause geschichtliche und litterarische Vorträge. Zeitweise übersetzte er auch mit einigen im Italienischen geübten Damen aus dem ihm vor allem werthen Dante, was er später noch vielfach mit der Frau und den Töchtern fortsetzte. Ein theologisches Kränzchen war ihm u. a. dadurch anziehend, daß einige höhere Officiere daran Theil nahmen, ihre griechischen Neuen Testamente mitbrachten und mit großer Sicherheit lasen.

Am liebsten aber verweilte Landfermann im Kreise der Seinen, denen er durch Dienstreisen oft genug entführt wurde. War er auch nur wenige Tage entfernt, so bezeugten Briefe, wie seine Gedanken daheim weilten, selbst wenn er zu Fuß von

einer Landschule zur anderen pilgerte. Längere Abwesenheit erforderten seine Theilnahme an der Generalsynode in Berlin 1846 und an den Landtagssitzungen 1849-1852, die zudem manchen schmerzlichen Kampf in seiner Seele erregten. Denn konnte Landfermann nun, nach den früheren unklaren Jugendträumen, mit gereiftem Mannesmuth für seines Volkes Wohl mitrathen, und wo es Pflicht schien, mitkämpfen um das, was er als heilsam, erkannte, so erhob sich dabei doch oft bitterer Zwiespalt in seinem Inneren, und viele Hemmnisse machten ihn zwar nicht muthlos, aber es schloß dann wohl ein Brief: „Ich bin traurig — habe schwere Gedanken — mag nicht ausgehen" ꝛc. — Das klang den Seinen fremd, da er sie sonst immer mit heiteren Briefen erfreute.

Von Berlin aus besuchte er 1849 anläßlich der Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins Breslau. Ein Brief*) an sein Haus berichtet darüber: „Hier bin ich also einmal an dem Ort, an den wir vor $3^1/_2$ Jahren so viel gedachten. Du kannst denken, daß ich mir ihn darauf ansah, wie es uns da wohl gefallen haben würde: und ich glaube gut. Eine alte junge Stadt voll rührigen Lebens und ehrwürdiger Zeugnisse von alter deutscher Art, hohe Dome und Kirchen, ein prächtiges Rathhaus mit Thürmen, Giebeln, Erkern, schwarzgrau aber mit grünem Epheu bedeckt; auf dem Ring steht ein herrliches Reiterstandbild: Friedrich II., der Schlesien erobert, streckt hier die Rechte segnend über das Land, mit der Unterschrift: Friedrich II. die dankbaren Schlesier. Auf einem andern Platz der alte Blücher, die Hand zum Schwur erhoben, auf einem Granitstein, an welchem nichts steht als: Mit Gott für König und Vaterland 1813. In der herrlichen Kirche, in der wir Gottesdienst hielten, hingen sechs gewaltige Tafeln voll Namen derer, welche aus diesem Kirchspiel damals fielen.

*) 29. August.

Eine Menge schöner Häuser, ein hübscher Fluß, herrliche Promenaden, freundliche gefällige Menschen, kurz hier läßt sich gewiß gut leben: manchmal denke ich, warum wir nicht hingegangen. Aber solche Gedanken sind nichts werth, es muß eben überall gut sein."

Glück und Freude kam über das Haus, wenn der Hausvater nach längerer Abwesenheit wieder heimkehrte. Wie mächtig erklang dann am frühen Morgen das Festlied „Lobe den Herrn, den mächtigen König!" u. s. w. Denn die Sitte des Hauses war die, daß man das Tagewerk mit einer freudigen Erbauung anfing, bei der der Gesang nie fehlte. War der Vater fern, so nahm die Mutter dabei seine Stelle ein, den Choral auf dem Klavier begleitend. Die jüngsten Kinder wurden früh durch gute Lehrer zum Singen angeleitet und die jugendlichen Stimmen kamen besonders später zu rechter Macht, als sie sich durch mehrere Pflegetöchter (s. S. 322) oft auf weit über ein Dutzend vermehrten, wobei das freie Wohnen am Rhein keine Rücksichten und Schranken gegen Mitbewohner und Nachbarn auferlegte. Hatte die fröhliche Jugend am Abend das Bedürfnis zu springen und zu tanzen, so war es der Mutter ein liebes Doppelamt, ihnen Märsche und Tänze aufzuspielen. Solchem Treiben schaute der Hausvater mit Lust zu, und wenn er die Pfeife hinlegte, dann kamen die Volks- und Kriegslieder an die Reihe, wobei man seinen tiefen Baß mächtig heraushörte; wie schwer war da ein Aufhören herbeizuführen, da die versereichsten Lieder ihm die liebsten waren, so „das Lied vom Schill", „Zu Kolberg auf der grünen Au", „Wie mir deine Freuden winken", viele vom Rheinstrom u. s. w. — Als die erste Wohnung Landfermann's zu eng ward und durch Verkauf ein wiederholter Umzug nöthig wurde, verlangte er sehr nach einem Garten für seine Kinder und nach einem weiteren Weg zur Regierung für sich, der ihn des zeitraubenden Spazierengehens überheben würde. Da fügte es sich denn, daß ein lieber Freund, der Regierungspräsident Delius, ihnen ein ganz in seiner Nähe am Rhein gebautes Haus

vermiethen konnte. Froh und dankbar hat Landfermann mit seiner Familie eine lange Reihe von Jahren dieses herrliche Heim bewohnt; der trauliche Verkehr mit der Familie Delius war in Leid und Freud eine Segensquelle für ihn und die Seinen, wobei die Jugend in beiden Häusern gerne Unterricht und Erholung gemeinsam pflegte. — Außer den nahe befreundeten Familien Baedeker, Groos, Delius, Bohn lassen sich noch Manche nennen, mit denen Landfermann und die Seinen in wohlthuendster Berührung standen, wie die General-Superintendenten Küpper, Schmidtborn, Wiesmann, Nieden, die Generale von Bardeleben und von Thiele, ferner von der Goltz, Schierenberg, Focke, Goebel, die Pastoren Schütte und Link und Andere. Auf Wunsch der Familien Delius und von Bardeleben schrieb Landfermann im Anfang der sechziger Jahre Lebensabrisse des Regierungspräsidenten Delius und des Generals von Bardeleben, beide nur zur Vertheilung an Freunde bestimmt.

Koblenz und seine Bewohner erlebten damals durch den Aufenthalt des Prinzen und der Prinzessin von Preußen eine bedeutungsvolle Zeit, die nach allen Seiten eine Fülle des Segens spendete. Zu dem Kreis hervorragender Persönlichkeiten, den besonders die Prinzessin von Preußen um sich sammelte, wurde auch Landfermann häufig herangezogen.

Zwischen so manchen lichten und sonnigen Ereignissen fehlten auch dunkle Schatten nicht. 1844 wurde die Hausfrau von schwerer Erkrankung betroffen, welche unheilbare Schwerhörigkeit zur Folge hatte. Im folgenden Jahre starben rasch nach einander zwei Töchterchen, Wilhelmine und Luise. Der älteste Sohn Christian kam 1850 krank von einer Ferienreise nach Heidelberg zurück und legte sich an einem langwierigen und gefährlichen Nervenfieber, das sich bald auch auf seine beiden jüngeren Brüder übertrug. Die

Schwesterchen hatten bei Freunden liebende Aufnahme gefunden, die sie vor Ansteckung bewahrte. Da Christian nach sechs Wochen der Genesung entgegenging und der Arzt die Krankheit der jüngeren Geschwister nicht für gefährlich hielt, so reiste Landfermann getrost zu einer Synode nach Duisburg, wohin ihm aber schon nach zwei Tagen die Todesnachricht des vielgeliebten 11jährigen zweiten Sohnes Dietrich (Diezmann genannt) folgte. Er, der dem Vater ganz ähnlich war und in seiner Frische und Heiterkeit aller Menschen Liebe gewann, schien mit reichen Gaben für ein freudiges Leben geschaffen. Es war den Eltern zuerst, als wiche mit ihm der lieblichste Segen aus dem Hause, wie es der Vater auch aussprach in den beiden Liedern zu seinem Andenken und zum Troste der Mutter:

Meiner Hausfrau zu Weihnachten
als unser Dietrich $11^1/_2$ Jahr alt am 4. November 1850 gestorben war.

Von kühnem Manneswerben
Und heldenfreud'gem Sterben
Ging ernste Mahnung um.
Wir aber sah'n entschweben
Ein stilles Blüthenleben,
Und fragen bang warum, warum?

Recht ohne Sorg' und Mühen,
Im Spielen nur und Blühen
War es emporgereift,
Recht wie mit bunten Flügeln
Leicht zwischen Quell und Hügeln
Ein Schmetterling die Blumen streift.

Wer sich an Blumen letzet,
Den hat auch er ergötzet
Wie uns so manchen Tag,
In fröhlichen Gedanken,
Was aus den Blumenranken
Wohl einst als Frucht erwachsen mag.

Doch nicht auf unsern Wegen
Kam ihm der Herr entgegen,
Gott rief, wir merkten's kaum:
Und er in Blumenräumen
Entfloh den Erdenträumen,
Er selber wie ein Blumentraum.

Nun spielen all' die Lieben,
So viele uns geblieben,
Froh um den Weihnachtsbaum,
Wir aber stehn und weinen,
Und möchten nur den Einen
Noch sehen in dem hellen Raum.

Doch er ist unverloren,
Der Sohn, den du geboren,
Ein Starker bürgt für ihn;
Der will auf seinen Wegen
Ihn hüten und ihn pflegen,
Und ihn recht sicher zu sich ziehn. —

So gönn' ihm dort das Blühen,
Wo nicht das Herz verglühen,
Die Blume welken mag,
Und laß uns fröhlich warten,
Bis zu dem lichten Garten
Auch uns beruft der rechte Tag.

Meinem Dietrich.

(Weihnachten 1852.)

Mein Kind voll stiller Freude,
Heut' hab' ich dein gedacht.
Zur Lust und nicht zum Leide
War mir dein Bild erwacht;
Ich trank aus deinen Zügen
Mir frischen Lebensmuth,
Dein fröhliches Genügen
Ward mir zu reichem Gut.

Ich sah die Stirn dich kränzen
Mit schlichten Blümelein,
Dein Auge hell erglänzen
Im kargsten Sonnenschein.
Ich sah dich schwelgend trinken
Aus armem Wasserquell,
Aus Strauch und Moos dir winken
Nur Freude warm und hell.

Ich sah dich Liebe finden,
Wohin du dich gewandt,
Den Freudekranz dich winden
Mit leichter Kindeshand;
Sah fröhlich dich ergreifen,
Fröhlich entsagen auch:
Froh in die Ferne schweifen,
Froh weilen war dein Brauch.

Ich sah dich hoffend schauen
In reichste Lebenslust,
Und ahnend dir erbauen
Eine Welt in deiner Brust,
Und wenn aus Farb' und Tönen
Dir bunt dein Reich entstand,
War doch dein frohstes Sehnen
Zur Mutter hingewandt.

Da senket sich ein Schleier
Trüb' zwischen uns hinab,
Stumm wird die lust'ge Feier,
Und vor mir steht ein Grab.
Der Farbenduft verblichen,
Der Klänge Lust verhallt,
Das Hoffen bang entwichen,
Das warme Leben kalt.

Du Grab auf heitern Höhen,
Zum Haupt das heil'ge Kreuz,
Das Land ringsum zu sehen
In seiner Fülle Reiz,

Doch nicht auf unsern Wegen
Kam ihm der Herr entgegen,
Gott rief, wir merkten's kaum;
Und er in Blumenträumen
Entfloh den Erdenräumen,
Er selber wie ein Blumentraum.

Nun spielen all' die Lieben,
So viele uns geblieben,
Froh um den Weihnachtsbaum,
Wir aber stehn und weinen,
Und möchten nur den Einen
Noch sehen in dem hellen Raum.

Doch er ist unverloren,
Der Sohn, den du geboren,
Ein Starker bürgt für ihn;
Der will auf seinen Wegen
Ihn hüten und ihn pflegen,
Und ihn recht sicher zu sich ziehn. —

So gönn' ihm dort das Blühen,
Wo nicht das Herz verglühen,
Die Blume welken mag,
Und laß uns fröhlich warten,
Bis zu dem lichten Garten
Auch uns beruft der rechte Tag.

Meinem Dietrich.

(Weihnachten 1852.)

Mein Kind voll stiller Freude,
Heut' hab' ich dein gedacht.
Zur Lust und nicht zum Leide
War mir dein Bild erwacht;
Ich trank aus deinen Zügen
Mir frischen Lebensmuth,
Dein fröhliches Genügen
Ward mir zu reichem Gut.

Ich sah die Stirn dich kränzen
Mit schlichten Blümelein,
Dein Auge hell erglänzen
Im kargsten Sonnenschein.
Ich sah dich schwelgend trinken
Aus armem Wasserquell,
Aus Strauch und Moos dir winken
Nur Freude warm und hell.

Ich sah dich Liebe finden,
Wohin du dich gewandt,
Den Freudekranz dich winden
Mit leichter Kindeshand;
Sah fröhlich dich ergreifen,
Fröhlich entsagen auch:
Froh in die Ferne schweifen,
Froh weilen war dein Brauch.

Ich sah dich hoffend schauen
In reichste Lebenslust,
Und ahnend dir erbauen
Eine Welt in deiner Brust,
Und wenn aus Farb' und Tönen
Dir bunt dein Reich entstand,
War doch dein frohstes Sehnen
Zur Mutter hingewandt.

Da senket sich ein Schleier
Trüb' zwischen uns hinab,
Stumm wird die lust'ge Feier,
Und vor mir steht ein Grab.
Der Farbenduft verblichen,
Der Klänge Lust verhallt,
Das Hoffen bang entwichen,
Das warme Leben kalt.

Du Grab auf heitern Höhen,
Zum Haupt das heil'ge Kreuz,
Das Land ringsum zu sehen
In seiner Fülle Reiz,

Lehr' du mich fröhlich leben
Wie einst mein fröhlich Kind,
Bis sich die Schleier heben,
Und wir beisammen sind.

Eine rührende Sammlung von Andenken an ihn und an die beiden vorher geschiedenen Schwesterchen bewahrte der Vater fortan auf seinem Schreibtisch. Einer von Dietrich's Lehrern brachte eine Anzahl Papierschnitzel, auf denen dieser mancherlei gezeichnet hatte, indem er sagte: „da es während des Unterrichts geschehen, habe er es rügend wegnehmen müssen und doch nichts von der Hand des lieben Jungen in den Ofen werfen können". Bei einem andern der Herren sah der Älteste noch nach Jahr und Tag ein Heftchen mit des Bruders Namen und frug: „ist das nicht von unserem Diez?" „Ja, war die tief bewegte Antwort, und es soll hier liegen bleiben, zu seinem Andenken". Zu der großen Freude am Zeichnen war dem Kinde noch eine besondere Fähigkeit und Liebe zur Musik verliehen, so daß er nach kurzer Unterrichtszeit was er zufällig hörte rasch auf dem Klavier begleiten konnte, und seinen vielen Kameraden war es immer die liebste Unterhaltung, sich um ihn an dem Instrument zu versammeln, wenn er seine Märsche und Lieder anstimmte. — Ein häufiger fröhlicher Anblick! Wie mußte Landfermann mit so tiefer Trauer das Alles ins Grab senken!

Fast noch Schwereres traf ihn mehrere Jahre später. Der älteste Sohn hatte sich nach dem schlimmen Fieber kräftig entwickelt, früh sein Abiturienten-Examen bestanden und dann das Jahr als Freiwilliger auf dem Ehrenbreitstein gedient, um noch im Elternhause weilen zu können. Der jüngste Bruder Paul, den er zur Taufe gehalten hatte, war damals gerade ein Jahr alt und die Geschwister nannten scherzweise diesen Ältesten und den Jüngsten „die beiden Einjährigen". Als jener darauf in Erlangen und Berlin Jura studirt hatte und Ostern 1856 nach Koblenz heimzukehren hoffte, begegnete ihm im Berliner Thiergarten um

die Weihnachtszeit bei einem raschen Gang mit Freunden das Unglück, durch starkes Amrennen im Dunkeln an einer Barriere sich etwas in der Lunge zu zersprengen, was heftige Blutstürze zur Folge hatte, die sich nach Zwischenzeiten besseren Befindens auch in der Heimat immer wiederholten und nach leidensvollen $1\frac{1}{2}$ Jahren den Tod herbeiführten. Wenige Wochen vor ihrer silbernen Hochzeit mußten die Eltern den geliebten Sohn abscheiden sehen, und wie viel bedurften sie der göttlichen Hilfe, um in Geduld und christlicher Tapferkeit wieder weiter leben zu können! — In einem Gesangbuchsliede, das Landfermann vorzugsweise liebte, hieß es in einem Verse: „Vater, Deine rege Gnade, Mach uns, die wir Deine sein, Bei dem Gang im Lebenspfade Manche segensvolle Pein". Seine Frau wandelte zuweilen ob solcher Bitten bei dem vielen Herzeleide ein Zagen an, aber er meinte dann:

„Gott weiß allein, wann und warum wir das Kreuz haben müssen, aber wenn es kommt, verstehen wir es auch besser und tragen es leichter, wenn wir darum gebeten haben. Also, nur getrost!" —

Und bald sagte er ihr noch in einem Briefe:

„Grüble nicht über diese schmerzlichen Dinge und wie man das unabänderlich Geschehene vielleicht hätte abwenden können; das ist eitel, und darum nicht gut. Unseren Kindern hat Gott selbst die Gemeinschaft mit ihm, dem Ewigen, angeboten und eröffnet. Darum sind sie bei ihm aufgehoben und unsere Gemeinschaft mit ihnen beruht auf dem Grunde unserer Gemeinschaft mit Gott. Darum, auf das was vorne ist, laß uns denken! Schick das Herze da hinein, wo es ewig wünscht zu sein!"

In solcher Weise suchten die Ehegatten sich gegenseitig zu ermuthigen, und viele Hilfe bot auch bald dabei der durch einige Pfleglinge wieder vergrößerte Kinderkreis und das Mitleid der Eltern mit der Jugend, die ja nur im frischen heiteren Leben gedeihen

konnte und darum allzu lange Betrübnis nie erdulden sollte, obschon die fünf lieben eigenen Kinder und auch die anvertrauten Alles so herzlich und willig theilten. Man gedachte aber, wie die kommenden Jahre ihnen auch ihre eigenen Prüfungen schon bringen würden.

Schon in Duisburg und von den ersten Jahren seines Hausstandes an wurde Landfermann vielfach freundlich dringend von Freunden und Verwandten gebeten, ihren heranwachsenden Kindern ein oder mehrere Jahre Aufenthalt in seiner Familie zu gestatten; an obigem Wohnort waren mehrere Neffen, befreundete Knaben und auch einige Pflegetöchter in seinem Hause gewesen; dasselbe wiederholte sich in Koblenz und führte dazu, für solche Wandervögel eine festere Einrichtung zu gründen, wozu mancherlei Umstände besonders die Hausmutter antrieben. Sie lebte ohnehin, durch ihr Gehörleiden von der Außenwelt fast abgeschlossen, um so mehr der Welt ihres Hauses. Zudem wußte sie, wie sehr Landfermann, da das Unterrichten für ihn aufgehört hatte, den Verkehr mit der Jugend entbehrte und wie er mit Freude und Interesse die geschichtlichen Vorträge für die Töchter der Koblenzer Freunde als einzigen Ersatz für das Wirken an einer Schule betrieb. Zu den inneren kamen auch äußere Gründe. Die Studienjahre des ältesten Sohnes brachten vermehrte Ausgaben, und zu gleicher Zeit verlor Landfermann durch das Unglück eines Bankhauses sein väterliches Erbe. Waren manche Freunde besorgt, es möchte dieses Erziehen fremder Kinder für die Hausfrau eine Überbürdung mit Pflichten herbeiführen, so wies Landfermann das zurück und meinte: die Frauen ertrügen jede Sorge leichter, wenn sie zur Abwehr derselben etwas beitragen könnten, so wolle er es der seinen gerne auch zulassen; er bedauere oft diejenigen Frauen, bei denen durch ein allzu bequemes Dasein viele schätzbare Anlagen unbenutzt blieben, wie die Erfindungsgabe, das Organisationstalent und manche andere, die gar nicht zur Entwicklung

kommen könnten, wodurch ihnen viele der reinsten Freuden entzogen würden. Bei solchen Ansichten siegten die muthigen Pläne bald, und es schien, als ob von Anfang bis zu Ende ein freundlicher Segen, eine unsichtbare Hilfe bei dem Unternehmen thätig gewesen sei; denn der jungen Mädchen kamen immer mehr als man aufnehmen konnte, und alle fügten sich freundlich in die ihnen neuen und zum Theil sehr fremden Zustände, und ließen den Hausherrn in freien Stunden seine Gaben für die weibliche Erziehung sehr heiter weiter entwickeln. Jede Öffentlichkeit wurde dabei vermieden und die volle Freiheit gewahrt, nur aus solchen Familien Kinder aufzunehmen, in deren Sinn und Streben man auf einige Übereinstimmung in der Erziehung hoffen durfte. Zum Unterrichten hatte der Hausherr freilich keine Zeit, aber an allem, was er bisher für die eigenen Töchter gethan, ließ er die fremden Theil nehmen, zugleich wußte er schon seine Nähe ihnen nützlich zu machen und sagte oft im Scherz: „ich lehre ihnen zu leben". Besonders waren die Abendstunden erheiternd und lehrreich, sei es nun durch Erzählungen aus seinen reichen Erfahrungen, durch häufige Prüfung ihres Wissens und Nichtwissens, oder durch Aufsagen von Gedichten und Vorlesen der Aufsätze, die er aufgegeben. Eines von den öfter von der Reise geschriebenen Blättchen zeigt auf launige Weise, wie er seine Bestimmungen für die Jugend zu geben pflegte. Der Brief ist aus Düsseldorf, wo er beschäftigt war, an seine Frau geschrieben, es heißt am Schluß:

„Die thörichten Jungfrauen — so nannte Landfermann gern die in seinem Hause weilenden Mädchen, nach Matth. 25 — sollen mir einen Aufsatz vorlesen am Tage meiner Rückkehr über das Thema: »Tu étais, comme moi, la jeune fille la plus instruite, parce que nous avions beaucoup réfléchi sur peu de chose«, vergleiche „Viel Bücher machen nicht gelehrt, aber gut Ding, und oft lesen, das macht gelehrt, und fromm dazu", oder über:

Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
Drum haltet Euch auch nicht wie die Schlaraffen.

„Flörty und Paul sollen mir Roland Schildträger von Uhland abschreiben, und mir hersagen. Johannes soll mir Augustam amice pauperiem pati von Horaz hersagen. — Alle sollen mir singen 'Wie mir Deine Freuden winken' und 'Es klingt ein heller Klang' — möglichst ohne Buch."

Bei all diesen, für ihn halb spielenden Unterweisungen fühlte Landfermann doch sein ganzes späteres Leben hindurch ein Heimweh nach dem ernsten Unterrichten und dem strebenden Zusammenleben mit einer größeren Schülerzahl; er sprach das öfter wehmüthig aus, und ein Briefblatt an seine Frau liegt vor, aus dem wir folgende Stelle entnehmen:

„Am 4. August habe ich mir gerne vergegenwärtigt, wie ich am 4. August 1830 zuerst unter die Elberfelder Jugend trat*), unklar, sorglos, unbefangen, voll Ansätzen zu Mißgriffen — an denen es auch nicht gefehlt hat, — aber auch voll guter Zuversicht einer werdenden Jugend redlich und theilnehmend 'Werden' zu helfen, und diese Zuversicht ist nicht ganz unerfüllt geblieben, wenn auch immer weniger, je mehr sich mein Wirkungskreis erweitert und eben dadurch an Unmittelbarkeit verloren hat, in fortschreitender Folge."

Die Beschäftigung mit den Kindern des Hauses bot ihm lieben Ersatz dafür, sie lebt in dem dankbaren Andenken vieler Pflegetöchter fort, und Manche sprachen sich oft darüber aus, wie wenig Worte Landfermann zu ihrer Erziehung gebraucht: „Auch vom Christenthum hat er uns nie viel vorgesprochen, aber er hat es uns vorgelebt, und das vergißt sich nicht." —

Wie viele Feste wurden zwischen der Arbeit in einfachster Weise gefeiert mit schönen Wanderungen und kleinen Reisen! Von

*) Hiernach ist S. 90 zu berichtigen.

dem reimlustigen Hausvater ging die Neigung Verse zu machen auf die Jugend über, und man hielt es für eine gute Übung des Nachdenkens über die deutsche Sprache, englische Poesien in deutsche zu übertragen und fröhliche Begebenheiten in Knittelversen zu erzählen, wobei jedes Kind seinen bestimmten Theil liefern mußte, die Hausmutter aber alles zusammenschmolz und die Hand der ältesten Tochter oft bildliche Darstellungen zugab. Dieses friedliche Zusammenleben überdauerte die Verheirathung der drei noch lebenden Töchter Landfermann's und schloß erst mit der Auflösung des Haushaltes im Jahre 1873, wo in denselben Tagen die Pflegetöchter in die eigene Heimat und die vereinsamten Alten nach Weinheim zogen. Weit die meisten der Pflegetöchter blieben dem Hause nahe befreundet und mischten sich gar oft als Gäste wieder in den fröhlichen Kreis, führten zum Theil auch eigene Kinder in denselben ein.

Von den vielen Verschen, die Landfermann seinen Pflegetöchtern auf ihre Bitten zum Abschied schrieb und die auch von der väterlichen Treue des Hausvaters zeugen, die jedem Familiengliede wohlzuthun wußte, hier einige Beispiele:

Ich geh' bergab, du gehst bergauf,
So segn' ich deines Lebens Lauf.
Was Gottes Gnade mir gegeben,
Magst du auch fröhlich reich erleben;
Was ich an Treu' und Liebe fand,
Die heil'ge Lust am Vaterland,
Die fremd' und eignen Hochgedanken,
Die innig in einander ranken;
Die Lust an Blumen, Strom und Wald,
An jeder muthigen Wohlgestalt;
Die Lust am Spielen und am Singen,
An stiller Arbeit treuem Ringen;
Kleines zu halten lieb und werth,
Weil d'rin das Große wird beschert;

Die Freude an dem Werk der Ahnen,
Das Hören auf des Herren Mahnen,
Und manch ein still gesegnet Leid,
Das alles sei dir reich bereit!

Doch was ich schief und falsch gethan,
Dagegen geh' du wacker an,
Und wende nicht auf deinen Wegen
In Noth und Schaden Gottes Segen.
Von fernen Höh'n das süße Träumen
Laß nie das Nahe dich versäumen,
Und ist die Welt dir eng und kalt,
Laß nie ihr über dich Gewalt:
Bewahr' das Herz dir allezeit
Vor Hohn und Trotz und Bitterkeit.
Bang' magst du werden, nicht verzagen,
Du selbst zu sein stets kühnlich wagen.
So segn' ich deines Lebens Lauf,
Da ich bergab geh', du bergauf.

9. September 1860.

Du ziehst hinaus, die Welt ist weit;
Da liegt sie vor Dir kalt und breit,
Da liegt sie vor Dir warm und mild,
Und fragt Dich, wie Du Dir sie willt.
Wer Nesseln zieht und Disteln vor,
Dem treibt die Welt sich rasch empor;
Und wer nach Schein und Schimmer tracht',
Dem wächset Unkraut über Nacht.
Doch lichte Blumen, süße Frucht
Beut Gottes Welt dem, der sie sucht,
Und wer sie pflückt mit treuen Händen,
Findet auch reichlich auszuspenden.
Nun wer die Wahl hat, hat die Qual,
Doch Du trafst, denk' ich, schon die Wahl.

9. November 1860.

Fahnjunker wurdest du genannt:
  Du trugst so gern voran
Mit Gott, für König und Vaterland
  Die alte Preußenfahn'.

Das ist ein Erbtheil, welches dir
  Dein Vater hinterläßt,
Der unter solchen Banners Zier
  Gestürmt das wälsche Nest.

So trage deine Fahne hoch,
  Wohin dein Weg auch geh',
Daß sie in späten Jahren noch
  An deinem Hügel steh'.

Denn ob auch Frau'n- und Mädchen-Hand
  Nicht Männerwaffen trägt,
Wird doch durch sie für's Vaterland
  Der tiefste Grund gelegt.

21. Mai 1862.

Die Friedensjungfrau hießest du
  Und warst es treulich auch.
So übe fröhlich immerzu
  Den schönen Friedensbrauch.

Und heile, was verwundet ist;
  Was fiel, das richte auf,
Und wo ein fröhlich Blümchen sprießt,
  Da schaff' ihm freien Lauf.

Und willst du Friedensjungfrau sein,
  So wahre Fried' in dir,
Daß helle fließt und stark und rein
  Der Friedensquell aus dir.

21. Mai 1862.

Seit den Hort der Nibelungen
Stromesfluth hinab geschlungen,
Graben, fischen an dem Rhein
Schatzesgräber groß und klein.

Diese graben tiefe Schachten,
Ob sie wohl aus Berges Nachten
Edle Erze an den Tag
Fördern mit des Hammers Schlag.

Andre in dem Gold der Reben
Hoffen sich den Hort zu heben.
Schiffer senken auf und ab
Harrend manch ein Netz hinab.

Birschend durch die dunklen Wälder,
Pflügend durch die reichen Felder,
Späh'n sie hier, und späh'n sie dort
Nach dem wunderbaren Hort.

Ist denn Alles weggegeben?
Wo soll ich die Schätze heben,
Die mein Herz mir zugesagt,
Also hab ich oft gefragt.

Endlich warf ich meine Netze,
Und ich hab viel edle Schätze,
Perlen sind's, die mir beschert,
Die ich barg am eignen Herd.

Perlen sind es, echte, klare,
Reine, treue, helle, wahre,
Perlen, die aus Herzensgrund
Fromme Liebe machet kund.

Mag denn unter all den Schätzen,
Die ich fing in meinen Netzen,
Eine Perle echt und rein
Meta Margareta sein! 1862.

Nicht in Rosen, Lilien nur,
Himmelhohen Palmen
Lebet, webet Gottes Spur,
Auch in niedern Halmen.

Suche denn auf deinem Pfad
Rosen, Lilien, Palmen.
Acht' doch, die der Wandrer trat,
Auch der stillen Halmen,

Daß demüth'ge Fülle dir
Winde sich zum Kranze
Um der hohen Palmen Zier
Zu der Rosen Glanze.

9. Mai 1863.

Von andern Gedichten Landfermann's, die „für Freunde gedruckt" ein Bändchen füllen, fügen wir hier nur eine kleine Auswahl bei. Die erste Ausgabe derselben brachte er „der Freundin und Schwiegermutter Luise Winter, geb. Baumann, zu ihrem dreiundachtzigsten Geburtstag den 29. Juni 1857 als alte Bekannte" dar. Eine zweite Ausgabe ließ er 1874 drucken.

Zueignung.

Als diese Lieder jung noch waren,
Da war't auch ihr noch alle jung.
Seitdem habt ihr wohl viel erfahren,
Und ich, ja ich erfuhr genung.

Und was ich hier nun vor euch bringe,
Das lebt' in lieber alter Zeit;
Jetzt sind's gespießte Schmetterlinge,
O, thuet ihnen nicht mehr Leid.

Ich selber, was ich mir auch sage,
Bin ein gespießter Falter auch,
Noch zappelnd mitten in der Plage,
Was hilft's, das ist ein alter Brauch.

Doch still, das Wort war frech und schnöde,
Noch traf ins Leben mich kein Pfeil,
Vor eignem Frevel, fremder Fehde
Blieb eines in mir frisch und heil.

Wo rechts und links die bunten Schwingen
Zerzaust mir hat die eigne Schuld,
Wo fremde Pfeile durch sie gingen,
Heilte sie meines Gottes Huld.

So pflanzt einst wie zerschoss'ne Fahnen
Mein Lied bei meinem Hügel auf,
Und soll ein Wort an mich auch mahnen,
So schreibt „hier ruht ein Streiter" drauf.

Und denkt dabei: er ist genesen
Von seiner Schuld, von seinem Schmerz,
Denn ihn auch kam der zu erlösen,
Der größer ist, als unser Herz.

Doch jetzt zieht aus, ihr alten Lieder,
Und schaut nach alter Liebe aus.
Denk wohl, in Deutschland hin und wieder
Findet ihr manch ein trautes Haus.

Und thät' sich keine Thüre offen,
Am Neckar steht ein stilles Haus:
Wo ich ein Mutterherz getroffen,
Da weist auch euch man nicht hinaus.

Magdeburg.

Nach einem Besuch der Citadelle Magdeburg bei der Heimkehr aus der Zweiten Kammer.

Und wieder bin ich eingekehret
In dieser finstern Mauern Raum,

Wo meine Jugend sich verzehret
In schwerem, wüstem Kerkertraum.

Wie find' ich jede Spur verloren
Von jener langen, trüben Zeit,
Weil hinter diesen dunklen Thoren
Lieb und Gedächtniß nicht gedeiht.

Ein traurig Kommen, lustig Gehen,
Das ist das Recht für dieses Haus.
Hier mag nichts haften und bestehen
Das Scheiden nur sieht hoffend aus.

Und doch, ein Denkmal ist geblieben
Von mir aus jener Jahre Traum,
Das ich gepflanzt mit stillem Lieben,
Das Reislein wuchs zum lust'gen Baum.

Das Reis, es war mit Müh' gefunden,
Ein gutes Plätzchen fand sich kaum;
Da senkt ichs ein zu guter Stunden,
Doch dacht ich nicht, es würd' ein Baum.

Und nun zu meines Baumes Füßen
Sitzt eben jetzt ein Kerkergast.
Wie dankend sehe ich ihn grüßen
Aus seiner kurzen frohen Rast.

Das nahm ich mir zum frohen Zeichen,
Zur frohen Mahnung nahm ich's auch:
Allzeit, auch in des Kerkers Reichen,
Ist Säen, Pflanzen guter Brauch.

Mein Herz du magst daran gedenken,
Auch in des Trübsals Hof und Haus
Magst du dein Korn, dein Reislein senken,
Was gilts, manch eins schlägt lustig aus.

Und auch ein Plätzchen muß sich finden,
Worin dein Korn, dein Reis gedeiht.
In eines Menschenherzens Gründen
Ist gutes Erdreich allezeit.

1852.

Der westfälische Klotz.

Als Graf Dohna Namens der ostpreußischen Stände 1717 gegen die Einführung des Hufenschoßes mit den Worten »tout le pays sera ruiné« protestirte, schrieb König Friedrich Wilhelm I. an den Rand: »tout le pays sera ruiné«? Nihil credo, aber das credo, daß die Junkers ihre Autorität: Nie pos volam wird ruinirt werden. Ich aber stabilire die Souverainető wie ein rocher von bronce. Stenzel: Preußische Geschichte III, S. 320.

Der als rocher von Erzen
Die Krone stabilirt,
Mit Sorgen, Müh' und Schmerzen,
Preußen fundamentirt,
Der Junkers letztes Treiben
Gestrecket in den Sand,
König zu sein, zu bleiben
Recht für das ganze Land.

Der königlich in Treue,
Auch königlich geirrt,
Und wie ein wilder Leue
Zerriß, was ihn genirt,
Wie mußt er hart sich stoßen
An dem westfäl'schen Klotz,
Und sich umsonst erboßen
Ob eines Mannes Trotz!

Das Feuer neu entzündet
Durch Philipp Spener's Wort,
Hatt' auch in Soest gegründet
Den Waisen einen Port.
Der alte Bürgermeister,
Herr Klotz war er genannt,
Der war es, der die Geister,
Gefacht zu solchem Brand.

An solcher Liebe Werken
Freut auch der König sich,

Zu mehren und zu stärken
Denkt er sie königlich.
Der lieben blauen Kinder
Gedenkt er aber auch:
„Es sei dies Haus nicht minder
Für ihrer Waisen Brauch."

„So ist es nicht gemeinet,
So ist's nicht Recht der Stadt,"
So zeugen da vereinet
Herr Klotz mit seinem Rath.
Und nun genug geschrieben,
Und doch nichts ausgemacht,
Nun sei der Trotz vertrieben
Durch Königswortes Macht.

Der König kommt zu halten
Heerschau im Soester Feld,
Und hat den Klotz, den alten,
Aufs Rathhaus gleich bestellt:
„Sprecht, wollt ihr den Soldaten
Öffnen Eu'r Waisenhaus?
Laßt euch im Guten rathen;
Ich will's, damit ist's aus."

Als Unterthan bescheiden
Spricht der Herr Klotz gar bald.
„Wie werden, Herr, es leiden,
Denn Eu'r ist die Gewalt.
Doch eh' Ihr mögt erlangen,
Daß Recht es heiße hier,
Muß ich zuvor erst hangen
Vor dieser Rathhausthür."

Des Königs Adern schwellen,
Es bebt der ganze Kreis,
Doch fasset sich zur Stellen
Der Herr, und spricht fast leis:

„Der für das Recht gesprochen,
Der soll mir hangen nicht;
Eu'r Recht wird nicht gebrochen;
Bleibt Ihr bei Eurer Pflicht."

Und als er heim im trauten
Tabaks-Kollegium,
Und alle auf ihn schauten,
Da geht sein Wort herum:
„An einem groben, großen
Klotz im Westfalenland,
Da hab' ich mich gestoßen,
Wie ich's noch nie empfand."

Was gilt's, in seinem Herzen
Hat er es wohl verspürt,
Wenn er mit Müh' und Schmerzen
Sein Preußen stabilirt:
„Soll ich mein Preußen bauen,
Wie mir's vor Augen stand,
So gilts, daß unverhauen
Noch manch ein Klotz sich fand."

Die Mär' hört ich erzählen
Ein Soestisch Mütterlein,
Sie that des Ziel's nicht fehlen,
Dem Söhnchen grub sich's ein.
Sein Herz sah man erbeben
Von rechtem Christentrotz;
Er sprach: „Will Gott es geben,
So werd ich auch ein Klotz."

1852.

Meiner Tochter Anna zu ihrem Geburtstage.

(Mit der Statuette eines Mädchens mit ausgestreckten offenen Händen.)

Mit offnen Händen wünsch ich mir mein Kind,
Und also innen sei das Herz gesinnt.
Wo Herz und Hände fröhlich offen stehn,

Muß aus und ein das Beste fröhlich gehn;
In frohem Nehmen und in frohem Geben
Gewinne dir und leb erst recht ein Leben.

Die Blume, die die stille Wiese reicht,
Der Morgenhauch, der Strom und Wald bestreicht,
Der goldne Apfel, den der Herbst dir bringt,
Der Psalm, den dir und mir die Lerche singt,
Und was an schöner Frucht und schönen Blüthen
Die schöne Welt dir irgend wird erbieten,
Nicht flüchtig soll es dir vorüberstreifen,
Mit offnen Händen sollst du's frisch ergreifen.

Was aber edle Geister sinnend fanden,
Und kündeten in alt und neuen Landen,
Es lebt dir nur und wird dir traut bekannt,
Erfassest du's mit frischer offner Hand.
Und Noth und Ehre, die dein Volk erfahren
In grauen Zeiten und in jüngsten Jahren,
Sie sind ja dein, so nenne sie auch dein;
Kann deinem Volk dein' Hand verschlossen sein?

Nun trauter Hände Druck und Liebesgruß,
Ob dir's der Vater erst noch sagen muß? —
Ein fröhlich Nehmen macht sie erst dein eigen,
Drum Herz und Hand laß offen sich erzeigen.
Und wenn der Herr dich ziehen will und fassen,
O greife zu, um nimmer los zu lassen,
Ob er in Lust und Spiel sich zu dir neiget,
Ob er in Angst und Schmerz sich dir erzeiget.

Und lerntest du zu nehmen leicht und gern,
Wie bliebe da ein fröhlich Geben fern.
Was Gott dir stille in das Herz gesenkt,
Und was er in der schönen Welt dir schenkt,
Du merkst es erst, wie groß sein Reichthum ist,
Wenn offner Hand du froh zum Geben bist,
Was er dir lieh, still weiter zu verleihen,
Und als sein Saatkorn froh um dich zu streuen.

Zum Geben und zum Nehmen froh gesinnt,
Mit offnen Händen wünsch' ich mir mein Kind. 1853.

Friesischer Mutterlohn.

(Vergl. v. Kampen, Geschichte der Niederlande. I, 65.)

Es war der Friesen heidnisch Recht:
Wen seine Mutter treu gehegt,
Daß ihn kein schlimmer Hahn gebissen,
Kein Eberzahn ihn wund gerissen,
Kein Hundebiß ihn hat verletzt,
Kein Rosseshuf ihm eins versetzt,
Gestoßen ihn kein Rinderhorn,
Und er hat nun ein Weib erkor'n,
Daß er zum Lohne jedes Jahr
Der Mutter bringt fünf Schilling dar.
Dich hat die Mutter auch gehegt,
Dich hat, so lang sie dein gepflegt,
Geschädigt nicht der wälsche Hahn,
Auch nicht des Ebers scharfer Zahn
Tief in des Schmutzes Pfuhl gerissen.
Der Hund auch hat dich nicht gebissen,
Der, was nur rein ist, edel, schön,
Mit schnödem Geifer muß angehn.
Der Rosseshuf, der roh zertritt,
Was nicht kann wilden Rennens mit,
Das Rindshorn, das nur vorwärts trachtet
Dem Heu nach, alter Zeit nicht achtet,
Daß es dir Knaben ferne sei,
Wer schafft' es, als die Muttertreu?
Wie lohnst du nun nach Christenrecht
Der Mutter, welche dich gehegt?

Ostende 1856.

Die Moselwinzer.

Der Winzer schleicht bergauf gebückt
Zu holen was der Herbst geschickt.
Der Mühe Frucht ist für die andern,
Die mühelos vorüber wandern.

Nicht Lust, nicht Sang schallt wo er trat;
Der Hunger nur zeigt ihm den Pfad.
Still geht's bergan, still steigt er nieder,
Am Rebstock blühn ihm keine Lieder.

Nur wüstes Toben wohl einmal
Kreischet bergauf aus diesem Thal,
Wenn einer einmal sich vermessen,
Der Noth beim Kruge zu vergessen.

Doch ist nicht ganz die Freud' hier fort,
Auch hier sind Kinder frisch und roth,
Die noch der Hunger nicht geknicket,
Die noch die Arbeit nicht zerdrücket.

Die schau'n den Fröhnern lustig nach;
Da ist kein Stöhnen und kein Ach,
Wie Lerchen steigen auf und nieder
Aus Kinderherzen Kinderlieder.

Die hat die Mutter nicht gelehrt;
Kein Vater hat sie euch beschert;
Hier kann ein Kind nur weiter tragen
Uraltes lust'ges Singen und Sagen.

Doch trifft ein Klang von eurer Lust
Auch wohl der Alten müde Brust;
Läßt rückwärts sie im Spiegel schauen
Ein sorglos Leben voll Vertrauen.

Und allen bleibt ein Tag zuletzt,
Von Gott selbst für sie eingesetzt.
Da ladet froher Ruhe Stelle
Euch alle zu der Waldkapelle.

Da strömt auch euch vom heil'gen Kreuz
Ein milder froher Lebensreiz,
Und wie die Woche dunkel drücket,
Der Sonntag kommt euch licht geschmücket.

Reil an der Mosel, 28. Oktober 1858.

Meinem Sohne Johannes.

Ein Banner pflanz' ich hoffend auf,
Der Alte einem Jungen,
Das sei in seines Lebens Lauf
Frisch vor ihm her geschwungen.

Und auch ein gutes Feldgeschrei
Sei um die Fahn' erklungen,
Von Männerthat und Lieb' und Treu'
Manch' fröhlich Lied gesungen.

Verlieren wirst du manche Schlacht
In deines Lebens Kriegen:
Hast du die Fahne heimgebracht,
So kannst noch fröhlich siegen.

Hoch oben leuchtet hell das Kreuz
Und zeugt von Gottes Gnaden,
Und will mit süßem Himmelsreiz
Getreue Kämpfer laden.

Und drunter glänzt und rauscht und weht
Des Vaterlandes Zeichen,
Und wer zu diesem einmal steht,
Der kann von ihm nicht weichen.

Und schaust du Deutschlands Ehre nicht,
Sollst du sein Elend lieben,
Und wenn's in Trümmer scheiternd bricht,
Gilt's: auf dem Wrack geblieben!

Und gehen Deutschlands Sterne auf,
So tritt zu meinem Grabe,
Und streu' ein grünend Reislein d'rauf
Als letzte Kindesgabe.

Und sprich: Ich half mit gutem Fleiß
Der deutschen Ehre pflegen,
Drum darf ich wohl ein grünes Reis
Auf diesen Hügel legen. 1860.

Seinen verstorbenen Söhnen Christian und Dietrich, mit denen er am 3. und 4. Mai 1848 von Koblenz aus die Mosel und Elz hinaufgewandert war bis Schloß Elz, weihte er bei einem abermaligen Besuch dieses Schlosses am 17. September 1862 folgende Erinnerung:

Schloß Elz.

Einmal schon war mir beschieden
Dieses Waldpfads rauher Frieden.
Aus des Aufruhrs wüstem Wehen
Pilgert' ich zu diesen Höhen.

Zweie mit mir leichten Muthes,
Harrend reichen Lebensgutes,
Wollten unter Vaters Augen
Welt und Leben in sich saugen.

Einer wie mit buntem Flügel
Streift die Thale und die Hügel,
Auf des Lebens Fluth geschaukelt,
Wie die Elz dort springt und gaukelt.

Habicht, der um Klippen kreiset,
Schwälblein, das die Jungen speiset,
Blumen an des Baches Grunde,
Ahnenbilder in der Runde,

Burgverließ am Bischofssteine,
Ketten, modernde Gebeine,
Alles als lebend'ge Blüthe
Flicht zum Kranz sich sein Gemüthe.

Ernstrer Sinn schon treibt den andern
In dem frohen Waldeswandern;
Arbeit künden schon und Streiten
Ihm die wilden wüsten Zeiten.

Ruhend saß ich in der Ecke,
Doch der Knabe trat, der kecke,
In der Bauern Toben dorten,
Und sie hörten seinen Worten.

Wie er da ganz sonder Scheue
Sprach von Recht und Zucht und Treue,
Ging auch meinem Herzen offen
Aus des Knaben Muth ein Hoffen:

Wachsen werden diese Knaben,
Und mein Land wird Männer haben.
Was ich träumen mag und singen
Frisch zu thun wird euch gelingen.

Und nun komm' ich wie vor Jahren
Wieder dieses Wegs gefahren.
Spielend rauscht die Elz wie immer,
Doch die Zweie hören's nimmer.

Angesichts der Jungfrau.

Einmal wird Gott diese Gauen
Deutschland wieder fest antrauen,
Fern im Geist werd ichs gewahr. —
Was verscherzte Habsburgs Aar,
Ein Aar wirbt mit andren Fängen,
Wird die falschen Grenzen sprengen.
Kommt ihr Deutschen Mann für Mann,
Jungfrau tritt zur Hochzeit an,
Aber schmückt Euch recht zur Feier:
Jungfrau will nur reine Freier. —
Meine Enkel, wenn ihr's schaut,
Grüßt dann auch von mir die Braut.

Auf dem Rugen bei Interlaken,
27. Sept. 1869.

Die politischen Ereignisse, welche seit der Mitte des Jahrhunderts das Vaterland und die Welt bewegten, erregten auch Landfermann bis ins Innerste. Im Jahre 1866 fühlte er sich vor allem verpflichtet, die süddeutschen Verwandten und Freunde in Heidelberg, Stuttgart, Frankfurt und andern Orten über Preußens Vorgehen zu belehren, und die ihn nicht hören wollten, ernstlich zur Ordnung zu rufen. Wir theilen das Bruchstück eines Rundbriefes an die Freunde in Süddeutschland aus der Zeit unmittelbar nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten mit.

„Daß der Krieg ein schweres Übel ist, und dieser Krieg zumal, wer kann das verkennen? Er war es aber auch schon, als die faule Feigheit sich hinter die sentimentale Phrase verkroch und von Bruderkrieg sprach, als Habsburg seine Kroaten, Panduren, und wie die Barbarenhorden alle heißen, anfing gegen Deutschland herzuführen; er ist es noch mehr, seit die Souveräne von Napoleon's Gnaden durch die Rechtsverdrehung vom 14. Juni sich zu Habsburg gesellt haben. Das Herz hat mir geblutet bei der (falschen) Nachricht, daß wir bei Friedberg ein hessisches Regiment hätten vernichten müssen, wenn ich schon wußte, daß 1806 Würtemberger und Baiern in Schlesien ruchloser gehaust hatten, als die Franzosen, daß wir 1813 bei Lützen die Hessen, bei Leipzig die Badener haben vernichten müssen, um die deutsche Nation zu retten. Das Elend des Krieges ist jetzt schon groß und wird noch größer werden, und härter trifft der Krieg Niemand als uns Preußen, da wir allein nicht erkaufte Söldner ins Feld schicken, sondern unsere Söhne und Brüder, wie es nirgends geschehen ist, seit die Griechen bei Marathon gegen die Kroaten und Panduren des Perserkönigs standen oder Sokrates als Athenischer Landwehrmann im Heere stand. Mein Sohn (Johannes) ist Grenadier im Regiment „Kaiser Franz"*), unsere Pflegetöchter haben fast alle

*) Vergl. S. 354.

Brüder und Vettern dabei, und ein Bekannter in Duisburg sagte mir kürzlich, „mit 5 Söhnen und zwei Schwiegersöhnen ist mein Haus genügend vertreten.“

„Ja, der Krieg bringt furchtbares Elend, das muß auch der anerkennen, der nicht zu den faulen Elenden gehören möchte, von denen es heißt:

Und in dem Zorngerichte
Kniet armer Sünder Zahl:
Herr Zebaoth, vernichte
Nur nicht mein stilles Thal!

Das ganze Volk erschlage,
Rotte die Menschheit aus,
Nur triff mit Deiner Plage
Nicht mich und nicht mein Haus.

„Wer nun der menschliche Urheber dieses Krieges ist, das will nicht aus kleinen Nebenumständen und gelegentlichen Einzelheiten beurtheilt sein, sondern aus der ganzen Sachlage, aus den bleibenden, nicht aus den vorübergehenden Momenten. Bismarck's Übermuth, oder auch sein tiefes und gerechtes Gefühl für die Ehre und die Bestimmung unseres Staates; des Habsburgischen Kaisers Hochmuth, Beust's und Dalwigk's Armseligkeit, das Gelüste der schwäbischen und badischen Reichsritterschaft, altverrottete Privilegien wieder zu gewinnen, die Arroganz schnarrender Berliner — das sind mehr untergeordnete Dinge. Was mir als das Bleibende, Wesentliche erscheint, ist etwa dieses:

„Das deutsche Volk ist von Anfang an aus mannigfaltigen Gliedern, Stämmen zusammen gewachsen, wie die andern, und wie diese von blutigem Hader zerfleischt worden, seit Hermann's und Marbod's Tagen, seit Welfen und Ghibellinen u. s. w. Die Mannigfaltigkeit des deutschen Lebens, die so viele schöne Früchte getragen hat, zusammen zu fassen in einer starken Einheit, die ihr Bestand und Halt geben könnte, ist seit 800 Jahren nicht mehr

gelungen. Schon um 1499 brach Kaiser Maximilian in die Klage aus, daß er „die Seele eines so krüppeligen Körpers sein solle". Die Kaiser, denen vor allen die Aufgabe zugefallen wäre, die deutsche Nation zusammen zu fassen, konnten oder wollten es seit 500 Jahren nicht und waren in der Regel des deutschen Reiches „Erzstiefväter", wie Kaiser Max seinen Vorgänger Karl IV. nannte. Vor allem seit vor 400 Jahren die Habsburger, für welche die draußen im Reich nur da waren, um sie für ihr eigenes Gebiet auszunutzen, für das Österreich, in welches neben 8 Millionen Deutschen 30 Millionen Magyaren, Czechen, Italiener, Slowaken, Slawonier, Raizen, Ruthenen, Dalmatier, Serben, Szekler, Heiducken, Hannaken, Tolpatschen, Panduren, Kroaten, Zigeuner und Polen zusammengefaßt sind, feindselig unter einander, am feindseligsten gegen alles Deutsche und nach deutschem Silber gierig. Vollends seit Karl V. Luther und die Geistesfreiheit zu Worms in die Reichsacht erklärt hatte, an dem unseligsten Tag der deutschen Geschichte, und unter den Habsburgern das Streben erblich wurde, die Geistesfreiheit in Deutschland zu tödten, wie es in Spanien durch die Scheiterhaufen der Inquisition gelungen ist, konnten die Habsburger auch Deutschland nicht mehr zusammen halten, es zerbröckelte unaufhaltsam. Das behagliche Idyll eines Staates Hohenlohe-Langenburg oder des Staates Reichsstadt Biberach, die Judenreichsstadt Frankfurt u. s. w. mochten sich halten, so lange die übrigen europäischen Völker in kleinen Brocken lebten und die Aufgaben eines Staats- und Volkslebens überall in idyllischer Enge beharrten. Seit Frankreich, England, Spanien zu wirklich starken Staaten erwachsen waren, war die deutsche Misère unhaltbar. Die deutschen Fürsten krochen im Rheinbund bei Frankreich unter, schickten ihre Unterthanen für Napoleon nach Spanien und Rußland zu vielen Tausenden auf die Schlachtbank, verkrochen sich hinter Schweden, England, Rußland. Das deutsche Land aber war jedes Drängers guter Raub, zitterte vor Spaniern,

Türken, Schweden, Franzosen u. s. w. Das deutsche Volk, durch seinen Fleiß und seine Sitte, seine Geistesgaben, die Tapferkeit seiner Männer berufen wie irgend ein europäisches Volk, in sicherem Wohlstand, Ehre und Selbstgefühl als eine geachtete Nation dazustehen unter den europäischen Nationen, mußte sich mit dem Gedanken vertraut machen, als Nation ausgelöscht zu sein, wie einst die von Rom unterjochten Griechen, und als verkaufte Söldner, Schreiber, Hauslehrer, Büchermacher, Weber, Spinner, Krämer, fast wie verachtete Lakaien fort zu existiren. Aber so sollte es nicht sein! Durch den großen Kurfürsten von Brandenburg, der 1657 Deutschland von Polen, 1675 bei Fehrbellin von den Schweden befreite und, obschon von Habsburg und den deutschen Fürsten verrathen, Frankreich Respekt einflößte; — durch den großen König, dessen glorreicher Kampf gegen Habsburg, Rußland, Schweden, Frankreich, die deutschen Fürsten und den Papst, dem deutschen Volk das verlorene Selbstgefühl wiedergab (siehe Goethe, Wahrheit und Dichtung I), wurde der Grund zu einer Wiedergeburt der deutschen Nation gelegt, in Preußen ein Kern und Rückgrat geschaffen, um den sich die deutsche Nation aus ihrer molluskenartigen Fäulnis wieder zu einem festen Körper bilden könne, — in Ehre und Achtung nach außen, Selbstgefühl, Wohlstand und freiem Geistesstreben nach innen.

„Ich bin nicht so dumm und unwissend, daß ich Preußen für den Musterstaat ohne Flecken, seine Fürsten für Engel hielte; ich kenne unsere Gebrechen und Schwächen besser als die meisten, die auf uns schimpfen. — Ich weiß auch, daß wir als Deutschlands Wächter seit 53 Jahren auf das idyllische Behagen der anderen angeblichen Staaten Deutschlands, die ohne Selbständigkeit und Wehrhaftigkeit ihr harmloses Dasein fristen, so lange es den Mächtigen beliebt, verzichten müssen, daß wir mehr Steuern zahlen und unsere Söhne unter die Waffen stellen, daß wir um Deutschlands willen fast

Nichts haben als die Noth und die Schmerzen,
Und wofür wir uns halten in unsren Herzen.

Ich theile aber mit den Meinen den gerechten Stolz auf Preußens saure Arbeit für Deutschland mit jedem verständigen Preußen. Dem Auferstehen eines deutschen lebensfähigen Staates in Preußen hat sich seit 200 Jahren Habsburgs tückische Mißgunst und die Angst deutscher Fürsten für ihr Bestehen, ihre Souveränität entgegen gestellt, und als 1813 nicht durch die von Habsburg verlorenen Schlachten und seine möglichsten Verhinderungen unseres Marsches nach Paris, sondern durch Ströme preußischen Blutes, auch im Kampfe gegen die Souveräne von Napoleon's Gnaden vergossen, Habsburg wieder zu einer europäischen Macht geworden und Deutschland gerettet war, wußte Habsburg sofort im Bunde mit den rheinbündischen Souveränen die schwache Gutmüthigkeit unseres Königs zu benutzen, um Preußens Stellung zu schwächen, ihm zu der Aufgabe, Deutschland zu schirmen, die schwächste Abgrenzung zu geben, jenen Souveränen die verdiente Strafe zu ersparen und ihre landesverderbliche Souveränität zu erhalten. Schon im Sommer 1813 gelang es Metternich, dem bösen Dämon Deutschlands, Preußen ins Schlepptau rücksichtlich des inneren Lebens zu nehmen, seinen edlen Aufschwung zu lähmen, Deutschlands Hoffnungen zu vereiteln und so die revolutionäre Explosion von 1848 herauf zu beschwören. — Und als dann die deutsche Nation sich besann und eine würdige Stellung in Europa zu gewinnen trachtete, da wählte sie Preußens König zum Kaiser. Es war nicht Vorliebe für Preußen, nicht Friedrich Wilhelm's Persönlichkeit, welche dazu trieb, — dessen Schwächen waren weltbekannt und wurden höhnisch übertrieben, seine edlen Eigenschaften verkannt. Es war das Bewußtsein, daß nur um Preußen als seinen Kern und Rückgrat ein deutscher Nationalstaat entstehen könne. Da wurde Habsburgs Gewissensangst und die Wuth der Fürsten von Napoleon's Gnaden wilder rege als je. Nur die

Schwerkraft des preußischen Staates konnte den König von Sachsen und den Großherzog von Baden vor wüsten Emeuten in ihrem eigenen Lande retten, Hamburg vor Pöbelplünderung schützen, den Königen von Baiern und Würtemberg es möglich machen sich zu behaupten. Sofort zogen die Verbündeten von Bregenz, Habsburg, Baiern, Würtemberg u. s. w. 1850 gegen Preußen, d. h. gegen Deutschland heran, zogen Rußlands Macht in ihren Bund, Habsburgs Premierminister Schwarzenberg sprach das unvergeßliche Wort: **il faut avilir la Prusse et après démolir.** Die Strafbaiern zertraten Kurhessen, Holstein ward von Habsburg an Dänemark ausgeliefert und Preußen in Olmütz avilirt. — Das war der erste Akt, jetzt soll der zweite kommen, Preußens und mit ihm Deutschlands Hoffnungen demolirt werden, Deutschland in polnische Brocken zerfallen, und was das Ausland übrig läßt, kroatisch und jesuitisch werden, d. h. eine von dem Barbarenreich an der Donau abhängige, von ihm zu dirigirende und auszubeutende Masse werden.

„Dagegen steht Preußen jetzt in den Waffen, für diese Aufgabe Preußens für Deutschland werden wir hier alle mit Freuden die Opfer bringen, die Lasten tragen, die uns treffen werden und schon getroffen haben: ich hoffe zu Gott, wir werden es auch stets ohne Murren zu thun vermögen.

„Noch einmal: Ich habe Niemand belehren wollen mit diesen Worten, ich habe nur meinen Freunden sagen wollen, wie ich mit den Meinen die Dinge ansehe.

„Warum Gott diese eiserne Ruthe erhoben hat, wer wagt das zu deuten? Doch ahnen kann man schon, daß Er den schlaffen Egoismus, das Verjuden der deutschen Nation durch eine bittere Arznei heilen will.

Denn wie das Erz vom Hammer,
So wird das lockere Geschlecht
Gehauen durch Noth und Jammer
Zu festem Eisen recht. —“

Ein anderer dieser Briefe, welcher schon unter dem Eindruck der preußischen Siege geschrieben und späterhin auch gedruckt worden ist, mag gleichfalls hier folgen.

„Ein deutsches Wort an Preußens Freunde und Gegner im In- und Auslande.

„Wenn Jemand, der weder durch seinen Beruf noch durch seine Neigung veranlaßt ist, der Tagespresse und Journalistik zu dienen, diese Zeilen an Sie richtet, so möge ihn der aufrichtige Wunsch entschuldigen, über die Dinge, welche wir in Preußen seit etlichen Wochen erlebt haben, mit vollster Wahrheit zu berichten und in der Nähe und Ferne eine richtige Anschauung an Stelle vielfacher Übertreibung und Entstellung verbreiten zu helfen. Unsere Feder steht schlechthin nicht im Dienste irgendwelcher Behörde, auch nicht im Dienste einer politischen Partei, wir greifen zur Feder aus dem innersten Drange der Empfindung heraus, überwältigt von dem, was wir sehen und hören, verlangend der Wahrheit allein die Ehre zu geben und bereit, jedes Wort, das wir schreiben, vor Gott und Menschen zu vertreten.

„Wir setzen als Ihnen bekannt voraus, welche tiefe Verstimmung vor dem Ausbruche des Krieges unser preußisches Land durchzog! Der traurige Verfassungskonflikt, unter dem wir schon so lange seufzen, hatte die Opposition gegen die Regierung in bedenklichster Weise gestärkt; mit Ausnahme einer Minderheit und derjenigen, welche, auf jedes eigene Urtheil in politischen Dingen verzichtend, bereit sind, blindlings jeder Regierung zu folgen, hatte sich eine so allgemeine Verstimmung gegen das Ministerium Bismarck gebildet, daß dasselbe ohne die eingetretenen kriegerischen Ereignisse in Folge der angeordneten Neuwahlen zum Abgeordnetenhause eine noch geschlossenere Opposition in demselben gegen sich gehabt haben würde als früher. — Der drohende Krieg mit Österreich wurde unter solchen Umständen als ein nationales Unglück, als ein verwegenes Spiel des Grafen Bismarck

angesehen und tausendstimmig wurde der König durch Adressen von Einzelnen und Korporationen bestürmt, durch einen Wechsel des Ministeriums die Möglichkeit herbeizuführen, den Frieden zu erhalten. Der erste wohlthuende Luftzug in dieser schwülen Atmosphäre datirt von dem Tage, als der König von Preußen sich bereit erklärte, die Streitfrage einem europäischen Kongresse zu unterbreiten, als Graf Bismarck sich zur Abreise nach Paris rüstete. Die Ablehnung Österreichs, oder die von ihm gestellten völlig unannehmbaren Bedingungen der Kongreßbeschickung öffneten schon manchem die Augen, ebenso das perfide Verhalten Österreichs in der Schleswig-Holsteinischen Frage, wo es sich von seinem Verbündeten lossagte und dem früher von ihm selbst verleugneten Bundestage das Richteramt übertrug. Dann sprach der König in seiner schlichten offenen Weise zum Volke, seine Versicherung, „er habe Österreich um den Frieden gebeten, wie ein Mensch nur den Andern um etwas bitten könne", zündete im Volk, es wurden von Augen- und Ohrenzeugen Thatsachen bekannt, welche keinen Zweifel darüber lassen: Österreich will den Krieg, hat ihn längst gewollt, Preußen wird zum Kriege gezwungen!

„Nach Auflösung des Abgeordnetenhauses trat die extreme liberale Partei mit der Losung für die Neuwahlen auf: Diesem Ministerium kein Geld, auch kein Geld für den Krieg! Ob solcher Losung erschrak der besonnene Theil des Volkes; man fühlte, das ist nicht Lossagung von einem zeitweiligen Ministerium, das ist Lossagung von unserer Armee, von unserer Dynastie, das heißt die Existenz unseres Staates preisgeben, um vielleicht das Gegentheil von dem, was man hoffte, aus dem Schlamm der Revolution oder aus den Händen des siegenden Österreichs zu empfangen. Es fand ein Umschwung der Stimmung statt, über den wir nicht viel Worte zu machen haben, das Resultat dieses Umschwungs liegt in dem Erfolg der stattgehabten Wahlen vor uns, dieses Resultat bedeutet nach unserer Ansicht: Es wird der Re-

gierung mit großer Majorität die zum Kriege nöthige Anleihe demnächst bewilligt werden.

„Preußens Niederlage in dem Beschlusse des Bundestags vom 14. Juni wurde in unserem Volke schmerzlich empfunden. Es war die allgemeine Überzeugung, daß Hannover, Sachsen, Baiern, Hessen, Nassau u. s. w. nicht nach der Ansicht des intelligenten Theiles ihrer Bevölkerung, sondern aus dynastischem Interesse und Kabale Front gegen Preußen gemacht! Der fanatische Preußenhaß in Baiern und Süddeutschland findet in der preußischen Bevölkerung schlechthin keine Erwiderung, kein Echo, und wenn es in dem gegenwärtigen Drama eine für unser Volk schwere, fast unerträgliche Partie giebt, so ist es eben jene feindselige Stimmung Süddeutschlands und der Gedanke, daß es noch weitere Ströme deutschen Blutes kosten könnte, den Widerstand gegen Preußen durch Gewalt der Waffen zu brechen. — Will man nur die materielle Wohlfahrt ins Auge fassen, so sollte die Erhaltung der unvergleichlich segensreichen Schöpfung des Zollvereins jene Staaten von ihrer ruinirenden Politik fern gehalten haben, und wir appelliren getrost an das Urtheil des Auslandes, ob es nicht einer grauenhaften Verblendung zuzuschreiben ist, wenn jene Staaten im Blick auf geistige Interessen, auf eine freiheitliche Entwicklung socialer, kommunaler, insbesondere auch religiöser Zustände Preußen den Rücken kehren, um sich Österreich mit seinen schon längst vor dem Kriege zerrütteten Verhältnissen in die Arme zu werfen? Dennoch, das Unglaubliche ist geschehen! Hat unsere Regierung jenen Staaten vielleicht hinreichenden Anlaß geboten, sich vor einem engeren Anschluß an Preußen zu fürchten? Auch darüber möge das unbetheiligte Ausland entscheiden, und so viel stände selbst dann fest, es stände fest auch ohne den seitherigen Verlauf des Krieges, daß jene Staaten von zwei Übeln das größte gewählt haben und daß sie in die über uns hereingebrochene Katastrophe, in der es sich um nichts Geringeres, als um eine Neugestaltung

Deutschlands handelt, mit dem demüthigenden, vielleicht vernichtenden Bewußtsein eintreten müssen, aus der blut- und thränenreichen Geschichte der Habsburger nichts gelernt und Alles vergessen zu haben. — Wir reden nicht aus einer stolzen übermüthigen Anschauungsweise heraus, als läge heute schon Österreich und Deutschland zu Preußens Füßen, wir stehen unter dem bestimmten Bewußtsein, daß die seitherigen Siege Preußens nicht nur von Deutschen, sondern auch von Außerdeutschen, und wir schreiben es mit schwerem Herzen nieder, vielleicht auch selbst von einigen verblendeten Preußen mit scheelen Augen angesehen werden, wir täuschen uns auch darüber nicht, daß, so Großes auch in den wenigen Tagen geschehen sein mag, das Größere noch vor uns liegt; aber das Eine steht doch fest: Eine einfache Rückkehr zum Alten ist nicht mehr möglich! Hinter dem alten durch Österreichs und seiner Vasallen Einfluß stets zerstückelten uneinigen Deutschland ist die Brücke abgebrochen, die große deutsche Frage ist noch einmal an Preußen herangetreten, und zwar unter Verhältnissen, wie sie kaum ungünstiger gedacht werden können, genau so, wie das scharfblickende Auge eines Radowitz, nachdem sein Unionsversuch von 1850 mit dem Tage von Olmütz gescheitert, es erschaut hatte! Und wie steht heute das preußische Volk zu dieser Frage, wie steht es zu seinem Könige und zu seiner Armee?

„Da stehen wir an einem Punkte, wo wir Ihnen die preußische Heeres-Einrichtung zeichnen müßten, aber wir fühlen es, daß wenigstens vom Auslande und im Auslande die getreueste Schilderung kaum wird verstanden werden können, man muß, möchten wir sagen, Preuße sein, um das, was heute in Preußen zu Tage tritt, ganz würdigen zu können! Denken Sie sich unsere Reserven, unsere Landwehrmänner ersten und zweiten Aufgebots, großentheils verheirathete Männer mit schon ernster Lebenserfahrung und Lebensstellung, wie sie auf den Ruf des Königs in der zu Anfang unseres Briefes gezeichneten Stimmung des Landes zur Fahne heran-

treten, denken Sie sich dann den raschen sichern Verlauf des Krieges, die Besetzung Hannovers, Sachsens, Hessens, war es nicht, als würde in jenen Ländern die ganze so oft beklagte und eben so oft überschätzte Kleinstaaterei wie mit Besen fortgefegt? Denken Sie ferner die kühne, sichere, auch die schlaueste Berechnung des Gegners vernichtende Aktion auf dem böhmischen Kriegsschauplatze — müssen Sie nicht zugeben, daß jene anfangs gedrückte Stimmung von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde umschlagen konnte, ja umschlagen mußte in eine helle, heilige Flamme der Begeisterung? Denken Sie sich die auf der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen beruhende Machtfülle der Intelligenz, der Bildung und Gesittung, wie sie in unserem Heere repräsentirt ist — wahrlich, wir unterschätzen nicht den Vorzug und die Erfolge des Zündnadelgewehrs und der Krupp'schen Kanonen, aber doppelt gefährlich, doppelt vernichtend sind diese materiellen Kräfte der Zerstörung, wenn sie getragen und geführt sind von einer Armee, in der der gewöhnliche Soldat sich vielfach derselben geistigen Bildung rühmen darf wie seine vorgesetzten Officiere.

„Doch verzeihen Sie, wenn unsere Feder in Versuchung kommt, das Lob der Armee zu zeichnen, Sie könnten uns ja mit einigem Rechte des Selbstlobes bezichtigen. — Blutige Tage sind an uns vorüber gegangen und in tausend preußischen Familien herrscht tiefe Trauer um geliebte Todte und Verwundete, aber in zehntausend, ja lassen Sie mich kurz sagen, in allen Familien, in jedem Hause und jeder Hütte herrscht ein heiliger Liebeseifer, die Verwundeten zu heilen und zu verbinden und die tapferen Helden im Felde zu erquicken und zu belohnen. Sieben blutige Tage haben hingereicht, Preußens Volk und Preußens Armee aufs neue als ein untheilbares Ganze vor Europa hinzustellen, und wer es zeichnen könnte, wie in diesen Tagen die Bahnzüge hin und her brausen, um leibliche Hilfe und Erquickung, um auch geistliche Hilfe aller Art nach den Schlachtfeldern und Lazaretten zu führen,

wer es zeichnen könnte, wie in den Familien die schönsten Gruppen der Kinder und der Alten, wie in den Sälen die edlen Frauen und Jungfrauen im Dienste der theuren Armee schaffen und wirken, wahrlich, es würde sich vor unsern Augen, es würde sich den Augen der erstaunten civilisirten Welt ein Bild entrollen, wie es schöner und großartiger noch nie vor dem schöpferischen Geiste und unter dem Pinsel des Malers entstanden ist.

„Der erste bittere Tropfen in dem Becher der Siegesfreude war die Abtretung Venetiens an Frankreich. Bitter war diese Nachricht nicht etwa, weil wir die französische Einmischung fürchteten, nein, bitter zunächst, weil dadurch der letzte Funke von Sympathie mit einem auf eiliger Flucht begriffenen Feinde ausgelöscht werden muß, der schon wie im Vorgefühl seiner Niederlage an dem ehrlichen aber tief verhaßten Sieger vorüber geht, um sein Schicksal einem Monarchen zu Füßen zu legen, dessen beständiges Wohlwollen für Österreich die Tage von Solferino und Magenta dokumentirt haben.

„Durch Preußen geht die ernste Frage: Welchen Gebrauch wird Napoleon von diesem Danaer-Geschenk machen? Preußen hat in diesem Augenblicke noch nicht Ursache, in Napoleon eine feindliche Macht zu erblicken; hat derselbe bei verschiedenen Gelegenheiten die civilisatorische Aufgabe Frankreichs hervorgehoben und ist er sich bewußt, wie das zu seinen Füßen niedersteigende Habsburger Haus ihm eine Stufe bietet, auf der er zu neuem Ruhm, zu größerer Anerkennung vor den Augen der ganzen Welt emporsteigen kann, wohlan — wir erwarten mit fester Ruhe seine Anerbietungen, seine schwerwiegenden Wahrsprüche zum Frieden. Aber wissen soll und muß es Napoleon in diesem für ihn versuchungsreichen Augenblick, daß Preußen für jetzt den inneren Zwiespalt vergessen kann, um mit der ganzen Machtfülle seiner geordneten finanziellen und militärischen Kraft, seiner noch höher anzuschlagenden wachgerufenen Begeisterung für den deutschen Beruf seines

Königs fest und treu zu diesem zu stehen. Nicht um Jemanden im Ausland, möge er auf dem Throne oder in der Hütte weilen, zu verletzen oder zu reizen, lediglich um unsere preußischen Brüder zu ermuntern, wollen wir auch an dieser Stelle unsern Dank gegen Gottes Führung dafür aussprechen, daß die Sonne der Tage von Leipzig und Belle-Alliance noch einmal über unserer Armee aufgegangen, um uns durch ihre warmen Strahlen für so viel schmerzliche Verkennung deutscher Brüder zu entschädigen und um uns, sollte uns ein schimpflicher Friede geboten werden, zu ermuntern und zu stählen, wenn es sein muß, die zehnfachen Opfer für Preußens Ehre und Deutschlands Heil einzusetzen. Rufen Sie es, wir bitten Sie darum, Allen, die es hören wollen, ins Ohr und ins Herz: Preußens König und Preußens Volk sind nicht eroberungssüchtig, sie verstehen es wohl, wie die riesenhaft gestiegenen geistigen und merkantilen Beziehungen der europäischen Staaten unter einander den Frieden gebieterisch fordern, wenn nicht die Wohlfahrt des Ganzen auf Jahrzehnte vernichtet werden soll; aber wenn sich in diesen unsern Tagen ein Gesetz — oder sollen wir sagen ein Gericht der Geschichte vollzieht, wenn Preußen gezwungen wird, mit dem Schwerte in der Hand ein Neues in Deutschland zu schaffen, so soll keine auswärtige Macht ihm den Weg vertreten, so lange Preußen keine das europäische Gleichgewicht bedrohende Politik verfolgt! Nicht zum ersten Mal muß Preußen rufen: Feinde ringsum! Die so licht gewordenen Reihen seiner Helden aus einer großen Vergangenheit, sie sind nun wieder ausgefüllt durch ein neues junges Heldengeschlecht, das mit gleichem Rufe zum Siege und zum Tode gezogen, als jene Alten mit vergilbtem Bande. Wir kennen keinen besseren und höheren Wunsch, als daß Preußen vor jeder Selbstüberhebung bewahrt bleiben möge, daß ihm aber auch nach der empfangenen neuen Bluttaufe der Muth verliehen werde, bei der wiedergefundenen Einigung zwischen Fürst und Volk hinsichtlich der äußeren Politik vor keinem

Feinde zu erschrecken, der sich einer Einigung Deutschlands widersetzt, für die jetzt in Ehren das Schwert Preußens und seiner Verbündeten zum Siege oder zum Untergange in Gottes Namen gezogen ist. Möge das vergossene Blut so vieler unserer Söhne und Brüder eine heilende und versöhnende Macht auf Alles, was der Versöhnung bedarf, ausüben und möge das Ausland für Preußen Anerkennung und Gerechtigkeit walten lassen, die es sich in offener Schlacht so theuer und mit Ehren erkauft hat.

Aus Rheinland-Westfalen,
am 11. Juli 1866,
dem Jahrestage des Friedens von Villafranca."

An seinen Sohn Johannes, der mit den Reservetruppen in Berlin hatte zurückbleiben müssen, schrieb Landfermann am 28. August 1866:

„Deinen Schmerz, den Dein Brief ausspricht, 'daß Du nicht mit dabei warst', verstehe ich wohl, es würde mir an Deiner Stelle ebenso zu Muthe sein und mir thut es auch leid, daß bei diesem großen Wendepunkt der Geschicke der Nation unser Haus im kämpfenden Heere nicht vertreten war. Aber das ist nun nicht zu ändern. Du mußt eben auch Dein widriges Los als ein strammer Preuße bis ans Ende tragen, es ausnutzen um Dich recht tüchtig zu machen, wenn unser Volk einmal wieder in die Waffen treten muß, was doch sehr leicht der Fall sein kann. Denn der rasche Krieg und Sieg hinterläßt Haß und Neid an allen Enden. Preußen und Deutschland haben wohl einen herrlichen Schritt vorwärts gethan, ein faules Glied, das aus Lüge, Schlaffheit und innerlichem Haß zusammengesetzte Konglomerat an der Donau ist amputirt, um Deutschland vor dem Kontagium zu retten; das übrige Deutschland ist straffer und vernünftiger zusammengefaßt als je. Aber noch fehlt viel, daß Preußen und Deutschland nach innen und nach außen zu dauerhafter Haltbarkeit gestaltet sei; noch regen

sich viel schlimme Säfte und Kräfte der Nation, noch müssen wir kümmerlich lauschen, was man in Paris und Petersburg sagt. Kurz ein fester Frieden ist noch nicht errungen. Mir scheint auch die Schule, in die uns das Jahr 1866 genommen hat, zu früh durch Ferien unterbrochen zu sein, als daß wir von der Schlaffheit und Üppigkeit zu straffer Thätigkeit, von dem albernen Raisonniren zu verständigem Rechnen mit der Wirklichkeit bereits genug erzogen sein konnten."

Viele stille Mittel und Wege, der guten Sache zu dienen, gab Landfermann seine erregte Theilnahme in solchen Zeiten ein. Doppelt werth war ihm dann auch der Umgang mit Militärpersonen und er sprach gerne jeden Soldaten freundlich an. — Auch war es ihm ein Bedürfnis für diese bewegenden Kriegszeiten, zu der Morgenerbauung noch ein kurzes ermuthigendes Gebet aufzuschreiben, das von den größeren Kindern vorgelesen wurde.

Nach dem Kriege und beendigter Dienstzeit setzte Johannes seine philologischen Studien auf der Universität Bonn fort. Bei dem jüngsten Sohne, Paul, hatte sich früh eine lebhafte Neigung zum Seemannsberuf gezeigt. Doch dauerte es lange, bis Landfermann die Einwilligung zur Vorbereitung dazu gab, da ihm der Dienst in der Marine und die lange Abwesenheit vom Vaterlande zu fremd und traurig erschienen. Nachdem aber Paul im Frühjahr 1869 als Kadett in die Kriegsmarine eingetreten war, wandte der Vater dieser sein volles Interesse zu; zärtlich sorgte er, was man dem jungen Seefahrer zum Wohl an Leib und Seele thun könne und besang ihm bald in begeistertem Sinn seine Flagge und den Seemannsbrauch.

Deutschen Seeleuten.

(An meinen Sohn Paul.)

I.

Auf, auf ihr Brüder und seid stark,
Deutschland will jetzt sein Meer!

Was lange ihm verschlossen war,
Jetzt sei es wieder frei und klar,
Drum schickt uns Deutschland her.

Drob weht die Flagge hoch am Mast,
Drob steh'n wir Bursche drum,
Und was von uns mit treuer Kraft
Auf weitem Meere wird geschafft,
Ist Deutschlands Eigenthum.

Und ob von Ost und West und Nord
Auf Deutschland schielt der Neid:
Das Eure hat es nicht begehrt,
Doch wenn ihr ihm das Seine wehrt,
Kommt her, wir sind bereit.

24. Mai 1869.

II.

Die blaue See hab't ihr euch erwählt
Zu fröhlicher Strebelust,
Und manches Wetter schon hat euch gestählt
Die wackere Seemannsbrust.

Nun kommt die ernste Probe heran,
Nun lauert mit Machten der Feind.
Wohlan, auf Deck nun alle Mann!
Und zeigt, was ihr könnt und meint!

Und seid ihr einer nur gegen zehn,
Eure Flagge wehet doch hoch,
Und soll sie nimmer da oben steh'n,
Das letzte bleibet euch doch.

Ihr wißt, wo die Pulverkammer steht,
Wo die Lunte liegt, wisset ihr auch:
So braucht denn, weil es nicht anders geht,
Den ehrlichen Seemannsbrauch.

Nun fahrt ihr nicht fröhlich auf weitem Meer,
Nun ruht ihr im nassen Grab,
Doch unbeflecket die Seemanns-Ehr'
Nahmet ihr mit euch hinab.

August 1870.

Paul starb als Kapitänleutnant und erster Officier auf der Kreuzercorvette „Sophie" während der Blockade der ostafrikanischen Küste bei Dar-es-Salaam in Folge eines Hitzschlags, nachdem er von einem siegreichen Gefecht gegen die Araber, das er geleitet hatte, an Bord zurückgekehrt war, den 25. Januar 1889.

Auch aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges mögen hier einige Briefe folgen, welche seine Stimmung wiedergeben.

„Oberwerth bei Koblenz, 24. Juli 1870 (an Prof. Hülsmann). Dieses Mal ist jedes Ihrer Worte mein eigenes. Was wir in den Zeitungen lesen, ich sehe es in nächster Wirklichkeit vor Augen: das ruhige, kaltblütige Rüsten, den demüthigen Liebeseifer, die Einmüthigkeit! Ja, Napoleon ist die Ruthe, das heilige Werkzeug, durch welches uns Gott große Gnade schenkt, und wer 1866 skeptisch ansah, muß jetzt den Finger Gottes darin finden, daß auf die einzig mögliche Weise Deutschland einen festen Mittelpunkt für 1870 gewonnen hat. 1813 habe ich als Knabe erlebt, und jetzt als Greis 1870. Zweimal, das ist eine Gabe Gottes! — Wir wohnen ruhig auf unserer schönen Insel, etwas einsam, aber wir werden bleiben, so lange nicht Gefahr ganz nahe kommt, was nicht wahrscheinlich ist. Unser Kadett ist auf seinem Schiff Friedrich Karl nach Wilhelmshaven zurückgekommen, und auch da suchen sie sich zu Allem zu rüsten. Johannes ist als Unterofficier beim 29. Regiment eingetreten; er sollte als Officier Dienst thun, aber bei einem neugebildeten, vorläufig zurückbleibenden Bataillon, worauf er erklärte, dann zöge er vor als Unterofficier mit auszurücken, und so sahen wir ihn gestern mit Tornister und Muskete scheiden, zunächst nur bis Oberlahnstein; ich besuchte ihn noch einmal am Abend und saß bis 11 Uhr mit ihm in einem Wirthsgarten

unter zahlreichen Unterofficieren und Bürgern und sang die Wacht am Rhein mit. — Montag kamen 50 Förster vom linken Rheinufer in Wetzlar ohne Ordre an, um das Schützenbataillon nicht zu verfehlen. — Ich habe sehr viel citissima zu schreiben, um Kandidaten Vorschüsse aus Gymnasial-Kassen anzuweisen, Abiturienten- und Schulzeugnisse zu gewähren vor der ordnungsmäßigen Zeit u. s. w. Einer aus Xanten, dem ich Erlaubnis gab, das Abiturienten-Examen noch mitzumachen, sagte: Ihnen kann ich jetzt nicht danken, aber vor dem Feind werde ich meinen Dank beweisen. — Ja, es ist eine Lust zu leben."

O frage nicht wie ich gedankt.

Mein Gott, du hast mir viel gegeben,
Und deine Treu' hat nicht gewankt,
Ich blicke rückwärts auf mein Leben
Und frage: Hab' ich dir gedankt?

Gebrochne Thürme, grüne Bäume,
Mahnend an altes, künft'ges auch,
Umhegten meiner Kindheit Träume
Des Vaterhauses treuen Brauch.

Dein Feuer war um meine Wiege
In heil'ger Läut'rungsgluth entbrannt,
Als Knabe sah' ich deine Siege,
Und neu erwacht mein Vaterland.

Manch ernster Männer warm Vertrauen
Hat helfend mir die Hand gereicht,
Und ihr auch habet, edle Frauen,
Euch freundlich oft zu mir geneigt.

Mit Flügelschlägen, ernsten, lieben,
Wie habt ihr mich gemahnt, geweckt,
Ihr Freunde, und seid treu geblieben.
Mein Irren hat Euch nie geschreckt.

Ein Tagewerk ward mir beschieden,
Ein strenges! ja, so that's mir noth;
Ich durft' es treiben meist in Frieden,
Und mancher Dank auch mir sich bot.

Und nach der strengen Arbeit Mühen
Steht mir ein fröhlich Haus bereit;
Viel Jugend sah ich um die blühen,
Die mir nur Liebes thut, kein Leid*).

Und nun ich hoch zu Jahren kommen,
Wie wird noch Gnade mir beschert!
Wie hat mein Volk den Flug genommen
Und wacht am Rhein mit treuem Schwert.

Wie ich auch wankt' und irrt' im Leben,
Hat deine Treu' doch nicht gewankt;
Mein Gott, du hast mir viel gegeben,
O frage nicht, wie ich gedankt.

August 1870.

Nach dem Tode seines Sohnes Johannes, der in der Siegesschlacht bei Gravelotte, am 18. August, einen raschen Tod fand, schrieb er (Koblenz, 30. August 1870):

„Wir haben ja gewußt, daß viele schwere Opfer gebracht werden müssen, und daß auch wir müßten dazu bereit sein, aber wir sind doch schwer gebeugt. — Unseres Johannes letzte Zeit war eine sehr freudige, die schöne geräumige Wohnung auf Oberwerth, bei deren Einrichtung er so rüstig und umsichtig half, bot ihm viel Genuß und Erholung nach der angestrengten Arbeit an der Dissertation, zwangloseftes Ergehen auf der lieblichen Insel, Schwimmen u. s. w. An Paul, der uns gerade besuchte, hatte er herzliche Freude, er verkehrte heiter mit seinen Schwestern und war ein freundlicher und doch gehaltener Bruder für die fremden Töchter

*) Sprüche Salomos 31, 12.

des Hauses, und dann die herrliche Erhebung unseres Volkes, in der nun sein ganzes Denken und Thun aufging! — Er hat sein Leben auf dem höchsten Punkte beschlossen! — Wie viele Liebe und Achtung hat er sich erworben, wir erfahren es jetzt erst ganz!"

Einer hat heut schön vollbracht,
Treu für eine heil'ge Sache,
Recht mit freudigem Bedacht
Für sein Land auf Vorderwache.

18. August 1874.

Seinem jüngsten Sohne, dem Seemann, sandte er unterm 25. December 1870 folgenden Weihnachtsgruß:

„Wir haben den heiligen Abend ohne unseren Johannes und mit nur einem von unsern elf eigenen Kindern anwesend, gefeiert, aber auch die zehn Andern sind gut aufgehoben. Deine und andere freundliche Briefe und Sendungen, sowie einige liebe Besuche waren noch zur Bescherung mit unseren übrigen jugendlichen Hausgenossen gekommen, so daß doch 16 Personen unter dem Weihnachtsbaum feierten und unser: 'Vom Himmel hoch' getrost mit uns sangen. Von den vielen Gaben will ich nur ein großes gemaltes Blatt erwähnen, auf welchem oben die Worte aus Makkabäer 3, 59 stehen, welche ich Johannes beim Abschied in sein Taschenbuch geschrieben hatte, und unten das Grab auf dem Kirchhof in Gravelotte mit dem einfachen Denkstein, welchen seine Kameraden ihm gleich gesetzt, und den Namen etwas eingegraben hatten. —

„Von der Welt sind wir aber auf unserer Insel jetzt fast abgeschnitten, weil der Rhein stark mit Eis geht und der Fährmann mich in der Dunkelheit nicht hinüber fahren kann. Zeitungen kommen aber doch, und so wissen wir, daß der Krieg immer verbissener und mühseliger wird. Da hilft aber nichts; wir haben die Aufgabe, dem so frech zum Krieg herausgeforderten Deutschland feste

Grenzen zu erringen, indem wir die Franzosen zu dem Geständnis zwingen, daß sie völlig besiegt sind, sie selbst von ihrer verlogenen Eitelkeit, uns und Europa von ihrem heillosen Anspruch, als die 'große Nation' der Welt zu gebieten und vorzuleuchten, zu befreien.

„Du hast gewiß die Kameraden beneidet, welche auf die Kanonenboote nach Orleans geschickt wurden, und ich hätte es Dir auch wohl gönnen mögen; Du wirst aber gewiß noch Gelegenheit finden, Deine Schuldigkeit zu thun und zu zeigen, daß Du die unthätige Vorbereitungszeit recht benutzt hast, Deinen Leib und Deinen Geist zu rüsten. — Ich lese jetzt am Abend mit den Töchtern Shakespeare's Koriolan, und da ich gerne weiß, wie der Dichter den aus der Geschichte herausgenommenen Stoff verarbeitet hat, um ein großartiges Bild menschlicher Dinge zu schaffen, so habe ich eben Koriolans Leben, wie es der griechische Schriftsteller Plutarch beschreibt, wieder nachgelesen. Bei einer Stelle darin dachte ich an Dich und darum will ich sie Dir übersetzen. Plutarch schreibt: Den Andern war der Ruhm der Zweck der Tüchtigkeit, ihm aber der Endzweck des Ruhmes die Freude seiner Mutter. Denn als diese hörte, daß er gelobt wurde, ihn mit dem Ehrenkranz geschmückt sah und ihn vor Freude weinend umarmte, — das, glaubte er, mache ihn eher reich und glücklich. Diese Gesinnung soll auch Epaminondas bewiesen haben, indem er es für sein größtes Glück hielt, daß sein Vater und seine Mutter noch lebend seine Feldherrnschaft und seinen Sieg bei Leuktra erfuhren."

Und am 1. Januar 1871: „Deine gestrigen Briefe behielt ich still für mich, bis zur Nacht Deine trauernde Mutter und Schwester noch allein mit mir waren, und sie dann nach dem Lesen Deines Blattes doch noch mit einer freudigen Erinnerung an Dich zur Ruhe konnten. — Wenn es so weit ist, daß Du uns besuchen darfst, so bringe nur immerhin einen braven Kameraden oder gar einen

Officier mit, wir haben schönen Raum! Nun lebe wohl, mein lieber Sohn: Gott segne und behüte Dich auf allen Deinen Wegen und behüte Du Dein Herz mit allem Fleiß, denn daraus gehet das Leben!" —

So lange Landfermann in Koblenz wirkte, veranlaßten die amtlichen Reisen häufigen persönlichen Verkehr mit den alten Freunden in Elberfeld, Duisburg, Mörs, an der Ruhr und Mosel. An Pastor Fliedner, den Begründer der Kaiserswerther Anstalten, hatte er sich schon als Gymnasialdirektor in Duisburg verehrend angeschlossen und verfolgte dessen gesegnetes Wirken stets mit hohem Interesse. In anderer Weise brachten ihm die Reisen auf dem Hunsrück Erfrischendes; er hatte seine Lust an dem heiteren kräftigen Volk dort und fand liebe Bekannte. Auch wohnte ihm da ein Freund, Superintendent Back, den er schon von der Universität her kannte; das langjährige gemeinsame Streben und Arbeiten in Schule und Kirche hatte sie noch näher zusammen geführt, und veranlaßte die freundlichsten Familienbeziehungen, zumal einige Söhne Back's in Koblenz das Gymnasium besucht und sich auch ihrerseits eng mit Landfermann's Haus befreundet hatten. Er selbst besuchte den einen, Bürgermeister Back, noch auf einige Tage in Straßburg, als er das wieder deutsche Elsaß begrüßte, von Weinheim aus, und fühlte sich froh über dessen Wirken. Zu den Gräbern bei Gravelotte hat Landfermann manche seiner Familienglieder selbst geleitet.

VII. Der Feierabend. Weinheim a. d. Bergstr. 1873—1882.

Bei der Wahl des Wohnsitzes in Weinheim an der Bergstraße, nach dem Austritt aus dem Amt 1873, war für Landfermann theils die alte Hinneigung zur Heimat der Frau. theils der Umstand maßgebend, daß er dort eine Tochter verheirathet hatte, die ihn bei eigenem großen Hausstand nicht leicht besuchen konnte. Aber der Abschied von dem ganzen rheinischen Dasein war ihm schwer geworden, und ein Heimweh nach größerem geistigen Verkehr ließ sich nicht verkennen, wenn auch Vieles zum Loben und Danken sich darbot. Die ersten Jahre des Aufenthalts in Weinheim erlaubten ihm noch manchen herrlichen Ausflug. Besuche in Heidelberg erfreuen ihn, und die Benutzung der Universitätsbibliothek erleichterte ihm einsame Studien. Er las seine alten Klassiker, beschäftigte sich mit Zeitfragen, z. B. der Geschichte der Juden, die ihn lange lebhaft interessirt hatte, schrieb hier und da auch noch einen Artikel für eine Zeitung oder Zeitschrift, z. B. für das „Neue Reich"*). Zur Erholung nach den Mahlzeiten durften einige Schachpartien mit der Frau nicht fehlen. Dazu kamen freundliche und strebsame Schülerinnen zu italienischer Lektüre, und zeitweise fanden sich auch mehrere jüngere Lehrer zu einem lateinischen Abend ein.

---

*) Vergl. S. 267. In einem Aufsatz aus dem Jahre 1875 in derselben Zeitschrift macht er darauf aufmerksam, wie unpassend am Hermannsdenkmal Blücher's Sieg als Schlacht bei Waterloo bezeichnet sei.

Wenn Landfermann's Haus durch das frühe Abscheiden der lieben Kinder und besonders durch die Entbehrung der drei ältesten Söhne schwere Prüfungen auferlegt waren, so war ihm doch ein lieber Ersatz geworden durch drei ihm warm ergebene Schwiegersöhne (von denen er zwei schon als Pathe zur Taufe gehalten, und die mit unter seinen Augen aufgewachsen waren). Mit ihnen traten ihm zugleich die drei den Familien von früh gleichsam angestammten Berufsarten wieder freundlich nahe, der Pfarrer, der Gymnasiallehrer und der Buchhändler, und bei dem häufigen längeren Verweilen in den jungen Hausständen konnte Landfermann sich wieder in Alles mit stets regem Interesse einleben. Und wie verkehrte er mit seinen Enkeln in immer frischer Lust, mündlich und schriftlich; er war unerschöpflich im Erzählen, und eine Menge gereimter heiterer Briefchen werden zum Andenken des lieben Großvaters aufbewahrt. Überhaupt gehörte brieflicher Verkehr zu den Hauptfreuden Landfermann's, er konnte ihn gar nicht entbehren und diktirte noch in seinen letzten Lebensstunden Grüße in die Ferne. Auch führte er mit seinen abwesenden Kindern stets einen eingehenden Briefwechsel, was besonders der Seemann in reichem Maße erfahren durfte.

Einen Glanzpunkt aller Erholung bildete eine Reise mit seiner Frau nach Oberitalien bis Florenz und Ravenna; ein unerschöpflicher Schatz von anziehenden Erinnerungen knüpfte sich daran. Der Anblick der schönen italienischen Bauten erweckte in ihm die Erinnerung an die Soester Kirchen und veranlaßte ihn, die Vaterstadt nochmals zu besuchen und seine Aufzeichnungen zu vergleichen.

Nur wenige Jahre konnte er sich des eifrigen Wirkens und glücklichen häuslichen Lebens seiner Weinheimer Kinder mit erfreuen, dann erkrankte die geliebte Tochter, und die Eltern mußten sie nach langen schweren Leiden auch noch vorausgehen sehen, als das achte Kind, das Gottes Rathschluß von ihrer Seite nahm. Doch blieben sie gerne den verwaisten Kleinen und dem trauernden

Schwiegersohn nahe, der mit Liebe und Treue die einsamen Alten zu hegen und zu pflegen suchte, bis auch für sie die große Trennung eintrat.

Den Gedanken an einen nahen Abschied hielt Landfermann stets wach in sich und mahnte auch die Seinigen daran, indem er sich in fröhlicher Bereitschaft hielt — sein Haus hatte er längst bestellt. Aber seine große Geistesfrische ließ das Abnehmen der Körperkräfte wenig bemerken. Nur das Gehen wurde ihm in den letzten Jahren sehr schwer, und er stützte sich gerne auf den Arm der so viel kleineren treuen Lebensgefährtin — ein Rollstuhl wurde wenig benutzt. Im März 1882 bekam er ein Augenleiden und etwas Magenkatarrh, aber es besserte sich wieder, er konnte wieder ausgehen, nahm mit der Mutter in liebgewohnter Weise Charfreitag an der Abendmahlsfeier in der Gemeinde Theil und ging dann auch noch einige Male spazieren. Da versagten plötzlich die Füße den Dienst, der schwere Mann wurde hilflos. Als dies anhielt, mußte er liegen bleiben; ein tüchtiger Wärter wurde besorgt, wie auch sonst alle nöthige Hilfe. Da der einzige Sohn, der Seemann, ganz in der Ferne, in Ost-Asien, weilte, eilten die Töchter herbei und auch die Schwiegersöhne und Enkel konnten seinem Wunsch, sie noch zu sehen, folgen und die meisten bis zum Ende um ihn bleiben. Bald traten schlimmere Erscheinungen auf, namentlich Fieber in hohem Grade. Eine lange bange Nacht hindurch erwarteten er und die Nächsten der Seinen sowie auch der Arzt den Tod jeden Augenblick. Die Geistesklarheit und Sterbensfreudigkeit schwanden dabei nicht. Wiederholt ließ er sich seine lieben alten Trostlieder vorsagen, wie „Wenn ich einmal soll scheiden" 2c. Während die Gattin ihn stützend mit den Armen umfaßte, hielt ihm die älteste Tochter die Hände, seine Worte noch vernehmend, seine letzten Wünsche, Grüße für alle Lieben, Fürsorge und Dank der treuen Lebensgefährtin. Aber unerwartet wurde es besser, Sprache und Kräfte erholten sich, der stockende

Puls regelte sich wieder. Und nun folgte noch ein Krankenlager mit schweren Leiden von drei Monaten. Hatte er früher oft um ein fröhliches Ende gebetet, es wurde ihm jetzt trotz aller Prüfung zu Theil. Denn wenn der schwere Körper fest an das Lager gekettet blieb, Wunden am Bein und am Rücken, auf dem er allein liegen konnte, ihm große Qual verursachten, der Geist blieb fröhlich bis zum letzten Hauch — seine Geduld half ihm ohne Klage ausharren. In Dankbarkeit erfreute er sich aller Hilfsleistungen, erquickte sich an den blühenden Enkeln (das jüngste Enkeltöchterchen, Marianne Bädeker, war oft seine Freude auf dem Bette), mit den Größeren stimmte er die alten Lieder an: „Ich hatt' einen Kameraden", „Morgenroth" 2c. Einmal sang er sogar allein noch mit fester Stimme den „König in Thule". Einige Nachbarn, die entrüstet fragten, wer doch einem schwer Kranken so nahe zu singen wage, hörten mit Erstaunen, daß er das selber thue. — Er rühmte freudig die Pflege der Seinen, die Treue des nächsten immer helfenden unermüdlichen Schwiegersohnes; die Töchter waren abwechselnd der Mutter zur Seite. Er dankte Gott oft laut für Alles, was er ihm geschenkt, doch die Sehnsucht nach dem Ende blieb groß. Nicht selten hoffte er am Abend: heute Nacht darf ich wohl sterben, oder er sagte einmal: „Auf kühler Erde schlafen, wenn mich die Kugeln trafen, das nenn ich süße Ruh, thät gern die Augen zu!" Oft blickte er umher auf die Bilder seiner verstorbenen Lieben, auf das Grab seines Johannes in Gravelotte, zu seinen Füßen Pauls Bild, den er ja nicht mehr sehen sollte. Einen telegraphischen Gruß des Seemanns aus Wladiwostok, der wenige Tage vor dem Tode eintraf, hielt er noch einen ganzen Tag freudig fest in der Hand. Auch das „Vier-Kaiserbild" mußte ihm vor Augen hängen. Einen jungen Seeofficier, der ihn am Krankenbett besuchte, fragte er eifrig: ob er auch gut kaiserlich sei? Regsamen Antheil behielt er für Alles, was sein Leben erfüllt hatte. Sogar die Bücher blieben ihm treu, oft konnte er noch Tag und Nacht

lesen, ja studiren. Nach Straßburg ließ er noch eine neue Sendung Bücher einpacken, sandte manche zum Andenken an Freunde, diktirte Briefe, namentlich an den fernen Sohn, um ihm mit treuen Dankes- und Mahnworten die letzten Grüße auszusprechen. Er feierte nach seinem besonderen Wunsch als ein letztes Bekenntnis von dem Haupt der Familie noch einmal mit den Nächsten das heilige Abendmahl.

Gern verkehrte er mit dem unermüdlich und geduldig ihn berathenden jungen Arzt Dr. Turban, der von dem Wärter unterstützt alles zur Erleichterung aufbot. Aber wenn auch die Hoffnung auf Genesung bald geschwunden war, der wunderbar kräftige und bis dahin immer ungestört gesunde Körper widerstand der schweren Krankheit unerwartet lange, und Zeiten großer Schwäche wechselten mit neuem Aufleben; Wochen, wo Fieber und andere Störungen nur Milch und Wein als einzige Nahrung gestatteten, wechselten mit Zeiten frisch auflebender Theilnahme und Freude an Erfrischungen aller Art. Manche Besuche konnte er dann noch freudig empfangen und segnend entlassen, den Weinenden fröhlich nachblickend.

Im August vermehrte sich die Schwäche, er sprach vor Ermüdung immer weniger. Um so besser konnte dann die Gattin, ihrer Taubheit wegen vorher durch die Töchter vertreten, die Pflege des Kranken wieder selbst übernehmen. In ihren Armen, wie er es sich gewünscht, ihr noch lange die Hand drückend, während ihre Rechte den sanft ausgehenden Herzschlag verfolgte, sie allein in seiner Nähe, schlummerte er in der Morgenfrühe des 17. August 1882 friedlich ein.

Am 18. August, dem Todestag seines Johannes, wurde er auf der schönen Höhe des Weinheimer Kirchhofs zur letzten Ruhe gebettet. Die Töchter, Schwiegersöhne und Enkel umstanden im Abendsonnenscheine das Grab mit lieben Freunden und Verwandten, die nicht nur aus der Nähe, sondern auch aus Straßburg und

Koblenz herbeigeeilt waren. Pfarrer Zähringer sprach am Sarge und am Grabe Worte des Trostes und der Erinnerung. Das dankbare Nachblicken der Seinen sollte in seinem Sinne ohne schweres Trauern sein. Seine schriftlich hinterlassenen Wünsche schließen mit den Worten: „Und wenn Ihr meiner gedenkt, so sei's in Freuden." Ein schlichtes Sandsteinkreuz, mit Namen und Sterbetag, bezeichnet sein Grab: „Joh. 14, 19. Ich lebe und ihr sollt auch leben".

Anhang.

War Landfermann auch fast zehn Jahre seinem amtlichen Wirkungskreise entrückt, so war er damit im Rheinlande keineswegs vergessen, dafür waren seine Persönlichkeit und sein Wirken zu mächtig gewesen. Gar mancher Nachruf, der in öffentlichen Blättern ihm gewidmet wurde, zeugt von der Liebe und Verehrung, welche auch über das Grab hinaus ihm bewahrt wurden; keiner wird seiner Bedeutung mehr gerecht und trifft die innersten Seiten seines Wesens besser, als die Ansprache, mit welcher Oskar Jäger die 20. Versammlung des Vereins rheinischer Schulmänner 1883 eröffnete. Wir lassen sie hier unverkürzt folgen.

Zum Gedächtnis Dietrich Landfermann's.

Indem ich, meine hochzuverehrenden Kollegen und Freunde, die zwanzigste Jahresversammlung unseres Vereins hierdurch eröffne, werde ich nach dem Thema für das kurze Wort der Begrüßung, das ich der Sitte gemäß an Sie richten darf, nicht lange zu suchen brauchen. Indem wir an unserm Geiste vorüberziehen lassen, was seit der letzten Vereinigung Erfreuliches oder Trauriges sich in unserem Kreise ereignet hat, richten sich unsere Blicke von selbst nach dem stillen Grabe in den Bergen von Weinheim, wo die irdischen Reste Dietrich Landfermann's ruhen: es würde unnatürlich sein, wenn derjenige, der nach dem Tode eines so hervorragenden rheinischen Schulmannes zuerst zu einer größeren Versammlung rheinischer Fachgenossen zu sprechen die Ehre hat, nicht versuchen würde, so gut es gehen mag, sein Bild den Versammelten vor die Seele zu rufen.

Wenn ich die einzelnen Daten dieses so reichen Lebens in chronologischer Folge Ihnen vorführe — wenn ich erwähne, daß

Landfermann am 28. August 1800 zu Soest geboren ist, daß er von 1819–20 sein Dienstjahr abgeleistet, von 1820–24 zu Göttingen und Heidelberg studirt hat, daß er im Februar 1824 verhaftet und bis zum März 1825 auf der Berliner Stadtvoigtei und auf Schloß Köpenik wegen demagogischer Umtriebe einer Untersuchung unterworfen worden ist, daß er die Jahre Mai 1825 bis Mai 1829 als Gefangener auf der Citadelle zu Magdeburg verlebt hat, daß er seine Lehrerlaufbahn am Gymnasium zu Elberfeld begann (1830, 1831), sie als Oberlehrer in seiner Heimat Soest 1832–34 fortsetzte, am 28. Mai 1833 hier seinen häuslichen Herd gründete, daß er von 1835–41 am Gymnasium zu Duisburg die Leiden und Freuden eines Direktors genossen hat, daß er volle 32 Jahre 1841–1873 das Amt eines Provinzialschulraths zu Koblenz bekleidete und am 17. August des vorigen Jahres in dem freundlichen Städtchen, das er sich zu seinem Rastorte erkoren, gestorben ist —: wenn ich diese Namen und Zahlen trocken und ohne weitere Worte vorlege, so ist doch schon durch diesen äußern Rahmen daran erinnert, daß die mächtigen Strömungen, die großen Umschwünge, welche dieses unser Jahrhundert kennzeichnen, dieses Einzelleben mitbestimmt haben und daß in ihm ihre tiefen Wirkungen sichtbar zu Tage treten. Wir vergegenwärtigen uns den jugendlichen Idealismus der ersten 25 Jahre dieses Jahrhunderts, wenn wir sehen, wie Landfermann 5 Jahre seiner Jugend im Gefängnis zugebracht hat, — es treten uns die Jahre harter Vorbereitungsarbeit, die 30er und 40er Jahre entgegen, in welchen die Besten unseres Volkes, und mit ihnen Landfermann, unter Enttäuschung und Bitterkeit aller Art, in mühsamer Vollbringung der Pflichten des Tages und des besonderen Berufs zugleich einer großen vaterländischen Idee dienten, die noch in einem sehr spröden Gegensatze zur Wirklichkeit stand, — bis dann die ungeheure Katastrophe des Jahres 1848, jenes argen Haderjahres, wie Landfermann in einem seiner Gedichte es

nannte, dem Schwärmen und Träumen ein Ziel setzte und alle Ideen von deutscher Einheit und Freiheit in Fragen der harten Wirklichkeit, Rechtsfragen, Machtfragen — in sehr ernste politische, sociale, kirchliche Aufgaben verwandelte. Feindselig traten sich — denn es handelte sich jetzt um bestimmte Ziele — die Parteien gegenüber; überall, auch in der Verwaltung der Schulen, drängte sich die Tendenz breit hervor; es sind die 50er Jahre — die peinlichsten in diesem ganzen Jahrhundert für einen Mann wie Landfermann, in welchem die furchtbare Krisis des Jahres 1848 den strengen, realistischen preußischen Staatssinn und den idealistischen Glauben an die deutsche Nation und ihre Zukunft zugleich befestigt hatte. Und unaufhaltsam nahte sich die furchtbare Stunde der Entscheidung: wer Landfermann in jenen Junitagen des Jahres 1866 gesehen, der wurde recht inne, wie es sich damals um Leben und Tod der Nation handelte und wie diese Männer der burschenschaftlichen Träume ihres Landes Geschicke in schwerem Ernst mittrugen, mitdurchkämpften, — und wenn ich nun hinzusetze, daß das Jahr der Versöhnung und Vollendung, das Jahr 1870, — „welch eine Gnade von Gott, daß ich diese Tage noch erleben darf", schrieb er damals — von ihm das schwere Opfer verlangte, einen reichbegabten Sohn in blühender Jugend am Tage von Gravelotte unter den Ersten fallen zu sehen: so werden Sie zustimmen, wenn ich sage, daß dieses einzelnen Mannes Leben in mehr als gewöhnlichem Sinn und Maß mit dem Gesammtleben seines Volkes verkettet war. Politiker im eigentlichen Sinn, Parteimann ist er freilich nie gewesen: doch hat er sich seinem Vaterlande auch zu parlamentarischen Diensten nicht entzogen, wo er glauben konnte, in schwieriger Zeit nützlich zu sein. Und fast möchte man es bedauern, daß ein so bedeutender Mann so wenig ehrgeizig war. Freilich war seine amtliche Stellung wichtig und umfassend genug, so daß er seine Kraft in ihr voll bethätigen konnte; allein man hatte doch — namentlich wo er in längerer

Rede sprach — entschieden den Eindruck, daß er auch noch viel umfassenderen Stellungen gewachsen gewesen sein würde. Denn die beiden Elemente, welche den ἀνὴρ πολιτικὸς im hohen Sinne ausmachen, — der hochfliegende Idealismus, der im Ganzen lebt, neben dem strengen Realismus, welcher immer die nächste Aufgabe mit ganzer Kraft zu lösen sucht, als gebe es nichts jenseits derselben — waren beide in ihm: es klang eigenthümlich, ohne doch einen Widerspruch zu enthalten, wenn dieser Mann, von dem doch jeder wußte, wie ideal er den Beruf Preußens und die Bestimmung der deutschen Nation auffaßte, jüngere Männer, welche den preußischen Schuldienst aufsuchten, vor diesem Idealismus warnte. „Sie kommen nicht in das ideale Preußen, wie man in Süddeutschland es gern hätte, sondern in das wirkliche Preußen, das Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. mit harter monarchischer Faust zu einem Staate geschmiedet haben."

Ich wollte von Landfermann dem Schulmann, von unserm langjährigen Schulrathe sprechen — aber es gehört eben zu diesem Schulmann, daß er vor allem ein Patriot war, und zwar nicht in dem Sinne bloß, in dem wir es will's Gott alle sind, daß wir nämlich unsere Berufspflichten mit dem Gedanken an das Vaterland erfüllen, mit dem Bewußtsein, an unserem bescheidenen Theil zu dessen Wohl beizutragen, indem wir seine Jugend unterrichten und erziehen, — sondern er war es in dem Sinne, daß die Beziehung auf das Vaterland, und zwar nicht bloß auf das Vaterland im Allgemeinen, sondern auf die ganz bestimmte Zeit und ihre vaterländischen Aufgaben seinem Thun und Wirken den Charakter gab, der es von dem Wirken anderer höchst bedeutender mit ihm lebender und zum Theil ihm befreundeter Schulmänner, wie etwa Döderlein und C. L. Roth, unterschied. Er war eben preußischer Schulmann, und zwar preußischer Schulmann in einer Zeit, wo unser Staat unwiderstehlich in eine neue Bahn getrieben wurde. Mit irgend etwas wie Tendenz hatte dieser patriotisch-

politische Charakter seines amtlichen Lebens nichts zu schaffen — sie war ihm in jeder Form und in jeder Maske zuwider. Denn an ihm war nichts Gemachtes, er gehörte zu den Schulmännern, die, wie sehr sie das Gesammtleben des Staates mitempfinden und mitdurchleben, doch niemals von irgend einer politischen oder pädagogischen oder kirchlichen Zeitströmung fortgerissen und die eben so wenig von den Äußerlichkeiten des Berufs geknechtet werden. Die natürliche Art, sich zu geben, blieb ihm sein Leben lang: dem Sextaner gegenüber, wie Fürsten und Ministern gegenüber wollte er nichts scheinen: er war, der er war: fein, taktvoll, scharfsinnig durchschaute er die klugen Mittel und Wege, durch welche die große Mehrzahl der gewöhnlichen Menschen ihre Ziele zu erreichen suchen: ein Theil des Geheimnisses seiner Überlegenheit bestand darin, daß er diese gewöhnlichen Mittel sehr gut kannte, ohne jemals auch nur versucht zu sein, sie für sich anzuwenden. Daß er nun sein langes Leben hindurch in einer Stellung, wo die Blicke so vieler nach ihm schauten, in einer Zeit voll wechselnder Bestrebungen und verworrener Velleitäten immer sein gleiches natürliches Wesen behielt, so daß man sich eigentlich krumme Wege, Unlauterkeit, Unwahrhaftigkeit nicht in Verbindung mit ihm denken konnte: das, m. H., hatte doch wohl seinen letzten Grund darin, daß er sich ein häusliches Leben von seltener Art gegründet hatte, auf welches ich hier mit einem Worte hinweisen muß, weil wir Älteren sonst in den Erinnerungen, denen wir uns hingeben, eine Hauptsache vermissen würden, die Jüngeren unter uns aber das, was uns Landfermann gewesen ist, nicht würdigen könnten. Wer das Glück gehabt hat, diesem deutschen Hause näher zu treten — und die Thür war offen, der bescheidene Tisch gastfrei gedeckt, da war nichts Geheimes, nichts, was nicht jeder hätte sehen können — der mußte überwältigt werden von dem Eindruck: ein blühendes Familienglück, gegründet auf schlichte Gottesfurcht und dabei verklärt und erhellt durch alles, was Adel

der Gesinnung, feine Bildung und dabei, man möchte sagen, ein Überreichthum an Geist einem Hause geben kann. An der Spitze, als das Haupt des Hauses, ein Mann von einer unzweifelhaften geistigen Überlegenheit, die doch Niemanden bedrückte, reich an Kenntnissen, die ein nie fehlendes Gedächtnis ihm stets zur Verfügung stellte, fähig, die Schätze unserer eigenen und fremder Litteraturen voll zu würdigen, zu genießen, und mit der herrlichen Gabe ausgerüstet, selbst Eindrücke, innerliche und äußerliche, in eigenartige poetische Form zu fassen: gesprächig, mittheilsam, aber auch stets bereit zu hören: dabei ausgestattet mit jenem glücklichen Humor, der seiner großen Auffassung der Menschen und Dinge das Gegengewicht hielt, und der dem Kleinen, Unbedeutenden, Alltäglichen einen Reiz verlieh, ihm, diesem Trivialen des Tageslebens, eine bedeutungsvolle oder erheiternde Beziehung abgewann: „dieser Speck hat gewissermaßen welthistorischen Charakter," sagt er einem jungen Lehrer, den er sich als Gast zu seinem frugalen Mittagessen mitgebracht: „er stammt aus den Vorräthen, mit denen unsere Festung sich für alle Fälle verproviantirt hat (1859), und die seit Villafranca ihr überflüssig sind." An der Seite des Familienhauptes eine Hausfrau, deren feine und reine Hand alles, was sie berührte, gleichsam in Gold verwandelte — der gegenüber man sich sofort vertraut und doch dabei in eine Region gehoben fühlte, wo „was uns alle bändigt, das Gemeine" keinen Zugang hatte. Die schmerzliche Läuterung, die Weihe schweren Leids, hat diesem Hause auch nicht gefehlt — vielmehr in ungewöhnlichem Maße ist es ihm beschieden gewesen. Schwereres als den meisten Familien an Noth und Tod ist diesen starken Schultern auferlegt gewesen: und es sind solche unter uns, die es erfahren haben, was es hieß, bei schwerer Heimsuchung ein Trostwort aus dem Munde dieser Hartgeprüften zu hören, deren Seelenkraft oft erschüttert, doch nie gebrochen worden ist. Reden wir davon nicht weiter: „des Menschen Leben," so hörte man Landfermann einmal bei

ernster Gelegenheit das Psalmwort deuten, „des Menschen Leben währet 70 Jahr und wenn es hoch kommt 80 Jahr — und es ist nicht köstlich gewesen, wenn es nicht Mühe und Arbeit war.“

Aber es wäre nun wohl an der Zeit, dieser Versammlung Landfermann in seiner Arbeitsstätte als Mann der Schule zu schildern: und vielleicht erwartet mancher unserer jüngeren Freunde, die ihn nicht selbst mehr gekannt haben, von allerlei litterarischen, methodologischen, organisatorischen Verdiensten zu hören, die ihm seither unbekannt gewesen. Von der ersten Gattung zunächst ist wenig zu berichten, da Landfermann nicht viel veröffentlicht hat und das Wenige, wie z. B. das Gutachten über den evangelischen Religionsunterricht (1848), in kurzer Stunde nicht nach Verdienst gewürdigt werden könnte: was aber seine eigentliche Lehrthätigkeit betrifft, Elberfeld, Soest, Duisburg, so fließen die Überlieferungen gerade darüber verhältnismäßig spärlich, sie müssen erst aufgesucht werden: auch die Älteren unter uns haben ihn nur als Schulrath im Gedächtnis. Und freilich, was wir da gelegentlich gesehen und gehört, bewies ganz von selbst, daß er als Lehrer ungewöhnlich wirksam gewesen sein muß. Ein bedeutsames Wort sagt, daß das Geheimnis alles Lehrens im Charakter liege: bei Landfermann lag es sicher nicht in den methodischen Künsten, mit denen man uns jetzt allenthalben bedrängt: die Kraft seines Lehrens lag ganz gewiß vor allem in seiner genialen Persönlichkeit. Statt ausführlicher Schilderung will ich ein Beispiel geben, ein Beispiel aus seiner Schulrathszeit, das aber diese Genialität des Lehrens, wie mir scheint, aufs schlagendste beweist. Er ist auf einer Inspektionsreise begriffen und revidirt das Gymnasium zu — auf den Namen besinne ich mich nicht, und es kommt nicht darauf an: er wohnt dem evangelischen Religionsunterricht in Sexta bei, und es wird die Schlacht im Walde Ephraim 1. Sam. 18 gelesen: „Da nahm Joab drei Spieße in seine Hand und stieß sie Absalom ins Herz, da er noch lebte an der Eiche“. „Weißt

Du auch mein Sohn," unterbricht Landfermann mit seiner tiefen Stimme das lesende Bübchen, „warum dem Absalom drei Spieße ins Herz gestoßen worden sind?" — und als dieser stutzt und eine plötzliche Stille über der ganzen Klasse sich lagert, fährt er fort: „Das will ich Dir sagen — der eine Spieß, weil er sich gegen seinen Vater aufgelehnt hat; der zweite, weil er sich gegen seinen König und Herrn empörte; der dritte, weil er das große Blutvergießen über sein Volk gebracht hat — er war ein dreifacher Verräther, der einen dreifachen Tod verdient hat." Der Gewährsmann, der mir diesen Vorgang erzählte, konnte nach vielen Jahren seine Bewegung nicht verbergen. Mir selbst ist bei den Prüfungen verschiedener Art, bei welchen ich mit oder unter ihm theilzunehmen hatte, die große Virtuosität und zugleich Natürlichkeit seines Fragens am meisten aufgefallen. Seine Methode — wenn man dies Methode nennen will — war die sehr naturgemäße, die aber sehr gut und sehr schlecht gehandhabt werden kann, daß er die zweite Frage durch die Antwort auf die erste bestimmen ließ: ganz unübertrefflich war er, wo er nichtakademisch gebildete junge Männer auf ihre Kenntnis deutscher Dichtungen prüfte: in der Geschichte examinirte er wohl zuweilen zu schwer, weil er bei seiner ganz ungewöhnlichen Gedächtnisstärke sich nicht recht in ein an sich zehnmal schwächeres und überdem durch Examenfurcht gelähmtes Fassungsvermögen hineindenken konnte.

Im Gedächtnis der hier Versammelten lebt er hauptsächlich als Schulrath fort, und wie immer er im einzelnen nach Menschenweise geirrt haben mag, so war doch Niemand, der nicht den Eindruck gewann, daß hier wenn irgendwo der rechte Mann an der rechten Stelle war. Wenn von irgend wem gesagt werden kann, daß nicht ihm das Amt, sondern er dem Amte Bedeutung gegeben habe, so wird es von ihm gesagt werden müssen. Landfermann war durchaus ein Beamter im großen Stile. Wenn ich nach Worten suche, um das ganz Eigenartige seiner Verwaltung zu

charakterisiren, so werde ich sagen müssen, daß er in das Amt und zwar bis in dessen Details und Details selbst äußerlicher Art überall etwas von seiner Persönlichkeit, daß er mit einem Worte Geist hinein zu legen wußte: und wenn dieser Eindruck — das Amtliche belebt, gehoben, geadelt durch die in sich selbst sichere, reines Wollen, ideales Streben mit scharfem Verstande, praktischem Sinn für das Wirkliche und Mögliche verbindende Persönlichkeit — selbst in den Papieren, der amtlichen und halbamtlichen Korrespondenz hervortrat, so war er vollends mächtig, wo man ihm persönlich gegenüberstand. Schon die äußere Erscheinung, die hohe ritterliche Gestalt — man fühlte sich wohl an die Bilder von Blücher erinnert — machte den Eindruck des Überlegenen: er kannte diese Wirkung, mißbrauchte sie aber nie, und je natürlicher und unumwundener man ihm da, wo man sich im Recht glauben durfte, sagte, was zu sagen war, um so eingehender, milder wurde seine Antwort, die in der Regel dann doch das Richtigere traf. Es war ihm gegeben, daß er in seiner Verwaltung nicht mit Ziffern und Nummern, sondern immer mit dem lebendigen Menschen operirte, und bewundernswerth war namentlich, wie er überall, mochte es sich um die Einführung eines Direktors oder Lehrers in sein Amt, um Prüfung eines Kandidaten pro schola, um Abhaltung eines Abiturientenexamens handeln, sofort eine Art von ganz persönlichem Rapport herzustellen wußte und mit psychologischem Scharfblick den Punkt fand, an welchem der einzelne, mit dem er zu thun hatte, sich fassen ließ. Die Zahl der geflügelten Worte, die bei solchen Gelegenheiten fielen — er besaß die Gabe des schlagenden Worts in ungewöhnlichem Maße — ist groß: es wäre sehr der Mühe werth, sie zu sammeln. Er hält eine Abiturientenprüfung ab, findet einen, der die Gewohnheit hat, immer erst Halbwahres zu antworten, und wenn man ihn zurechtweist, mit einem „Ja so" — das Richtige zu sagen: „Sie wollen Medicin studiren?" sagt ihm Landfermann, „mit Ja so werden Sie keinen

Kranken heilen, da sterben Ihnen Ihre Patienten" — oder er sieht unter den Abiturienten einen frivolen Gesellen, der im Vertrauen auf seinen guten Kopf die Sache auf die leichte Achsel nimmt: Landfermann faßt ihn ins Auge: „N., Sie haben ein böses Lächeln," das dann für diesen Tag verschwand. Oder es handelt sich um die Einführung eines Direktors: der Mann ist Schleswig-Holsteiner, hat die Schlacht bei Idstedt mitgemacht: Landfermann flicht in die Einführungsrede das homerische Wort ein: „εἷς οἰωνὸς ἄριστος ἀμύνασθαι περὶ πάτρης — das heißt, es giebt dem Leben eine heilige Weihe, wenn man für das Vaterland gestritten und gelitten hat." Viele aus unserer Mitte werden ähnliches und zwar sehr mannigfaltiges zu erzählen haben, woraus hervorgehen würde, daß seine eigentliche Stärke eben darin lag, daß er sofort ein menschliches Band zu knüpfen wußte zwischen sich und dem, der — wer immer es war — vor ihn trat. Ganz so gab er sich auch damals, wo er wirklich auf der Höhe seiner Wirksamkeit und Bedeutung stand, an jenem Tage, wo das 25-jährige Jubiläum seiner Schulrathsthätigkeit eine größere Anzahl seiner Untergebenen um ihn versammelte, und wo jeder den Eindruck mit sich nahm, daß Landfermann in der That das Haupt und der geistige Mittelpunkt der rheinischen Lehrerwelt war, auch derer, die ihm nicht unmittelbar unterstellt waren.

In dem Cirkular, welches er nachher an die Gymnasien und Realschulen seines Amtskreises richtete, und in welchem er für die Freude dankte, welche ihm an seinem Jubiläumstage bereitet worden sei, spricht er in sehr gewichtigen Worten eine Art pädagogischen Programms aus, das heute zum mindesten genügen kann, um seine Stellung zu den wichtigsten pädagogischen Zeitfragen und Zeitströmungen zu kennzeichnen. Er ermahnt dort, sich zur Wehr zu setzen gegen die Phrase, das Scheinwesen, die didaktische Hyperbel, den Encyklopädismus; den erhitzten Redensarten gegenüber preist er die opferfreudige patriotische That; an wenigen ein-

fachen und edlen Gegenständen des Lernens Kraft und Lust für alle zu erwecken,' bezeichnet er — und ich denke, der so üppig jetzt ins Kraut schießenden didaktischen Hyperbel und dem triumphirenden Encyklopädismus gegenüber mit großem Recht — als die eigentliche Aufgabe unserer höheren Schulen. Und hier werden wir noch zu erwähnen haben, daß er diesem Programm, diesen Grundanschauungen Geltung zu verschaffen wußte auf die natürlichste und wirksamste Weise — nicht durch Erlasse und Berichtseinforderungen, sondern durch seine persönliche Einwirkung, wo er denn ohne Umschweife und ohne Prüderie auch sich selbst als warnendes Exempel aufstellte und mit der ganzen Unbefangenheit seines Wesens von dem, was er selbst verkehrt gemacht, redete: „diese Dummheit bin ich auch erst spät losgeworden“. Seine Personalkenntnis war erstaunlich: aber er hatte sie auf dem natürlichsten und ehrlichsten Wege von der Welt erworben, nämlich dadurch, daß er sich wirklich für die Personen interessirte.

In jenem selben Zusammenhang, dem Cirkular, das ich eben erwähnte, spricht er auch von der Erziehung der Jugend zu einfältiger Gottesfurcht, die an ihren Früchten zu erkennen sei; und ein Wort muß ich also auch noch sagen über die Stellung, welche Landfermann zu den religiösen Fragen eingenommen hat. Man liebt es bei solchen Gelegenheiten, wie die gegenwärtige ist, diesen Dingen aus dem Wege zu gehen, mit kluggestellten Worten nichts zu sagen; das würde nicht in dem Sinn des Verewigten sein. Landfermann war Christ und zwar protestantischer Christ von hoher und freier Gesinnung; noch auf seinem letzten Krankenlager sind ihm zornige Worte auf die Lippen gekommen gegen gewisse Strömungen in der evangelischen Kirche, die ihm einst in den bösen 50er Jahren schon schwere Stunden genug bereitet hatten. Dabei aber war er voll tiefen Respekts vor dem geschichtlich Gewordenen und wußte die erziehende Macht fester kirchlicher Ordnungen nach ihrem vollen Werthe zu würdigen, er war, wie er

einmal in seiner Weise ernsthaften Scherzens es aussprach, durchaus der Mann der „gesunden Vorurtheile“, welche er den ungesunden Vorurtheilen der Halbbildung auf religiösem und politischem Gebiete gegenüberstellte. Wenn ich aber sagte, daß er einen tiefen Respekt vor dem historisch Gewordenen gehabt habe, so ist damit nicht gesagt, daß er nicht auch dieses Historische mit freiem Sinn beurtheilte, und ein Wort ist mir im Gedächtnis geblieben, das er zu einem jüngeren Lehrer äußerte, als dieser ihm gegenüber seine Skrupel aussprach, ob er wohl bei den Überzeugungen, die sich ihm gebildet, noch im Stande sein werde, fernerhin den evangelischen Religionsunterricht zu ertheilen. Landfermann, welcher für Skrupel dieser Art ein sehr feines Verständnis hatte, redete dem jungen Mann, dessen ernsten Wahrheitssinn und pädagogischen Takt er schätzte, zu, den Unterricht ruhig weiter zu geben, das Evangelium seinen Knaben zu erklären, es ihnen ins Herz zu pflanzen: „es handelt sich um das Evangelium,“ setzte er hinzu, „nicht um das, was im sechzehnten oder siebzehnten Jahrhundert die Fürsten mit ihren Hofpredigern aufgestellt haben.“

Was sein Verhältnis zur katholischen Welt betrifft, so wird man sagen dürfen, daß dasselbe von einer weitherzigen und positiven Auffassung bestimmt gewesen sei. Er betrachtete den Antagonismus der Konfessionen nicht als eine Schädigung unseres nationalen Lebens, sondern war eher geneigt, diesen Gegensatz als einen seiner Reichthümer anzusehen, weil er sich sagte, daß gerade in der Reibung der Gegensätze, in der Nothwendigkeit, über große ideale Dinge in unaufhörlicher Geistesarbeit sich auseinanderzusetzen, selbst ohne Hoffnung einer Verständigung, etwas liege, was die Nation vor Fäulnis bewahre. Eine der tiefsten Freuden seines Lebens war es, daß er mit vielen Männern katholischen Glaubens nicht bloß, was man ein gutes Verhältnis im gesellschaftlichen Sinne nennt, unterhielt, sondern in sehr wichtigen Berufs- und Lebensfragen sich mit ihnen in vollem Einverständnisse

fand. Er freute sich der Erfahrung, die auch wir hier an dieser Stelle seit zwanzig Jahren machen dürfen, daß ernste und ihrer Pflicht lebende Männer, Katholiken und Protestanten, welche ja nicht bloß dies, sondern auch Deutsche, Preußen, Lehrer und noch manches andere sind, in weit mehrerem weit einiger sind, als für gewöhnlich im Hader des Tages angenommen wird. Daß unter den Photographien, welche ihm im Jahre 1872 bei seinem Scheiden aus dem Amte in einem Album übergeben wurden, die Bilder einer ansehnlichen Zahl katholischer Schulmänner sich befanden, war ihm eine große Genugthuung und Freude: er nahm es mit Recht als ein Zeichen, daß er auch in diesem Kreise verstanden worden war.

Ja, meine verehrten Herren und Freunde, hier war ein Mann, der Ernst gemacht hat mit der Idee der unsichtbaren Kirche — jener christlichen Idealgemeinschaft, in welcher sich die Anbeter Gottes im Geist und in der Wahrheit aus allen Zeiten, allen Völkern, allen Konfessionen und Vereinigungen begegnen. Ich lege ihm nichts vom Eigenen unter, wiewohl ich freilich auch zu dieser Anschauung mich freudig bekenne, ich finde in seinen Gedichten eine Stelle, welche diese Anschauung mit allem Nachdruck ausspricht, und zwar ist das Gedicht in der Citadelle zu Magdeburg im Jahre 1825 entstanden, also aus seinen jungen Jahren, und Landfermann gehörte zu denen, welche ihren Jugendidealen treu blieben; sie heißt:

„Und fragt ihr nach des Sängers Herzen,
Dem Quell für seine Lust und Schmerzen,
Wofür er lebt, wofür er wirbt,
Vielleicht einst freud'gen Todes stirbt: —
Die Kirche ist es unsichtbar,
Der Heil'gen Rüsthaus hell und klar,
Wo sich aus aller Zeit und Landen
Die Frommen froh zusammenfanden —
Der will er einmal angehören,
Will's Gott, ihr Reich in Treuen mehren — —“

Damit will ich schließen: doch liegt mir fast wie ein Vermächtnis ob, von seinem Lebensende hier in diesem Kreise noch kurz zu reden. Vielleicht ist es nicht allen bekannt, daß Landfermann den Wunsch hegte, seine letzten Tage dem wieder an Deutschland zurückgebrachten Elsaß zu widmen, zu dessen Wiedergewinnung auch er durch den Tod seines Sohnes etwas von seinem Herzblut hingegeben hat. „Ihr bleibt deutsch," hat er einem Elsässer gesagt, „wenn ich sechs Söhne hätte, dafür würde ich sie hingeben," wobei er freilich die Thränen um den einen nicht bemeistern konnte. Es war ein Gedanke, seines patriotischen Idealismus würdig, und ein schönerer Schluß dieses edlen tapfern deutschen Manneslebens hätte sich freilich nicht denken lassen, — vielleicht auch nichts, was man im Interesse einer wichtigen und guten vaterländischen Sache mehr hätte wünschen müssen: es ist nicht dazu gekommen. In dem stillen Bergstädtchen, das er sich zum Ruhesitz erkoren, ist er gestorben: eines freudigen Todes, wie er dort gesagt — tapfer in den Schmerzen der letzten Krankheit, umgeben von der Liebe der Seinen, am Anblick frischheranblühender Enkel sich erfreuend, mit denen er wohl noch ein vaterländisches Lied aus den Tagen seiner Jugend, den Tagen des Befreiungskrieges, angestimmt hat: ich füge hinzu, daß er oft noch jene Sammlung rheinischer Ansichten, welche ihm seine Lehrer bei seinem Scheiden aus dem Amte zum Andenken überreicht hatten, sich an sein Bett bringen ließ und sich an ihnen erfreute. Denn sein Herz blieb dem rheinischen Lande zugekehrt, das ihm, dem westfälischen Mann, zur eigentlichen Heimat geworden war.

Ja, werthe Freunde, er war unser. Sein Andenken hoch zu halten, hat vor allem dieser unser Verein die Pflicht und das Recht; denn er hat diesem unserem Verein von Anfang an eine warme Sympathie gewidmet, und zwar hauptsächlich deswegen, weil nicht er ihn gegründet hat, sondern weil er frei aus der Mitte des rheinischen Lehrerstandes hervorgegangen ist, und er hat ihn

lange und noch über sein Scheiden vom Amte hinaus durch seine regelmäßige Betheiligung gefördert. Indem wir uns der Sitte gemäß — τόδε γὰρ γέρας ἐστὶ θανόντων — zu seinem Gedächtnis von unsern Sitzen erheben, wünschen wir uns nichts anderes, als daß diese Vereinigungen auch fernerhin getragen sein möchten von seinem Geiste — dem Geiste eines patriotischen Freimuths und Geradsinns, der, ohne nach rechts oder nach links zu sehen, zu finden sucht, was wahr ist und was der vaterländischen Jugend frommt, der dieses starken Mannes Herz geweiht war, und der auch wir unser Leben angelobt haben.

Auch in Koblenz, dem Schauplatz seiner längsten und segensreichsten Wirksamkeit, wünschten die Freunde Landfermann's Andenken den kommenden Geschlechtern erhalten zu sehen. An dem Hause Rheinanlagen 4 wurde am 10. Juli 1884 sein Reliefporträt in weißem Marmor, von Werres' Hand geschaffen, umgeben von einem Lorbeerkranz, einem Geschenk der Kaiserin Augusta, enthüllt. Die Feier leitete auch hier Oskar Jäger mit einer Ansprache ein:

Indem wir dieses Denkmal an der Stätte, wo Dietrich Landfermann den längsten und bedeutungsvollsten Theil seines Lebens verbracht hat, aufrichten, lassen Sie mich, ehe wir uns noch einmal die eindrucksvolle Gestalt des Mannes vergegenwärtigen, allen Denen danken, welche uns bei diesem Werke der Pietät unterstützt haben: Ihnen vor Allem, hochzuverehrender Herr Ober-Präsident, und den geehrten Mitgliedern des Königlichen Provinzial-Schulkollegiums, sowie den nächsten Angehörigen des Verewigten, welche aus der Ferne herbeigekommen sind, um unserer Feier an Tiefe der Empfindung zu ersetzen, was ihr an äußerem Glanze abgehen mag.

Vor den hier Versammelten bedarf es keiner langen Rechtfertigung, weßhalb wir dieses Denkmal aufrichten. Jeder von uns weiß, was ihm Landfermann gewesen ist. Auch muß eine Feier im Sinne des zu Feiernden sein, wenn sie nicht ihren Lebensnerv, die fromme Gesinnung selbst zerstören will, und ein Grundzug im Charakter Landfermann's war jene Wahrhaftigkeit, welche bescheiden macht; nichts würde weniger in seinem Sinne sein, als eine jener Prunkreden, welche im besten Falle nur den Ausdruck einer für den Augenblick gesteigerten Empfindung bilden.

Aber die Einweihung eines Denkmals ist immerhin ein öffentlicher Akt, und wenn wir nun diese Feier der Menge, dem großen Publikum beifallswerth machen wollten, welches seine Männer nach dem Aufsehen erregenden, dem Sensationellen mißt, und das etwa auch hier nach organisatorischen Thaten, nach schriftstellerischen, rednerischen Leistungen fragte, so würden wir in der That in einiger Verlegenheit sein. Er hat zur Feder gegriffen, — einige Male — wo ein wichtiges Interesse des vaterländischen Schulwesens es ihm als Pflicht erscheinen ließ oder wo ihn das Herz drängte, einem weiteren Kreise, aber doch keineswegs dem großen Publikum, kurz das Bild eines hochgesinnten Patrioten zur Erbauung und Nachahmung vorzuführen, wie in dem schönen kleinen biographischen Denkmale, das er einem unvergessenen Manne, dem General Karl Moritz Ferdinand von Bardeleben, gesetzt hat. Literarischen Ruhm hat er nicht damit gesucht; auch die Sammlung seiner Gedichte war ausdrücklich nur für Freunde gedruckt. Dem parlamentarischen und öffentlichen Leben hat er sich nicht entzogen, wo die Gefahr den muthigen Mann auf seinen Posten rief, aber er hat nicht nach dem Beifall gestrebt, der den Redner in öffentlichen Versammlungen, zu dem ihn gewiß Vieles vor Anderen befähigt hätte, zu belohnen pflegt; und gerade mit den Organisationsfragen im Schulwesen hat er sich nicht mit Vorliebe beschäftigt, wenn er auch eine sehr bestimmte Stellung zu ihnen nahm. Seine

pädagogischen Grundsätze endlich könnten sehr kurz sich zusammendrängen lassen. Die erste Frage war ihm immer: wo und wie sind die ausführenden Menschen; und so lag in der That, wenn wir es mit Einem Worte sagen sollen, seine Kraft im Persönlichen, in den vertrauten Briefen, durch welche er, wie oft! einem Menschenleben für eine lange Zukunft die Richtung gab, in kurzem, knappem, blitzartig einschlagendem Wort, in der wuchtigen Rede, vor einem kleinen Kreis zu ganz bestimmtem Zweck. Und so vollständig gehörte seine Persönlichkeit zu dem, was er sagte, daß Jeder, der eines jener zündenden Worte wieder erzählte, unwillkürlich den tiefen Klang seiner Stimme nachzuahmen versucht war, der seine Rede so eigenartig charakterisirte.

Aber worin lag denn das Mächtige, der Zauber dieser seiner Persönlichkeit? Wie wäre es möglich, den Reichthum dieses Manneslebens, das mit dem Jahrhundert begann, und dessen bewegten und oft stürmischen Gang 82 Jahre lang begleitete, in kurzer Stunde vor Ihnen zu entfalten! Ich müßte davon sprechen, wie die Zeit des großen Unabhängigkeitskrieges noch seiner frühen Jugend die ersten Eindrücke gab, wie dann der feurige Geist und das hochgespannte Deutschthum der burschenschaftlichen Kreise auch in ihm die patriotischen Phantasien weckte, und er in fünfjähriger Festungszeit zu der Erkenntnis reifte, die unserem jetzigen überweisen Geschlecht freilich zu billigerem Preis gegeben zu werden pflegt, daß die ungeheure Aufgabe, aus dem großen Kulturvolke der Deutschen wieder ein Volk im politischen Sinne, eine Nation zu machen, nicht mit dem Idealismus der studentischen Begeisterung in wenigen Jahren und bis zum nächsten Sonntag erflogen, sondern in schwerer und langer Arbeit von Generationen, in treuer Arbeit vieler Millionen von einem Tag zum anderen vorbereitet werden mußte, um dann vielleicht, wo es Gott gefällt, durch kühne That vollends mit Einem mächtigen Schlage gelöst zu werden; — ich müßte davon sprechen, wie er nunmehr sich zu dieser

Arbeit anschickte und in immer weiteren Kreisen als Lehrer, als Direktor, als Schulrath in jenem Sinne, das Große durch treue Vollbringung des Kleinen vorzubereiten, gewirkt hat. Die Zeit eilte rasch: es kam die furchtbare Krisis des Jahres 1848, wo Deutschland „ein Schiff ohne Sterne in großem Sturme", wie einst das Italien seines Lieblingsdichters Dante, schwankte, Abgründe zur Rechten und zur Linken; ich müßte erzählen, wie ein Leitstern, den manche nicht mehr sahen, das preußische Königthum und dessen deutscher Beruf, klar vor seiner Seele blieb; wie dann die schwerste Stunde in der Geschichte unseres Volkes, die Krisis von 1866, ihn zwar wie uns Alle heftig erschütterte, aber entschlossen fand, und wie dann das große Jahr 1870 seinen vollen Glanz auch auf diese edle Greisenstirn ergoß — der Traum seiner Jugend sich erfüllte. Freilich, wie die Dinge hier auf Erden sich erfüllen: das schwerste aller Opfer ward auch ihm abverlangt wie so Vielen: wen Gott so hoch begnadigt, daß Viele nach seinem Beispiel schauen in der Stunde häuslicher oder vaterländischer Noth, der muß in den Feuergluthen schwerer Trübsal gestählt und geläutert sein. Allein ich hätte damit nur Eine Seite seines Wesens geschildert; ich müßte auch zu Ihnen reden von dem tiefen Zwiespalt, der in unseren Tagen sich dem ernsten Manne auf die Seele legt — den religiösen Fragen. Ich meine nicht die konfessionellen Kämpfe, sondern die furchtbar ernste Aufgabe, den Gegensatz zwischen der verstandesmäßigen, wissenschaftlichen und kritischen Betrachtung der Dinge und dem überlieferten Glauben in sich zu überwinden, zu versöhnen. Landfermann hat die Harmonie auf dem Wege gefunden, wo sie jeder Redliche suchen muß — indem er sich an das hielt, was er in den Versen, die wir unter das Bild gesetzt, Gottes lebendiges Wort in muthiger Brust nannte, und eben dieses, nichts anderes machte ihn auch tolerant. Er besaß nicht jene leichte Art von Toleranz, welche die weltbewegenden Gegensätze einfach dahin gestellt sein läßt, sie ignorirt, an ihnen

vorübergeht, sondern er fand sie auf eben jenem Wege des Persönlichen, Positiven; wo er sah, daß der Glaube, den ein Mensch bekannte, wie immer er heißen mochte, eine veredelnde Wirkung auf ihn ausübte, da hielt er sich an dieses Edle, ihm und seiner frommen Natur Wahlverwandte, und so ist er ein rechtes Muster jener tiefen Art von Toleranz gewesen, die, wenn meine Vorliebe für unser rheinisches Land mich nicht täuscht, eben auf unserm Boden, dem Boden der rheinischen Beamtenwelt meine ich, häufiger ist als irgendwo sonst.

Endlich müßte ich auch noch reden von der edlen deutschen Häuslichkeit, die er sich auferbaut hat, und an der so Viele sich erbaut haben, — müßte reden von dem Geist dieses Hauses, an dem wir stehen — von dem Sichversenken dieses weit und hoch blickenden Geistes in die Dichtung mehr als Einer Zeit und mehr als Eines Volkes und schließlich noch davon, wie alle diese Kräfte zu einer ausdrucksvollen Wirkung versammelt waren in der heroischen Gestalt, der mächtigen Stirne, dem unter buschigen Brauen hell und durchdringend blickenden Auge, dem feinen Mund — deren vereinte Kraft der Künstler so gut wiederzugeben gewußt hat.

Diese verschiedenen Kräfte, die wir eben im flüchtigsten Überblick uns vergegenwärtigt, waren in ihm zur Vollreife entwickelt; sie hätten manchen andern zu ehrgeizigem Streben und Wagen gereizt. Allein — und dies ist es, was wir von dieser Stätte vor allem mitnehmen wollen — die ganze Kraft dieser Persönlichkeit, — gebildet in den Strömungen der Welt nach des Dichters Wort und in der Stille des Hauses und sinniger Betrachtung des Schönen und Wahren, — diese ganze Kraft hat er bethätigt, lebendig, wirksam gemacht in den scheinbar engen Grenzen seines schulmännischen Berufs. Dieser deutsche Mann war vor allem ein preußischer Beamter — sagen wir nicht von der alten Schule — meine verehrten Versammelten, der Geist der aus dem Borne des Gesammtlebens unserer Nation die Kraft schöpft für seinen

preußischen Beamtenberuf und wäre er noch so bescheiden — dieser Geist lebt auch jetzt und wird, will's Gott, immer leben! Er lebt auch — warum sollte ich es nicht sagen? — in den Männern, welche jetzt an Landfermann's Platze zu wirken berufen sind. Nun redet man in der Welt viel von Freiheit und spricht mit einer gewissen Mißachtung von der Abhängigkeit des Beamten; gewiß auch Landfermann hat sich beschränkt, sich gebunden, wie jeder der auf dieser verworrenen Welt etwas Ernsthaftes schaffen will: aber doch wüßte ich nicht, daß mir auf meinem Lebensgange ein freierer Mann begegnet wäre, als der königlich preußische Provinzial-Schulrath Landfermann. Man redet wohl von der Prosa des Berufs und gar des schulmännischen Berufs, von der starren Bureaukratie, von den trockenen amtlichen Formen: wohlan, dieser Mann hat in diesen starren, trockenen, prosaischen Formen das Beste was der Mensch dem Menschen geben kann, lebendigen Theil am eigenen Geistesleben, an viele Hunderte, ja Tausende gegeben. Er hat Schwankenden Halt und Richtung gegeben — hier einen Zaghaften ermuthigt, dort einem allzukühn Vorstrebenden ein warnendes Wort zugerufen; er hat ein und das andere Mal die Gemeinheit mit herbem Wort in ihre Winkel zurückgescheucht; er hat als Lehrer, als Direktor, als Schulrath das heilige Feuer des patriotischen Idealismus und der strengen ernsten Pflichterfüllung zugleich in zahlreichen Schülern, Lehrern und wer immer sonst mit ihm zusammenkam, entfacht. Gott hat ihm die Gnade gegeben, daß er seine Kraft in diesem seinem Beruf voll hat ausleben, und das tiefe Glück des Lehrerberufs auf allen seinen Stufen voll hat empfinden dürfen. Mit diesem Eindruck — daß uns in Landfermann ein Muster gegeben war, wie man in sehr bescheidenen Formen seine Pflicht gegen sein Vaterland in hohem Sinn erfüllen kann, das Muster eines frommen vaterlandsliebenden pflichttreuen Mannes, — Schulmannes — lassen Sie uns von dieser Stätte scheiden, indem wir das Denkmal den schützenden Penaten dieses

Hauses übergeben. In jenem Sinn hat Landfermann ein lebend Denkmal sich erbaut, und nicht bloß wie dort der Dichter sagt, im Gefühl der Edelsten und Besten, sondern auch im Gefühl der Mittelmäßigen, Bescheidenen, Gewöhnlichen: so wird er uns leben — und ich zögere nicht, auf ihn ein noch stolzeres Dichterwort anzuwenden, welches die führenden Geister unter den Menschen charakterisirt, — er wird leben, nicht vielleicht in weitesten Kreisen, wonach er nie gestrebt, wohl aber in seinen Kreisen der rheinischen Schulwelt „unendlich Licht an seinem Licht entzündend".

Dann gedachte Oberpräsident von Bardeleben seiner persönlichen Beziehungen zu dem Verewigten und hob nochmals dessen gesegnete Wirksamkeit für die Rheinprovinz hervor.

Unter dem Relief, welches die ausdrucksvollen Züge Landfermann's lebendig wiedergiebt, stehen die Worte:

„Sieh' ich habe geharrt in schweren und fröhlichen Stunden,
Alles um mich versank, eines hielt festiglich aus.
War es der Treue Gewalt? oder war es der Liebe Geheimnis?
Gottes lebendiges Wort war es in muthiger Brust!"

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.